

**Harry Graf Kessler**

**Walther Rathenau**

*Der Weg zum Abgrund*

*Eine Biografie*

LIWI

LITERATUR- UND WISSENSCHAFTSVERLAG

**Harry Graf Kessler**

**Walther Rathenau**

*Der Weg zum Abgrund. Eine Biografie*

Erstdruck unter dem Titel: Walther Rathenau. Sein Leben und sein Werk.

Verlagsanstalt H. Klemm, Berlin 1928.

Durchgesehener Neusatz, diese Ausgabe folgt:

Rheinische Verlags-Anstalt, Wiesbaden o. J. [1962]

Neuausgabe, Göttingen 2020.

Umschlaggestaltung und Buchsatz: LIWI Verlag

Buchumschlag unter Verwendung des Bildes „Walther Rathenau“, Edvard Munch, 1907.

LIWI Literatur- und Wissenschaftsverlag

Thomas Löding, Bergenstr. 3, 37075 Göttingen

Besuchen Sie uns auch im Internet: [liwi-verlag.de](http://liwi-verlag.de)

Druck: BoD GmbH, In de Tarpen 42, 22848 Norderstedt

ISBN: 978-3-96542-375-6

## **Inhaltsverzeichnis**

Vorwort.....	4
Kapitel I. Vater und Sohn.....	7
Kapitel II. Der Weg des Geistes.....	18
Kapitel III. Gesellschaftliches Zwischenspiel.....	35
Kapitel IV. Abkehr vom Geist .....	43
Kapitel V. Freundschaften.....	50
Kapitel VI. Das Reich der Seele .....	57
Kapitel VII. Der Weg zum Abgrund .....	87
Kapitel VIII. »Von kommenden Dingen« .....	125
Kapitel IX. Vereinsamung.....	161
Kapitel X. Die neue Außenpolitik: Der Kampf um den Frieden .....	194
Kapitel XI. Es gibt keinen Tod!.....	235
Nachwort .....	246

Gerhart Hauptmann  
in Erinnerung  
an unsere gemeinsame Freundschaft  
für Walther Rathenau  
gewidmet

## Vorwort

Wer Walther Rathenaus Bedeutung ermessen will, wird immer genötigt sein, seine Persönlichkeit in den Mittelpunkt zu stellen und diese zu allem, was er gesagt und getan hat, hinzuaddieren oder – denn auch diese Möglichkeit darf nicht ausgeschlossen sein – davon abzuziehen. So hat er es selbst gewollt. Wissenschaftliche Beweise für seine Konstruktionen hat er immer verschmäht, ihre Richtigkeit allein auf die Sicherheit seines Auges, seiner Phantasie, seiner Intuition gestützt. Er präsentierte sein Weltbild der Menschheit nicht als großer Intellektueller, der von Beweis zu Beweis, von Statistik zu Statistik, von Erfindung zu Erfindung eilt, sondern als Künstler, der das Ganze mit einem Ruck, eben als Ganzes, als Abbild einer einmaligen inneren Vision hinausstellt. Von innerlich erschauter Form geht bei ihm alles aus, in sie führt alles zurück und wächst dort organisch zusammen, wie ein Kunstwerk in den Sinnen, den Nerven, der Phantasie, der Persönlichkeit seines Schöpfers. Wie ein Künstler gibt Rathenau bewußt subjektive Wahrheit. Aber die Bedeutung und Wirkung solcher Wahrheit kann, wie er meinte, in der Tat tiefer sein als die von sogenannter objektiver Wahrheit; künstlerische Wahrheit ist oft künftige Wahrheit, schöpferische Wahrheit. Wenn sie noch nicht Wirklichkeit ist, kann sie Wirklichkeit werden. Es kommt dabei wesentlich mit an auf die Wucht und Überzeugungskraft der Persönlichkeit, die sich dahinterstellt. Was anekdotenhaft bei einem großen Gelehrten, Techniker, Industriellen neben seinem Werke steht, sein Leben und Charakter, ist bei Rathenau daher der Kern und Maßstab seines Wirkens. Es steht auch bei der Bewertung seiner Gedanken und Ziele notwendig im Vordergrund.

Und ebenso muß deshalb, weil Rathenaus Gedanken und Ziele aus erschauter Form entstanden sind und durch ihre Form ihre Überzeugungskraft für ihn gewannen, jede Darstellung, die Rathenau gerecht werden will, diese Form als wesentlich berücksichtigen und soweit möglich unberührt lassen. Popularisierende Darstellungen seiner Gedanken durch andere hat Rathenau immer höflich, aber bestimmt abgelehnt. Bewußt oder unbewußt leitete ihn dabei das richtige Gefühl, daß seine Gedanken und Gedankengebäude Kunstwerke seien, die man nicht ohne Schaden umgießen könne. Ich werde mich daher bemühen, überall Rathenau selbst zu Worte kommen zu lassen, im Bewußtsein, daß jede Übersetzung in seinem Fall noch mehr als sonst eine Fälschung sein muß.

Schließlich: Rathenau strahlt eine sonderbare Kühle aus; doch ihm gegenüber bleiben nicht Viele kühl: man muß ihn hassen oder lieben – oder auch zu gleicher Zeit beides. Das war sein Verhängnis im Leben, daß die kühle Abgeklärtheit, die er um sich verbreiten wollte, ihm als Liebe oder Haß wieder entgegenschlug. Aber daher erlebt der Betrachter ihn mit einer solchen durch den Affekt gesteigerten Deutlichkeit, daß seine Figur oft zu einer Halluzination wird, die den, der ihr zu nahe kommt, wie ein Golem in Besitz nimmt. Ich habe versucht, von dieser Vision hier nur die Klarheit des Umrisses festzuhalten, den Affekt auszuschneiden. Ob mir das gelungen ist, muß der Leser beurteilen. Aber wenn ich mir überlege, woher diese ungewöhnliche, oft fast beängstigende Wirkung Rathenaus kommt, so glaube ich, schon hier die Erklärung vorausschicken zu dürfen: Rathenau trug in sich Schicksal! Man fühlte ein geheimnisvoll und unerbittlich wie ein körperliches Organ in ihm Wirkendes, dem äußere Umstände bloß Stufen auf der Leiter zu einem innerlich geahnten und gefürchteten Ziele waren. Und Schicksal in diesem Sinne hat unter Millionen Einer!

## Kapitel I. Vater und Sohn

Walther Rathenau war in der Chausseestraße geboren, im Berliner Norden, mitten im Arbeiterviertel. Sein Vater, Emil Rathenau, ebenfalls geborener Berliner, hatte dort nach einer Lehrzeit als Ingenieur in Schlesien, als Beamter in Berlin bei Borsig und als Volontär in England, für 75 000 Taler eine Eisengießerei gekauft, die er mit einem mitbeteiligten Freund selbst betrieb. Die Fabrik war zunächst klein, und die beiden Gesellschafter hatten wenig Kapital. Doch Emil Rathenau stammte von wohlhabenden Eltern. Sein Vater, ebenfalls Geschäftsmann, hatte sich schon in jungen Jahren, bald nach Emil Rathenaus Geburt 1838, vom »Geschäft« zurückgezogen. »Er war,« wie dieser in einem hinterlassenen selbstbiographischen Fragment sagt, »streng und gewissenhaft und führte eine korrekte Ehe mit der klugen und geistreichen Mutter, die Ehrgeiz besaß und Eleganz in ihrer Erscheinung bis an ihr spätes Lebensende zu bewahren die Schwäche hatte.« Elegant in diesem Sinne war auch die Haushaltung der beiden Eltern Emil Rathenaus, die den Mittelpunkt einer regen Geselligkeit schon im vormärzlichen Berlin bildeten, zunächst in ihrer Wohnung am Monbijouplatz, einem damals noch vornehmen Wohnviertel, und nachher, bis an ihr Lebensende, in ihrem Hause Viktoriastraße 3, das später auch Emil und Walther Rathenau bewohnt haben. Frau Rathenau, geborene Liebermann, die von einer negerhaften Häßlichkeit war, ging ganz im Gesellschaftlichen auf, lebte bis Mitte der neunziger Jahre und hinterließ ihren Kindern bei ihrem Tode als einziges Vermächtnis einen Tischkasten voll unbezahlter Rechnungen. Emil Rathenau berichtet, daß, »weil das gesellige und gesellschaftliche Leben ihnen die Muße nicht ließ« die Eltern die Sorge für seine Erziehung und die seiner beiden Brüder der Schule und Privatlehrern anvertrauten. Daß das bei dem »wildem« Temperament der Knaben zu Unzuträglichkeiten führte, wird belegt durch die Tatsache, daß sie von der Schule relegiert wurden, weil sie den Unterricht durch Schleudern von Knallerbsen störten. Weit abseits von solcher Roheit war die Atmosphäre ihres Elternhauses. Hier herrschte in einer betriebsamen Geselligkeit der Ton der etwas superklugen, nicht ganz selbstverständlichen Bildung der Berliner guten jüdischen Gesellschaft der Heine-Zeit, die ein mystischer Abgrund von der Sonne der noch einfachen, patriarchalischen, aber völlig unzugänglichen Hofgesellschaft trennte – durch deren Zirkel aber zwischen frostigen Roßhaarmöbeln von Schinkel und Abgüssen nach Schadow wie feurige Kometen Rahel und Varnhagen, Lassalle und Helene von Dönniges,

Bettina von Arnim und der junge Liszt zogen. Frostig, aber romantisch war die Note dieses bürgerlichen Altberlin. Walther Rathenau selbst berichtet über seine Vorfahren: »Meine vier Urgroßväter waren angesehen, zwei waren reich, der eine als Bankier eines kleinen Fürsten, der andere als preußischer Industrieller, zwei waren arm. Beide Großväter verloren ihr Vermögen, der eine beim Brande von Hamburg, der andere beim Ausbruch des Siebziger Krieges.« Der eine von den beiden, Liebermann, der Großvater auch von Max Liebermann, war nicht ohne Selbstbewußtsein. Da er während der Kontinentalsperre den Kattundruck mit Maschinenbetrieb, der bis dahin englisches Monopol gewesen war, in Preußen eingeführt hatte, antwortete er bei der Vorstellung dem König Friedrich Wilhelm III. auf dessen Frage »welcher Liebermann?« »Der Liebermann, der die Engländer vom Kontinent vertrieben hat.«

Einen selbst für ein kleines Kind fühlbaren Kontrast zu der Welt der Bildung und Geselligkeit im Neuen Westen, wo die elegante Großmutter Hof hielt, bildete Walthers Elternhaus in der Chausseestraße. Für Emil Rathenau war, wie wir eben gesehen haben, Eleganz »eine Schwäche«. »Die Fabrik in der Chausseestraße war«, wie er in seiner Selbstbiographie berichtet, »sehr klein und beschäftigte höchstens 40 bis 50 Mann mit dem Bau von Dampfmaschinen und Einrichtungen für Gas- und Wasserwerke. Daneben führte sie sämtliche Apparate, die die Königlichen Theater brauchten, für diese aus ... Der wichtigste Gegenstand bei meinem Eintritt war die Herstellung des Schiffes für die Meyerbeersche Oper »Die Afrikanerin«, das für das Königliche Opernhaus in Ausführung sich befand ... Aus einem früheren Vergnügungsort, »Bellavista« war ein hübsches Wohnhaus mit Vorgarten stehen geblieben, das sich durch schmuckes Äußeres hervortat. Hinter diesem lag die Fabrik in dem früheren Tanzsaal, der sich mit einem Seitenflügel an das Wohnhaus anschloß. Dampfkessel, wie sie unter bewohnten Räumen in jener Zeit zulässig waren, und eine mittelgroße entsprechende Dampfmaschine trieben mittels Wellentransmissionen die einfachen Werkzeugmaschinen, wie sie Chemnitzer und Berliner Fabriken herstellten.« In den Räumlichkeiten über diesen ratternden Transmissionen wurde Walther Rathenau am 29. September 1867 geboren, in ihnen verbrachte er seine Kindheit und erste Jugend. Von dieser ersten Umgebung erzählt er in seiner Apologie: »Seit mehr als hundert Jahren lebten meine väterlichen Vorfahren in Berlin, und im Hause meiner Kindheit waren die Überlieferungen der märzlichen Preußenzeit lebendig, so wie sie mein Vater in seinen knappen Aufzeichnungen schildert. Das Haus lag aber nicht im damals stillen Westen, den man Geheimratsviertel nannte, sondern in der Arbeitergegend des Nordens, in der Chausseestraße. Und hinter dem Hause, längs des Kirchhofs, lag zwischen alten Bäumen die Werkstatt, die kleine Montagehalle, die Gießerei und die dröhnende Kesselschmiede. Das war die Maschinenfabrik meines Vaters und seines Freundes, und die Arbeiter und Meister vom berühmten Schläge der alten Berliner Maschinenbauer waren freundlich zu dem kleinen Jungen, der sich unter ihnen herumtrieb, und erklärten ihm

manches Werkzeug und Werkstück.«

Die beiden Schauplätze von Walther Rathenaus Kindheit treten in den eben angeführten Erinnerungen deutlich hervor. Bei den Großeltern am Tiergarten der letzte Abglanz des alten, klassischen und romantischen, ganz auf »Welt« und Bildung eingestellten Deutschlands der Goethe-Zeit; beim Vater in der Chausseestraße die kleinen Anfänge des neuen, vom Siegesrausch von Düppel, Königgrätz und Sedan emporgetragenen, auf Technik und Macht eingestellten, Bildung und Kunst als Nebensachen – und nicht einmal reizvolle Nebensachen – betrachtenden Deutschlands der Bismarck- und Krupp-Zeit. Charakteristisch ist die Äußerung von Emil Rathenau in bezug auf die Apparate, die er für die Königlichen Theater herstellte: »Mein Interesse für diese Arbeiten war gering. Weder die Bühne noch die Balletteusen, für deren Gruppendarstellungen schmiedeeiserne Konstruktionen dienten, übten eine Anziehungskraft auf mich aus, und Sorgen um die Förderung des Unternehmens, in dem zumeist fremde Mittel angelegt waren, nahmen mich in Anspruch.«

In der Tat, Emil Rathenau, einer von den Bahnbrechern und Organisatoren des neuen großindustriellen Deutschlands, gehörte nach Geist und Charakter zu einer anderen Welt als der seiner Eltern im Professorenviertel am Tiergarten. Und da er nicht nur ein großer Techniker und Wirtschaftsmann gewesen ist, sondern auch entscheidenden Einfluß auf die Persönlichkeit seines Sohnes geübt hat, muß hier kurz bei ihm verweilt werden.

Sein Bild tritt aus der Monographie, die ihm sein langjähriger Vertrauter, Professor Riedler, gewidmet hat, und aus zahlreichen Äußerungen seines Sohnes lebendig hervor. Es sind die Züge eines genialen, doch im Verkehr sprunghaften und schwierigen, rücksichtslos einseitigen Menschen. »Er war gegen sich und andere hart«, schreibt sein Sohn, »und dennoch gut, rein und kindlich ... Aber seine ganze Natur ging auf sichtbares Schaffen, etwas Napoleonesches war in ihm: Kraft, aber ohne Verschlagenheit, ohne Routine, ohne Geschicklichkeit. So etwa, wie es bei den Erzvätern, bei Abraham gewesen sein mag. Er dachte in Dingen, nicht in Begriffen und Worten: er nahm alle überlieferten Verhältnisse als gegeben, außer wo sie seine Arbeit betrafen. Da war er kühn, phantasievoll und voll seltener Intuition ...« (Brief 584.)

Was den Verkehr mit ihm oft schwierig machte, war der Wechsel, der jäh und unberechenbar eintrat, zwischen übersprudelndem grenzenlosen Vertrauen und wortkarger, mißmutiger Verschlossenheit. »Unbegrenzter Optimismus«, sagt Riedler, »erfüllte Rathenau beim Planen, Pessimismus und schärfster Zweifel bei der Ausführung.« In der optimistischen Stimmung öffnete er jedem sein Herz, riß die ganze Welt in sein Vertrauen, »erzählte alles, was er auf dem Herzen hatte ... plauderte über seine Pläne, selbst mit Wettbewerbern ganz rückhaltlos ... Es wird die Geschichte erzählt, daß eine große Unternehmung an St. Moritz Bad zugrunde gegangen sei. Ihr Direktor fand sich alljährlich in St. Moritz ein, wenn Rathenau auch dort war, erfuhr von ihm die neuesten Ideen und führte sie dann nach eigenem Ermessen

durch, ohne die nötige Kritik, mit fortdauerndem Optimismus und schlechtestem Erfolge.« (Riedler.) In dieser optimistischen Phase war er ein Visionär, ein Prophet. »Was er erzählte und was er schilderte,« sagt Walther Rathenau in seiner Gedächtnisrede, »das war die Zukunft, und in dieser Zukunft sah er so klar wie wir sehen in unserer Zeit ... So sah er viele Dinge, die heute unerfüllt sind und die einst der Erfüllung entgegengehen;« ja, er sah sie so wie Faust im unfruchtbaren Meer Räume für viele Millionen, »nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen.« Dann aber wurde dieser Faust plötzlich zum Mephisto. »Sein letzter Wahrheitswille«, sagt sein Sohn an derselben Stelle, »drang tiefer in den Kern des Lebens und der Dinge ... Und so wandte er sich gegen sich selbst, so zerriß er in den Augenblicken des Zweifels, des Ungenügens und der Bedrängnis sein eigenes Werk.« Riedler beschreibt das im einzelnen: »Das Gegensätzliche, der stärkste Pessimismus war bei Rathenau am Werk, wenn die verantwortliche Gestaltung nahte. Dann begann er eines Tages unerwartet, als ob er sich vorher für die Idee überhaupt nie begeistert hätte, die strengste Kritik daran zu üben und stand fortan allen damit zusammenhängenden Fragen streng prüfend gegenüber. Unvermittelt folgte der größten Begeisterung das größte Mißtrauen. Besprach er vorher die Idee mit jedem, so verarbeitete er nunmehr alles allein, war nicht mehr mitteilksam, lebte der Selbstkritik, der Aufspürung und Widerlegung von Bedenken und war schwer zugänglich ... Inmitten der von Pessimismus gespaltenen Arbeit war er oft niedergeschlagen, nie freudig erregt wie beim ersten Planen, nicht großzügig schwärmend, ganz nüchtern ...«

Dieser Pessimismus hatte dann für Familie und Mitarbeiter noch überaus peinliche praktische Auswirkungen. »Die Anspruchslosigkeit Rathenaus war ungewöhnlich«, sagt Riedler, »seine persönlichen Lebensansprüche waren sehr bescheiden, danach beurteilte er auch andere. Wenn nun die pessimistische Stimmung eintrat, dann zeigte sie sich auch in Geldsachen; er verlangte dann in allen Dingen die größte Sparsamkeit. Sein Freund, der Bankier Carl Fürstenberg, hat einmal gesagt: »Rathenau begreift und billigt alles bis zum Betrage von dreihundert Mark, dann kommt eine große Lücke, innerhalb deren er finanzblind ist. Erst bei drei Millionen fängt das Verständnis wieder an.« Diese »treffende Kennzeichnung«, bemerkt hierzu Riedler, »ist aber dahin zu ergänzen, daß die kleinen Ausgaben vereinzelt bleiben mußten, sich nicht summieren oder multiplizieren durften, sonst war er auch bis zum Bereich von dreihundert Mark unerbittlich ... Die Geldausgaben für den bloßen Verbrauch vertrug er nicht ...« Man versteht daher, was Walther Rathenau andeutet, wenn er in seiner »Apologie« sagt: »In Not bin ich nicht aufgewachsen, aber in Sorgen«, und fühlt den tieferen, etwas schmerzlichen Sinn in dem drolligen Gratulationsschreiben des Dreizehnjährigen an die Mutter, in dem er unter einen *Geldsack* in zierlicher Kinderhandschrift die Unterschrift gesetzt hat:

»Stirb, Ungeheuer!  
Du aller Sorgen,  
Du alles Kummers  
Drückende Last.«

Der in jähem Wechsel stürmisch vertrauensselige und dann unvermittelt mißmutige und verschlossene Vater scheint das Kind hauptsächlich abgestoßen zu haben. Denn ganz im Gegensatz zu seinem Vater war Walther Rathenau schon als Kind von einer nie versagenden Gleichmäßigkeit des Temperaments, von einer unerschütterlich heiteren Verschlossenheit und Kühle. Nichts lag ihm bereits damals weniger als Gefühlsausbrüche oder Aufregung. Wie Etta Federn-Kohlhaas in ihrem hübschen Buch über ihn berichtet, hat ihr die Mutter erzählt, daß er den kleinen Strafen, die sie wegen gelegentlicher Unarten über ihn verhängte, eine lächelnde Gelassenheit entgegensetzte, die die Strafe in sich aufhob. »Die Mutter stellte ihn in die Ecke, und dort blieb er heiter lächelnd und gänzlich unbekümmert ohne Trotz stehen, bis sie ihn aus einem zwingenden Grunde, wie die Heimkehr des Vaters oder das abendliche Schlafengehen, hervorholen mußte. Dann kam er heiter und liebenswürdig, ohne Trotz, aber auch ohne jede Bekümmernung, und sie sah ein, wie zwecklos das Strafen gewesen war, »Mit dieser heiteren Verschlossenheit verband sich ein schon damals sehr ausgeprägtes Gefühl für die eigene Würde und Verantwortung, ein starkes kindliches Selbstgefühl. Eine französische Gouvernante erzählt, wie ebenfalls Etta Federn-Kohlhaas berichtet, »wie liebenswürdig, gütig und in einer kindlichen Art verantwortungsbewußt der kleine Knabe versprach, für sie zu arbeiten und zu sorgen, damit sie schöne Kleider und gutes Essen habe und nichts zu tun brauche.« Das Selbstgefühl des Kindes muß der Vater mit seiner flackernden Zärtlichkeit, seiner jäh einsetzenden Gleichgültigkeit oft schmerzlich verletzt haben.

Vater und Sohn waren von Charakter sehr verschieden; die Grundzüge seines Wesens, die guten Nerven, die kühle Herzensgüte, die hinter einer gleichmäßigen und heiteren Unnahbarkeit verborgen lag, sowie das starke Selbstgefühl hatte der Sohn offenbar von der Mutter. Diese, die aus Frankfurt am Main stammte, aus einer begüterten jüdischen Bankierfamilie Nachmann, war eine Frau von fast bäurisch gesunden Nerven, von unerschütterlicher Ruhe und Würde, eine Puritanerin, deren wie aus Granit gemeißeltes Profil niemand vergessen wird, der sie bei der Beisetzungsfest ihres ermordeten Sohnes im Reichstag gesehen hat. Als junge Frau war sie sehr schön, ausgesprochen südländisch, mit dunklen Augen und Locken, die vielleicht von spanischen Vorfahren stammten. Sie kam aus einem reichen Frankfurter Hause mit zahlreicher Dienerschaft, Equipagen, allem Luxus in die knappen Verhältnisse der Chausseestraße und brauchte lange Zeit, um sich einzuleben. Sie tröstete sich mit ihrem Söhnchen, mit Musik, war schöngeistig, sentimental, romantisch, aber im Verkehr mit

Männern herb, mit ihrem eigenen Manne und mit ihren Kindern leidenschaftlich eifersüchtig. Eine Frau von großem Format und zielsicherer Klugheit, die es verstand, den Sohn an sich zu fesseln, während zwischen ihm und dem Vater fortwährend kleine Reibungen und Verstimmungen vorkamen.

Dieser harte, visionäre, oft in Gelddingen kleinliche Hausvater war noch dazu auf der Höhe seiner Schaffenskraft zehn Jahre ohne regelmäßige Beschäftigung, meistens verstimmt, grüblerisch, friedlos, innerlich zerwühlt vom Drang nach neuer Betätigung, ohne Aussicht auf Verwirklichung seines Wunsches. Anfang der siebziger Jahre hatte er seine Maschinenbauanstalt in der Chausseestraße verkauft und sich bald nach der Krisis von 1873 auch von ihrer Leitung zurückgezogen. »Zu jung für den Beruf eines Rentners«, warf er sich auf das Studium der Technik in allen ihren Zweigen. Zu Studienzwecken besuchte er die rasch aufeinanderfolgenden großen Ausstellungen, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Anfänge der Weltwirtschaft begleiteten: Wien 1873, Philadelphia 1876, Paris 1878, wo er das erste Bogenlicht kennenlernte, 1881 wieder Paris, wo in der Elektrizitätsausstellung zum ersten Male von Edison das Glühlicht gezeigt wurde. Die Elektrotechnik hatte den Maschineningenieur Rathenau bis dahin wenig angezogen. Aber das neue Glühlicht wirkte auf ihn wie eine Offenbarung: »Rathenau erkannte«, sagt Riedler, »daß dem Glühlicht die Zukunft gehöre, daß es nicht nur die Lampe des Luxus sei, sondern auch der Kleinbeleuchtung, selbst für Dachkammern und Stallungen, während das Bogenlicht keins von beiden sein kann.« In einem Anfall des ihm eigentümlichen visionären Optimismus erwarb er noch auf der Ausstellung die europäischen Patente von Edison. Und da er selbst nicht genügend Mittel hatte, ließ er sie sich von einigen befreundeten deutschen Firmen und gründete mit dem geliehenen Gelde gleich nach seiner Rückkehr in Berlin eine Versuchsgesellschaft. Schon 1882 konnte er auf der Elektrotechnischen Ausstellung in München eine Glühlichtanlage zeigen, die Aufsehen erregte. Der Intendant von Perfall übertrug ihm noch während der Ausstellung die Beleuchtung des Königlichen Residenztheaters; allerdings, wie Riedler erzählt, auf der gemütlichen Grundlage: »machen Sie die Sache auf Ihre Gefahr; wenn sie gut geht, behalte ich sie, sonst ist es Ihr Pech.« Schließlich wurde im April 1883 in Berlin mit fünf Millionen Mark Kapital unter Emil Rathenaus Leitung die »Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Elektrizität« gegründet, die Stammgesellschaft der späteren A. E. G.

Walther war, als der Vater die Edison-Patente erwarb und seine neue Laufbahn begann, vierzehn Jahre alt. Die Wirkung auf das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war tief und wurde für die Zukunft des Sohnes und seine spätere Weltanschauung entscheidend. Die zunächst für das Kind fühlbare Folge war, daß der Vater von dem neuen Beruf aufgezehrt, der Familie entzogen wurde. »Mehr als ein Jahrzehnt hindurch reichte die Arbeitszeit Rathenaus und seiner Mitarbeiter,« sagt Riedler, »von früh morgens bis spät in die Nacht mit einer

halbstündigen Unterbrechung für das Mittagbrot. Bei Tisch wurden die geschäftlichen Angelegenheiten weiter besprochen, abends Betriebe besichtigt; über Nacht wurde Arbeit mit nach Haus genommen und auch Sonntags gearbeitet, denn am Sonntag ist man ungestört ... Rathenau hat sich jahrzehntelang kaum einen freien Nachmittag gegönnt; seine Erholung lag eigentlich nur im Wechsel der Arbeit, Erholung und Zeitvertreib im gewöhnlichen Sinne waren ihm fremd, und nur dem Zwange gehorchend unterbrach er die Arbeit. Er konnte wie Napoleon von sich sagen: »ich bin geboren und gebaut für die Arbeit, ich kenne keine Grenze für die Arbeit.« Der Erfolg war allerdings für die ganze deutsche Wirtschaft umwälzend. Bald wurde Emil Rathenau als Leiter des neuen Unternehmens einer der führenden Wirtschaftsorganisatoren, ein Schöpfer neuer Wirtschaftsformen, ein Bahnbrecher des Hochkapitalismus. Die Gabe, die ihn dazu befähigte, hat Riedler völlig einleuchtend definiert: » *Nur das Einfache konnte Rathenau begreifen, darum wandte er sich nur Dingen und Verhältnissen zu, die klar und einfach waren oder die er einfach gestalten konnte. Er konnte aus verwickelten Beziehungen das Wesentliche, überzeugend Einfache, herausholen, wo andere es nicht sehen konnten ... Er ist nie Angelegenheiten nahegetreten, die er nicht einfach gestalten konnte ... Das ist eine große, fruchtbringende Gabe. Denn das Einfache liegt nie in der Sache selbst, die hat immer zahlreiche Gestaltungen und Beziehungen voll innerer Widersprüche; das Wesentliche ist der Geist, der den Kern der Sache herausschält.*«

Emil Rathenau hat die Massenproduktion in einem der wichtigsten modernen Industriezweige, der Elektrizitätswirtschaft, möglich gemacht, indem er Herstellung und Vertrieb von Grund auf rationell organisierte, er hat der Zusammenarbeit zwischen Banken und Industrie neue Wege gewiesen, indem er als Erster die gemeinsame Beteiligung vieler Großbanken an dem Unternehmen der A. E. G., das er begründet und aufgebaut hatte, durchsetzte und dadurch das Musterbeispiel gab, wie große Kapitalmassen auch für andere rasch wachsende Industriezweige mobil gemacht werden könnten; und er hat schließlich durch die planmäßige Verschmelzung mit anderen Elektrizitätsunternehmungen, durch die Hereinnahme fremder, aber verwandter Industriezweige, durch die Vereinigung vieler Unternehmungen zu einem Wirtschaftsganzen in seiner Hand, und durch Interessengemeinschaften mit großen ausländischen Gesellschaften wie der »General Electric Company« in Amerika, *dem Horizontaltrust die Bahn gebrochen*. Die billige und dauerhafte Glühbirne als Massenartikel, das städtische Kraftwerk als neues Herz der Stadt, die Ausbreitung des elektrischen Stromes als Kraft und Licht über das platte Land, die wirtschaftliche Ausnutzung der Wasserkräfte zur Erzeugung und Verteilung von Elektrizität, die Einführung des elektrischen, an Stelle des Dampfbetriebes, in die Industrie und den Verkehr, diese heute selbstverständlich scheinenden Grundlagen der neuen Großwirtschaft, sind ihm mehr als irgendeinem anderen zu danken: das heißt der einzigartigen Vereinigung höchster technischer und kaufmännischer Begabung

in seiner Person. Walther Rathenau hat das umwälzende Neue seiner Tätigkeit dahin zusammengefaßt: »Bei der Schaffung der angewandten Elektrotechnik handelte es sich um die Entstehung eines neuen Wirtschaftsgebietes und um eine Umgestaltung eines großen Teils aller modernen Lebensverhältnisse, die nicht vom Konsumenten ausging, sondern vom Produzenten organisiert und gewissermaßen aufgezwungen werden mußte. Die Länder, die die Entwicklung den Konsumenten überließen, konnten ein solches Wirtschaftsgebilde nur unvollkommen und aus zweiter Hand erhalten. Die Elektrizität in ihrer heutigen Zentralisation dagegen entstand eigentlich in Deutschland, einem weder kapitalistisch noch geographisch hierzu besonders prädisponierten Lande, während in Amerika die elektrische Industrie zwar infolge des enormen Konsums einen lebhaften Aufschwung nahm, aber doch immerhin bis in die jüngere Zeit die Form der älteren Industrien, wenn auch in größten Dimensionen, beibehalten hat.« (Brief 29.)

Unter den Männern vergleichbaren Formats, die bei der Entstehung der modernen Großwirtschaft führend hervortraten, erscheint Werner Siemens größer als Gelehrter, Edison bahnbrechender und unermüdlicher als Erfinder, Ford konsequenter als Organisator von Maschinen und Arbeitskräften; aber Emil Rathenau bleibt, mindestens für die deutsche und europäische neue Wirtschaft, die am meisten typische Persönlichkeit, weil die beiden Grundtendenzen, die sie von jeder früheren Wirtschaft unterscheiden, die sofortige Nutzbarmachung jeder technischen Neuerung für den Massenverbrauch und die sofortige Heranziehung jeder neuen Kapitalquelle für die Vergrößerung der Produktion in ihm am einheitlichsten und zielbewußtesten hervortreten.

Denn die Rücksichtslosigkeit, mit der beide Tendenzen bei Rathenau auf ein Ziel eingestellt wurden, die unerbittliche Logik, die jeden Schritt auf dieses Ziel hin prüfte, sind die Grundlagen seiner Unternehmertaktik und der Hauptgrund, warum er in seiner langen Tätigkeit nie einen wesentlichen Rückschlag erlitten hat. Er galt lange Zeit selbst bei einigen seiner Mitarbeiter für einen vom Glück begünstigten Spekulanten. Sogar ein Vorsitzender seines eigenen Aufsichtsrates hat einmal erstaunt gefragt: »Versteht er denn auch etwas von der Technik?« Tatsächlich waren seine Erfolge die Frucht der fast fanatischen Einseitigkeit, mit der er ungewöhnliche technische und kaufmännische Kenntnisse für einen einzigen Zweck einsetzte. Gelderwerb war ihm persönlich gleichgültig; er besaß für seine Person keinen Erwerbssinn. Aber sein strenger Grundsatz, den er auch allen Mitarbeitern einschärfte, war, so berichtet Riedler: »Wir müssen für die Aktionäre Geld verdienen; eine andere Aufgabe haben wir nicht, dafür sind wir angestellt; wir haben nur dann unsere Schuldigkeit getan, wenn das Unternehmen großen Gewinn bringt.« Das schuf ihm seine Stellung bei den Banken und die Möglichkeit, über fast unbegrenzte Mittel zu verfügen: die großen Gewinne öffneten ihm die Kassenschränke. So sicherte er sich die eine unentbehrliche Triebkraft für die Erweiterung

seiner Fabriken zu Weltunternehmungen: den Zufluß fast unbegrenzten Kapitals. Und ebenso rücksichtslos spannte er die andere Triebkraft der modernen Großwirtschaft, die fort-dauernde technische Vervollkommnung für den gleichen Zweck ein, indem er sie, wie später Ford, unerbittlich auf *Massenproduktion und Verbilligung* hinlenkte. So wurde er in seiner wirtschaftlichen Tätigkeit ein vollkommenes, ja ins Riesenhafte aufgeschossenes Exemplar des »*Zweckmenschen*«, wie Walther Rathenau diesen Typus später bezeichnet hat, den Typus, der sich ganz irgendwelchen außerhalb seiner Person liegenden Zwecken unterordnet. »Was nicht einheitlich organisch in sein Denken und Schaffen paßte, ließ er unberührt, mochte es noch so bedeutend scheinen oder sein«, sagt Riedler, »um Gebiete, auf denen er nicht Meister sein konnte oder wollte, bekümmerte er sich nicht. Jede Zersplitterung der Kräfte vermied er. Sein persönlicher Interessenkreis war, der Selbstbeschränkung entsprechend und mit dem üblichen Maßstabe moderner Vielgeschäftigkeit gemessen, sehr eng. Eigentlich hat ihn nur sein Beruf interessiert. Dennoch war sein Gesichtskreis ein sehr weiter. Rathenau hatte eine vorzügliche Allgemeinbildung; aber alles, woran er nicht inneren Anteil nahm, war bald vergessen. Aus seiner Schulzeit hat er nicht viel mehr behalten als geographische und naturwissenschaftliche Kenntnisse ... Dauernd interessierte ihn nur die Welt der Tatsachen, das vielgestaltige technische und wirtschaftliche Leben. Kunst im üblichen Sinne hat ihn wenig angezogen. Alles Belletristische blieb ihm fremd, das Theater war ihm nur Zeitvertreib, bei dem man nicht aufzupassen braucht; er hörte nur halb hin und sah Stücke mehrere Male, ohne es zu merken.« Das gleiche berichtet Stendhal von Napoleon: während der Oper addierte er die Zahlen seiner Bataillone, Pferdebeine, Kanonen, Trains; die Musik von Cimarosa diente nur, um seinen Geist für strategische Kombinationen zu befruchten.

Der Eindruck, den Walther Rathenau von seinem Vater in diesen Jahren empfangen hatte, hat sich ihm, bewußt oder unbewußt, viel später, als längst zwischen beiden die innigste Freundschaft und Zusammenarbeit erwachsen war, verdichtet zu zahlreichen Zügen, die er seinem »Zweckmenschen« verleiht. So in der »Mechanik des Geistes«: »Da der Zweck ihn (den Zweckmenschen) ganz hinnimmt, so bleibt er bei aller Erfüllung arm und glücklos ... *Zweckhaftes Schaffen ist Frondienst.*« Und in »Von kommenden Dingen«: »Die Dinge selbst, vernachlässigt und verachtet, bieten (dem Zweckmenschen) keine Freude mehr, denn sie sind Mittel geworden. Mittel ist alles, Ding, Mensch, Natur, Gott; hinter ihnen steht gespenstisch und irrend das Ding an sich des Strebens: der *Zweck*. Der nie erreichte, nie erreichbare, nie erkannte: ein trüber Vorstellungskomplex von Sicherheit, Leben, Besitz, Ehre und Macht, von dem je so viel erlischt, als erreicht ist, ein Nebelbild, das beim Tode so ferne steht wie beim ersten Anstieg. Ihm drohend gegenüber erhält sich, realer und tausendfach überschätzt, das furchtbare Bild der Not. Von diesen Phantasmen gezogen und getrieben, irrt der Mensch vom Irrealen weg zum Irrealen hin: das nennt er leben, wirken und schaffen, das

vererbt er als Fluch und Segen denen, die er liebt.« (S. 39.)

Das muß dem jungen Walther Rathenau beim Anblick seines Vaters sehr bald eingeprägt worden sein durch tägliche Erlebnisse und Enttäuschungen. Sein Vater war nicht Herr, sondern Knecht der von ihm selbst aufgerichteten riesigen Maschine: um so unfreier, je größer diese Maschine wurde. Und hierdurch bekam das Verhältnis zwischen Vater und Sohn einen neuen Stoß. Denn ein tiefer Grundzug Walther Rathenaus, vielleicht der ausgeprägteste in ihm, war eine unbändige Abneigung gegen jede Art von Abhängigkeit. Jede Beschränkung seiner Unabhängigkeit empfand er als Schmerz, gegen den er sich mit allen Mitteln zur Wehr setzte. Wer anders fühlte, war ihm unverständlich und immer ein wenig verächtlich; und sein Vater fügte sich in eine beispiellose Unfreiheit freiwillig. Wie eifersüchtig der Primaner Walther Rathenau sich jeder Bevormundung oder Aufsicht entzog, bezeugt eine Geschichte, die Etta Federn-Kohlhaas von der Mutter erfahren hat. Diese erzählte, wie sie im Wilhelm-Gymnasium einer der öffentlichen Prüfungen beiwohnen wollte und sich ganz vorn hinsetzte. »Als ihr Sohn mit seiner Klasse kam, schien er sie nicht zu bemerken, beantwortete aber keine Frage und blieb völlig stumm. Der exponierte Sitz war der Mutter sehr peinlich, und sie ging erzürnt und beschämt nach Hause, wo sie den Sohn mit Vorwürfen empfangen wollte. Aber der kam sehr unbekümmert und vergnügt an und fragte sie gleich, ob sie bald wieder zu einer Prüfung kommen werde?«

Und einige Jahre später schreibt er als junger Beamter an seine Mutter aus Neuhausen: »Mich bringt es zur Verzweiflung, daß ich abhängig bin, und daß ich niemals einen Ausweg, niemals ein Ende sehe. Jeden Tag kontrolliert werden, Arbeiten bekommen, sich ausfragen lassen müssen, sich zu Bitten erniedrigen müssen, wo man glaubt, Recht zu haben, bisweilen zu Entschuldigungen; mit inferioren Menschen kollegial stehen ... das macht nach Jahr und Tag verrückt, wenn man seine Freiheit höher stellt als den Rest.« Mit diesen Gefühlen und Anschauungen betrachtete er die Unfreiheit seines Vaters. Die persönlichen Eigenschaften Emil Rathenaus, seine sprunghaften Launen, seine Schwierigkeit in Gelddingen, hatten zwischen Vater und Sohn Reibungen ergeben; die unpersönlichen Begleiterscheinungen seiner Stellung als großer Wirtschaftsführer erzeugten einen prinzipiellen Gegensatz, der leicht zu einer völligen Entzweiung, vielleicht zu einer Katastrophe, hätte führen können (der Sohn beging einen Selbstmordversuch) und dessen Überwindung nach vielen Jahren ein grundlegendes Ereignis in der inneren Entwicklung Walther Rathenaus wurde.

Zunächst schloß sich der Sohn ganz an die Mutter an. In ihr lernte er die Welt der Goetheschen und romantischen Ideale und einer ruhigen Würde von der anziehendsten Seite kennen; während sein Vater die andere neue Welt der atemlosen Jagd nach Gewinn, des rastlosen Suchens nach technischer Neuerung in einer ihm würdelos erscheinenden Form verkörperte. Allerdings aber doch so unabweisbar, so eindrucksvoll genialisch, daß sie sich tief in die Seele

des Kindes einbohrte. Dieser Gegensatz zwischen den gleich mächtigen Eindrücken, die er von Vater und Mutter empfing, hat gewiß beigetragen zu der Doppelbestimmung Walther Rathenaus, zu jenem nie in ihm ausgeglichenen Konflikt zwischen dem Hang zu weltfremder seelischer Verinnerlichung und der geheimnisvoll unwiderstehlichen Nötigung zu eng auf einen Zweck eingestelltem kaufmännischem und technischem Schaffen, zu jener Doppelheit, die ihn schließlich tragisch innerlich zerriß und äußerlich zu einem Gegenstand des Anstoßes und des Hasses für Millionen machte: bis ein gewaltsamer Tod ihm selbst und vielen seiner Freunde wie ein zwangsläufig unentrinnbares Schicksal erschien. Es war der gleiche Konflikt zwischen dem Zwang zu rastlosem technischen Fortschreiten, das die ganze Kraft des Menschen beansprucht, und dem unabweisbaren Drang nach Entfaltung aller Seelenkräfte, ohne Rücksicht auf ihre Nutzbarkeit, der Haß und Verachtung von Millionen gegen unsere Zivilisation unterhält, und auch ihr, wie dem ähnlich zerrissenen und verhaßten Walther Rathenau, ein gewaltsames Ende wie ein fast unabwendbares Schicksal in Aussicht stellt. Gerade deshalb, weil dieser Konflikt, der der Konflikt der Epoche ist, Rathenaus Schicksal gestaltet hat, wirkt seine Figur nicht einmal so sehr durch seinen Tod wie durch sein innerlich zerrissenes und in den letzten Jahren dauernd bedrohtes Leben wie ein tragisches Sinnbild unserer Zeit.

## Kapitel II. Der Weg des Geistes

Walter Rathenaus Eigenart, die Bewegung seines Innenlebens um zwei nicht aufeinander abgestimmte Achsen, dem Willen zu zweckhaftem Schaffen und dem zu weltferner innerer Vertiefung, von denen bald die eine, bald die andere als die Hauptachse erscheint, bildet sich unter den gegensätzlichen Einflüssen des Elternhauses früh aus. In den doppelten Wirbel wird dann allmählich eine ungeheure Menge von Kenntnissen, Erlebnissen und Erfahrungen hereingezogen, in stetem Fluß gehalten durch die zwei feindlichen Antriebe, zwischen ihnen hin und her geschleudert, wie farbige Glasstückchen in einem Kaleidoskop immer neu zusammengewürfelt, bis schließlich eine unübersehbare, nach undurchschaubaren Gesetzen sich selber instrumentierende Vielstimmigkeit, ein einzigartiges Ballett von Vorstellungen die glänzende Hülle wird, hinter die sich das Schwanken seiner Natur zwischen den in ihr wirkenden zwei entgegengesetzten Grundtrieben zurückzieht. Das ist von innen betrachtet die Geschichte von Rathenaus Jugend.

Von außen gesehen, verliefen seine Jugendjahre sehr gewöhnlich. Auf den verschiedenen Gymnasien, die er besuchte, war er nirgends ein Musterschüler. Nur im Deutschen glänzte er. Der Drill der deutschen Erziehung verletzte seinen Unabhängigkeitsdrang. Unbefriedigende Zensuren verschärften die Spannung zwischen Sohn und Vater. Doch macht er schon mit siebzehn Jahren das Abiturientenexamen. Dann studiert er in Berlin und Straßburg: bei Helmholtz mathematische Physik, bei Hofmann Chemie, bei Dilthey Philosophie. Mit zweiundzwanzig Jahren, 1889, promoviert er mit einer Dissertation über »Die Lichtabsorption der Metalle«. Er wendet sich dem neu entstehenden Industriezweig der Elektrochemie zu, mit der bezeichnenden Begründung, daß dieses der einzige Zweig der Elektrotechnik sei, auf den die Unternehmungen seines Vaters noch nicht die Hand gelegt hätten. Um sich darauf vorzubereiten, studiert er ein Jahr in München Maschinenbau und Chemie und wird dann technischer Beamter der »Aluminium-Industrie A. G.« in Neuhausen in der Schweiz, wo er ein Verfahren ausarbeitet, um durch Elektrolyse Chlor und Alkalien zu gewinnen. 1893 übernimmt er die Leitung der »Elektrochemischen Werke G. m. b. H.« in Bitterfeld und bleibt dort sieben Jahre an der Spitze dieses fortwährend mit Schwierigkeiten kämpfenden, wenig ertragreichen Unternehmens, bis es sich geschäftlich durchgesetzt hat. Mit seinem Fortgang aus Bitterfeld sind seine Lehrjahre zu Ende.

Wenn man im einzelnen die innere Entwicklung Rathenaus während dieser Jugendjahre betrachtet, so sieht man die Tragödie seines Schicksals zwangsläufig herannahen.

Wie die Figuren eines Dramas treten nacheinander und nebeneinander die Charaktereigenschaften auf, die den tragischen Knoten schürzen und Rathenau zu einem symbolischen

Opfer seiner Zeit machen.

Im Elternhaus schloß er sich, wie bereits gesagt wurde, eng an die Mutter an. Aber auch ihr öffnete er sich nicht ganz. Die Erinnerungen, die Etta Federn-Kohlhaas verzeichnet hat, lassen erkennen, wie er eine gläserne Wand zwischen sich und ihr aufrichtete, eine lächelnde Abwehr der letzten Innigkeit, die für das Kind im Verhältnis zur Mutter immer zugleich eine halbe Unterwerfung ist: sein ursprünglichster Trieb, sein Selbstgefühl, sein Widerwille gegen jede Abhängigkeit hielten ihn zurück. Die Mutter, die eifersüchtig war, empfand das wie eine Kränkung und machte ihm Vorhaltungen. Offenbar auf solche Vorwürfe antwortete er: »Du mußt nicht glauben, daß ich gegen Gefühle und Neigungen kämpfe. Aber das Leben unter leidenschaftlichen Menschen – die wir alle von Natur sind – hat mich vor dem Übermaß gewarnt. Das ist ein gutes und schönes Füreinanderleben, das keinen Enthusiasmus und keine Selbstvernichtung erstrebt, sondern sich in unerschütterlicher und wandelloser Gleichmäßigkeit der Zuneigung und in ruhiger, aber rastloser Tätigkeit erhält und stärkt. Aber den Ausdruck, die äußere Bezeugung, die liebe ich nicht ... Es mag sein, daß ich in meiner Art extrem bin und auf Dich, die Du es nicht bist, mehr Rücksicht nehmen könnte. Aber da kann ich Dir nicht helfen. Es geht mir zu sehr gegen den Strich, und auch dieser Brief wird mir schwer, zumal der Ausdruck für diese Sujets den Gedanken nie recht adäquat ist ...« Ihn peinigte geradezu die Furcht, daß einer ihn aushorchen, über ihn Macht gewinnen, über ihn als Stärkerer Herr werden könnte. Er reagierte auf jeden leisesten Versuch, ihn gegen seinen Willen auch nur zu beeinflussen, mit fast krankhafter Empfindlichkeit. In seinen »Aphorismen« findet sich, vielleicht aus der Bitterfelder Zeit, das Wort: »Hüte dich, Mensch, daß sie dich nicht lieben wie ein schönes Tier, nicht aus Liebe, sondern aus Habsucht.« Samuel Saenger, der ihn gut gekannt hat, sagt: »Bei aller scheinbaren Vertraulichkeit, ja mitten in den Heimlichkeiten eines intimen Gesprächs, war Walther Rathenau immer wie von einem Schleier umhüllt ... er war der Gralshüter seines Innern.« (Neue Rundschau September 1926, S. 324). Und er selbst schreibt einmal: »Vor Jahren war ich geneigt, mein Herz zu verschenken. Ein Wort der Güte schloß mich auf. Obwohl Jude, bin ich nicht mißtrauisch, sondern glaube gern. Als ich merkte, daß man mich als Mittel zum Zweck wollte, war ich zerschlagen, entehrt, entwürdigt, verraten. Ich hätte gern aus freiem Herzen geholfen, aber als mißbrauchtes, für dumm genommenes, verachtetes Werkzeug? Als betrogener Betrüger? Die verletzte Eitelkeit heilt sehr schwer: es dauerte eine Zeit, bis ich mich fand.«

Er fand sich, indem er schon sehr früh in jedem Verhältnis zu anderen, schon in dem zu seiner Mutter, die Führung übernahm, selber der Überlegene, Hilfreiche, Tonangebende wurde. So wahrte er seine Unabhängigkeit. Er belehrt und beschützt seinen jüngeren Bruder Erich. Sehr charakteristisch für ihn und ein Zeugnis davon, wie früh schon selbst äußerliche Züge, in denen diese Neigung sich ausprägte, bei ihm fest wurden, ist eine Photographie der

beiden Brüder aus ihrer Knabenzeit; Walther legt dem Jüngeren von oben herab den Arm beschützend auf die Schulter, eine Geste, die ihm im vertrauten Gespräch mit Freunden immer natürlich blieb. Er spielte selbst bloßen Bekannten gegenüber bis an sein Lebensende, oft nicht ohne Anstoß zu erregen, gern den »großen Bruder«.

Die Waffe, die ihm die Überlegenheit sicherte, war sein Verstand, ein von Rasse und Haus aus ungewöhnlicher und dann noch persönlich mit eisernem Fleiß erweiterter, trainierter, geschmeidig und glänzend gemachter, von Phantasie beflügelter Geist, der mit tausend Armen zur Abwehr um sich griff, wie ein indischer Gott, Willige und Widerstrebende umschlang und fesselte. Über den Ursprung hohen Verstandes dachte er geringschätzig, brandmarkte ihn als ein Erzeugnis der Furcht. Furcht und Mut »die mutvoll oder furchthafte gefärbte Willensstrebung, die Neigung zum Angriff, zum Hervorbrechen, und die Neigung zur Abwehr, zur Flucht« sind, so sagt er, » *die gewaltige Gegensätzlichkeit, welche die gesamte Schöpfung durchquert ... die gegensätzlichen Urelemente der menschlichen Seelenstimmung; unbeeinflusst vom Erlebnis, unabhängig vom Denken und Wollen, von Glauben und Wissen. Die Stimmungen (die eine oder die andere dieser Stimmungen) beherrschen von der Geburt bis zum Tode das Leben der Menschen, Völker und Rassen ... Mut kommt aus Stärke, Furcht aus Schwäche. Die Wehr der Starken ist Kraft und Zuversicht, die Wehr der Schwachen ist Furcht und Flucht ... Blick und Sorge ins Künftige gewandt, wird (der Furchtmensch) sich seiner Verstandeskräfte bewußt, die das Dunkel zerteilen. Er sinnt und sorgt, strebt und begehrt, forscht und grübelt. So schmiedet er sieb zu der Wehr der Furcht die neue Waffe des Verstandes ...*« (»Von Schwachheit, Furcht und Zweck«, S. 13 ff.)

Das vornehmste Furchtvolk und daher das Volk der höchsten Geistigkeit sind die Juden. »Wann hat je ein Mensch, der den blonden Typus der Göttersöhne zeigt, in der Kunst und in Gedanken Großes geleistet?« (W. R. »Aphorismen«). Ein Furchtvolk von Anfang an sind die Juden, und dann von ihrer Geschichte, ihrem »Gott«, zu einer einseitigen ungeheuren Überzüchtung dieses einen Organes, des Verstandes, gezwungen worden. In einem seiner funkelnden Tischgespräche, um 1906, erzählte Rathenau nach seiner Art die Geschichte des jüdischen Volkes dem Dichter Hofmannsthal, dem Diplomaten Mutius und mir: »Sehen Sie, das ist so: der liebe Gott hat es bei der Erschaffung der Welt gemacht wie ein guter französischer Koch, der eine Zutat, die er am Abend zum Diner gebrauchen will, schon am Morgen vorbereitet. Er hat sich den Luxus gestattet, eine Portion reinen Geistes »Geist« definiert Rathenau in einem Brief an Frau Minka Grönvold als »das bewußt differenzierte Denken. Niedere Form: Verstand. Höhere Form: Vernunft« (Brief 69), eine bestimmte Masse Hirnschubstanz in einen Topf zu tun, zu versiegeln und zwei Jahrtausende sozusagen in die Tiefe des Meeres zu versenken. In ihren wasserdichten Topf hat er ihr nur ein Buch, ein einziges Buch mitgegeben und sie im übrigen hermetisch abgeschlossen gegen die übrige Welt und in sich fermentieren

lassen. Was ist die Folge gewesen? Zweitausend Jahre hat diese Masse Geist immer wieder dieselben Gedanken bis zur äußersten Verfeinerung und Kompliziertheit durchgedacht. Man hat über jeden Satz in der Bibel Kommentare geschrieben und Kommentare zu den Kommentaren, und Kommentare zu den Kommentaren der Kommentare. Eine riesige Wissensmenge häufte sich um das eine Buch an, die nur wenige beherrschen konnten. Aber von Zeit zu Zeit erstand so einer, und dann wallfahrte man zu ihm von Cordova nach Krakau oder von Posen nach Lissabon. Die Macht und das Ansehen des *Geistes*, dieses ganz unpraktischen, aber aufs höchste verfeinerten und komplizierten talmudischen Geistes, wuchs aufs höchste. So bildete sich eine intellektuelle *Form*, die dann, am späten Abend der Zivilisation, für unsere heutige Welt, unser heutiges internationales Wirtschaftsleben unentbehrlich geworden ist. Ohne sie ist die moderne Weltwirtschaft undenkbar. Aber ich halte diesen bloßen Geist doch für unfruchtbar an sich. Simmel ist seine vollkommenste Anwendung in der Wissenschaft. Was kommt dabei heraus? Eigentlich betreibt er nur ein Wechselgeschäft mit Gedanken. Und selbst im Wirtschaftsleben ist es so. Die Juden sind das *Salz* der Erde; aber Sie wissen, was geschieht, wenn man zuviel Salz nimmt. Ich habe immer gefunden, daß die Leute, die *bloß geschickt* sind, in Geschäften unter die Räder kommen; und mit Recht! Sie sind für sich allein unproduktiv.«

Furcht und als Erzeugnis der Furcht und einer einzigartigen Geschichte ein ungeheuerlicher, bis zur Unfruchtbarkeit überzüchteter Verstand, so empfand Rathenau die Erbmasse, die seine Vorfahren ihm vermacht hatten. Mag man zu dem Mythos, der zugrunde lag, der Vorstellung von dunklen, geistigen Furchtrassen und einer blonden, ungeistigen, mutigen Herrenrasse, stehen wie man will, psychologisch ist die Tatsache, daß er diesen Mythos ernst nahm und seiner Weltanschauung zugrunde legte, ein Bekenntnis. Rathenau, der, wie er später bewiesen hat, physisch furchtlos war, fühlte sich geistig als Glied einer dunklen, furchtsamen Sklavenrasse. Irgendwo saß in ihm die Furcht und erschien ihm als sein Grundtrieb; saß in ihm, spukte in ihm, jüdisch vergeistigt und verdünnt, in gespenstischer Gestalt als quälende Unsicherheit vor der brutalen Gewalt der Dinge, vor jeder geistigen, moralischen, gesellschaftlichen, materiellen Überlegenheit. Gerade in den Jahren, die über seine künftige Laufbahn entschieden, wurde sie vertieft durch eine Erfahrung, die ihm gleichzeitig sein Judentum und den harten Druck der Welt in schmerzlicher Weise zum Bewußtsein brachte. In seinem Aufsatz »Staat und Judentum« sagt er: »In den Jugendjahren eines jeden deutschen Juden gibt es einen schmerzlichen Augenblick, an den er sich zeitlebens erinnert: wenn ihm zum ersten Male voll bewußt wird, daß er als Bürger zweiter Klasse in die Welt getreten ist, und daß keine Tüchtigkeit und kein Verdienst ihn aus dieser Lage befreien kann.« Als Einjähriger bei den Garde-Kürassieren war er, obwohl militärisch tüchtig, nicht befördert worden. Die romantische Bewunderung, die er damals noch der preußischen Junkerkaste zollte, muß ihm

die Demütigung besonders schmerzlich gemacht haben. Und so ließ er sich bestimmen und handelte, obwohl er sich dafür verachtete, aber weil er anders nicht seiner Unsicherheit Herr wurde, nach der Erbweisheit seiner Väter und setzte sich zur Wehr mit seinem Geist. Mit starker Übertreibung hat Rathenau selbst die Stimmung, durch die er sich auf die Bahn der Klugheit drängen ließ, formuliert in seiner heftigen Philippika gegen den »Zweckmenschen«: »In dem Bewußtsein, daß er aus eigenem Wesen Gewalt nicht üben kann, trachtet er Kraft durch Macht zu ersetzen. Aus Sklaverei entstanden, will er Sklaven befehlen, von Furcht gepeinigt, will er Furcht erwecken.«

Der erste Schritt war die Berufswahl, der Verzicht, trotz Begabung und Hang zur Malerei, auf eine künstlerische Laufbahn; die Wahl eines Geldberufes, des technischen und kaufmännischen. Er verzeichnet in dem kurzen Abriss, den er der schwedischen Ausgabe seines Buches »Von kommenden Dingen« vorausschickte: »Berufswahl: *Schwanken* zwischen Malerei, Literatur und Naturwissenschaft. Entscheidung für Physik, Mathematik und Chemie als Grundlagen neuzeitlicher Technik und Wissenschaft.« Die Entscheidung erfolgte, weil er die Abhängigkeit von seinem Vater in einem keinen sicheren Gelderwerb versprechenden Beruf fürchtete. Mit Genugtuung verzeichnet er in seiner »Apologie«: »Mit siebzehn Jahren absolvierte ich meine Schulzeit, mit dreiundzwanzig ging ich in die Praxis. Von da ab habe ich, wie es in unserer Familie üblich war, *niemals mehr eine Unterstützung meines Vaters beansprucht oder angenommen.*« Und mit vierundzwanzig Jahren schreibt er dem Vater: »Du kennst mich genug, um zu beurteilen, wie ich in einer subalternen Position leide. Niemals würde ich freiwillig in irgendeinem Betriebe ein abhängiger Beamter sein. Es ist mir über die Maßen verhaßt, von einem Vorgesetzten jeden Tag meine Arbeit zuerteilt zu bekommen, der gelegentlich kommt, um nachzusehen, ob ich meine Pflicht tue, und dem ich über alles Rechenschaft schulde. Der mir Befehle geben kann usw. ...« (Brief 7 vom 14. II. 92). Gegen solche materielle Abhängigkeit hilft nur das Geld, das durch Fleiß, Klugheit, genaues Rechnen zu erwerbende Geld, das wie ein goldener Panzer die allzu zarte, furchtsame Haut der Seele schützt. Vielleicht ist es wirklich die zwei Jahrtausende gepeinigte, getretene, gedemütigte, verfolgte, von Ghetto zu Ghetto gehetzte jüdische Rassenseele, die Rathenau sieben Jugendjahre in dem freudlosen Fabrikdorf Bitterfeld festhielt, um Geld zu verdienen, ohne jeden anderen Antrieb, ohne Familie, ohne Frau, als Sohn reicher Eltern, entgegen seinen künstlerischen Neigungen, nur um seine materielle Unabhängigkeit zu erringen. Alle zwei Monate ein kurzer Besuch bei der Mutter in Berlin, sonst nur Arbeit, Arbeit, Arbeit an wenig erfolgreichen Unternehmungen. Oft erschöpfende, auch körperlich widerwärtige Arbeit. Bei einer Gelegenheit, so erzählt sein damaliger Gehilfe Hugo Geitner, wurden im sogenannten »Zersetzungsraum« des Werkes, in dem der elektrische Strom durch Salzsäure geschickt wurde, um Alkali-Lauge zu gewinnen, die Dämpfe so stickig, daß die Arbeiter, obwohl sie in Essig getränkte Schwämme vor dem

Mund hatten, wegen des Gestankes fortliefen und die Apparate stehen ließen. Da kam Rathenau und bediente die ganze Nacht die Apparate selbst. – Einmal, als er selber Zweifel bekommt am Enderfolg seiner technischen Versuche, schreibt er der Mutter: »Aber wenn sich für meine Ergebnisse keine Verwendung findet – und ich fange an, daran zu zweifeln – was dann, ja was dann? Ich weiß es nicht. So sehr ich grübele, ich weiß es nicht. Ein anderer Beruf? ... Ein neues Studium? Nein, solange ich nicht genug Geld habe, um es unabhängig zu betreiben, nie und nimmermehr ...« So spricht und handelt ein Freigelassener, mit dieser leidenschaftlichen Angst vor der Kette.

Aber Geld allein schützt nicht vor Demütigungen. Geist und Klugheit stellen gegen soziale Ungerechtigkeit noch andere Waffen zur Verfügung: die der gesellschaftlichen Diplomatie, die Kunst, geheime Antriebe, Schwächen, leidenschaftliche Vorurteile, Einrichtungen der Gesellschaft richtig einzuschätzen und auszunutzen, wozu als Hilfsmittel die Gabe der Einfühlung unentbehrlich ist, die in den seltenen Fällen, wo zu Geist und Feingefühl schöpferische Phantasie kommt, zur Intuition wird, d. h. zur Fähigkeit, das Uhrwerk einer fremden Seele, einer ganzen Gesellschaft selbständig wieder aufzubauen, seine Gesetze sozusagen am Modell zu beobachten und seinen Ablauf wie den einer Maschine zu berechnen. Rathenau besaß schon sehr früh diese Gabe. Davon zeugt unter anderem ein Theaterstück, das er 1887 als Neunzehnjähriger in Straßburg schrieb, anonym drucken ließ, dem Theater einreichte und, nachdem es unverdientermaßen zur Aufführung nicht angenommen war, bis auf ein Exemplar, wie es scheint, vernichtete und sogar seiner Mutter verheimlichte: das bisher unveröffentlichte Schauspiel »BLANCHE TROCARD«. In einer Zeit trostloser Öde des deutschen Theaters geschrieben: ein Jahr vor Sudermanns »Ehre«, zwei vor Gerhart Hauptmanns Erstlingsstück »Vor Sonnenaufgang«, zu einer Zeit, als Ibsen in Deutschland kaum bekannt war, und Oscar Wilde nur für einen exklusivsten Kreis englischer Ästhetiker mit der Bühne zu spielen gerade anfang. Dieses Werk eines eben erst von der Schule gekommenen Studenten ist alles andere als das übliche Primanerndrama, weder konventionell noch revolutionär, sondern ganz eingestellt und aufgebaut auf die Beobachtung und Gestaltung allerfeinster, kaum faßbarer Zwischentöne in Gedanken und Gefühlen, zartester gesellschaftlicher Spannungen. In seinem völligen Verzicht auf jede Theaterkonvention, Phrase, Rhetorik zugunsten schmiegsamer Einfühlung in leiseste Regungen der Zuneigung oder Ablehnung zwischen Menschen, in flüchtigste Schwankungen der gesellschaftlichen Temperatur steht es den jüngsten Franzosen, Charles Vildrac oder Porto-Riche, oder allenfalls den kleinen poetischen »Proverbes« von Musset viel näher als den Vorbildern, die damals das Theater Rathenau bot: den Pariser Kassenstücken von Alexandre Dumas dem Jüngeren oder des Verfassers der »Welt, in der man sich langweilt«.

Es lohnt sich, zur Beleuchtung von Rathenaus frühreifer Einfühlung in Menschen und

Beziehungen »Blanche Trocard« näher anzusehen. Es ist ein kleines Ehedrama, in dem das Tragische fast nur zwischen den Zeilen steht, Spannungen und Leidenschaften, die zwei Menschenleben zu vernichten drohen, hinter den einfachen, alltäglichen Worten, die gesprochen werden, nur wie eine von gesellschaftlicher Konvention verhängte Glut hindurchleuchten. Zwei Frauen haben geheiratet: die eine, eine Madame Rozan, früher Operettendiva, hat sich für ihr Geld einen Mann gekauft; die andere, Blanche Trocard, ein anständiges Mädchen ohne Geld, ist von ihrem Mann gekauft worden. Die beiden Männer sind Associés und leben mit ihren Frauen gemeinsam im selben Hause auf dem Lande. Zwischen den Frauen herrscht eine begreifliche Abneigung. Die frühere Operettendiva will sich der Blanche aufdrängen und hat ihr vorläufig ihren Mann gestohlen; Blanche weiß dieses, leidet ohne zu klagen, aber entzieht sich jeder Annäherung. Ein junger Mann namens Berthier kommt, der früher Blanche geliebt hat, aber, weil er sich nicht geliebt glaubte, zugunsten ihres jetzigen Mannes verzichtet hat. Damit beginnt das Drama. Hier als Probe das erste Gespräch zwischen Blanche und ihrem früheren Liebhaber:

**Mme. Trocard.**

Vermag die Erinnerung an Frankreich und die Freunde, die Sie dort verlassen, nichts über Sie?

**Berthier.**

Grade die Erinnerung an Frankreich treibt mich fort, denn sie ist eng mit dem verknüpft, was mir besonders das Leben verleidet und was alle meine sonstigen quälenden Sorgen zu gleichgültigen Nebendingen stempelt. – Auch die Erinnerungen an meine Freunde halten mich nicht zurück, obgleich sie meistens recht heiter, wirklich außerordentlich heiter sind. In der Tat, meine Freunde und meine Erinnerungen an sie sind das amüsanteste, was ich mir denken kann.

**Mme. Trocard.**

Ich hätte nie gedacht, daß gerade ein Mann wie Sie mit Trauer seiner Heimat gedenken könne, der kaum zu wissen schien, was es hieße, einen Wunsch unerfüllt zu sehen, – verwöhnt vom Glück, verwöhnt von seiner Umgebung, bei allen beliebt, von so vielen beneidet ...

**Berthier.**

Sie hätten es nie gedacht, das glaub' ich wohl; aber Sie begreifen es. Begreifen Sie doch auch, dem Himmel sei's geklagt, daß eine Frau jung, schön und reich sein kann und dabei doch unglücklich. Und wieviel seltsamer klingt das!

**Mme. Trocard.**

Ich weiß nicht, wie ich Ihre Worte deuten soll -

**Berthier.**

Ja, gnädige Frau, Ihr Schicksal ist dem meinen ähnlich; und ich muß es gestehen, ich finde einigen Trost darin. Daß ich Sie unglücklich gefunden habe, ist zwar mir das traurigste, was ich empfinde; aber ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn ich Sie glücklich gesehen hätte.

**Mme. Trocard.**

Sie irren sich, Herr Berthier, ich bin nicht unglücklich. Warum glauben Sie es? Wirklich, Sie irren sich.

**Berthier.**

Dem Anscheine nach, allerdings, sind Sie glücklich. Ihre Worte sind nicht anders als die einer glücklichen Frau. So ist auch Ihr Lächeln und der Klang Ihrer Stimme – vielleicht sogar etwas heiterer – aber ich bin zu sehr mit Ihrem Geschicke verwandt. Ich kenne die Unterschiede und Nuancen.

**Mme. Trocard.**

Glauben Sie nicht, daß ich Komödie spiele. Ich brauche es nicht zu tun. – Warum könnte ich mich unglücklich fühlen?

**Berthier.**

Wie oft haben Sie sich diese Frage selbst gestellt, und wie oft haben Sie sie beantwortet! Ich aber habe kein Recht dazu.

*(Kurze Pause)*

**Mme. Trocard.**

Ich weiß, was Sie meinen, Herr Berthier, und wage es auszusprechen. Sie glauben, daß mein Mann mich vernachlässigt. Aber Sie irren sich. Mein Mann ist rücksichtsvoller als er zu scheinen wünscht. Glauben Sie es mir nicht? Angenommen aber, er wäre es nicht – hätte ich dann ein Recht, mich zu beklagen oder unglücklich zu sein? Auf keinen Fall. Ich darf nicht vergessen, daß ich nichts war, bevor mein Mann mich zur Frau nahm, und daß ich durch ihn erst kennengelernt habe, was Rücksichten sind.

**Berthier.**

Ist das auch seine Ansicht?

**Mme. Trocard.**

Ich weiß es nicht.

**Berthier.**

Wenn Sie es wünschen, will ich gerne glauben, was ich nie bemerkte, aber auch nie bestritt, daß Trocard sich bewußt ist, daß er der besten Frauen eine die Seine nennt. – Um so mehr muß es tieferer, verborgener Kummer sein, der sich von Ihrem Glücke nährt und aus Ihrem Herzen die schöne sich selbst unbewußte Fröhlichkeit ausgetilgt hat.

**Mme. Trocard.**

Um Himmels willen – was meinen Sie damit?

**Berthier.**

Haben Sie noch dasselbe Vertrauen zu mir, wie vormalig in Paris? Nicht wahr, Sie haben es noch? Und ich bin Ihnen von Herzen dankbar dafür.

Warum sollten wir nicht offen miteinander sprechen? Nach langer Trennung sehen wir uns wieder. Durch unheilvolle Umstände, die ich Ihnen nicht gestehen kann, ohne Sie tief zu verletzen, ist meine Lebensfreude zerstört. Durch Verhältnisse anderer Art, an denen Sie aber unschuldig sind, ist es die Ihre. Wir beide kennen diese Verhältnisse und empfinden sie gleich tief. Warum also sie wegleugnen? Wenn es Ihr Wunsch ist, soll über Ihren Kummer kein Wort mehr verlauten. Ihn zu teilen werden Sie mir nicht verbieten.

**Mme. Trocard.**

Sagen Sie mir, Herr Berthier, was Sie wissen. Ich bitte Sie darum. Lassen Sie mich alles erfahren.

**Berthier.**

Ich weiß nicht mehr, nicht weniger als Sie.

**Mme. Trocard.**

*(mit gesteigerter Unruhe und Aufregung)*

Und wenn ich es wüßte ... Sagen Sie es mir, um mich zu beruhigen. Ich bitte darum. Ich mag die Ungewißheit nicht. – Betrifft es meinen Mann?

**Berthier.**

Verzeihen Sie mir, verehrte Frau, Sie sehen ein, daß Sie aus meinem Munde nichts erfahren dürfen.

**Mme. Trocard.**

Lassen Sie mich nicht in der Ungewißheit verzweifeln. Sagen Sie mir, ob außer ihm ... Sagen Sie mir, ob eine Frau ... Ich bitte so sehr drum ... Nennen Sie einen Buchstaben ihres Namens ...

**Berthier.**

Wozu das Wortspiel? Nun denn, es sei. Ich dachte an Madame Rozan.

**Mme. Trocard**

*(in Tränen ausbrechend)*

O mein Gott, daß es so offenkundig ist!

Wie in diesem Dialog, wie in den weiteren Gesprächen zwischen Berthier und der früheren Operettendiva, zwischen dieser und Blanche, zwischen Blanche und ihrem Mann, die tragische Situation durch die einfachen, gleichgültigen Worte hindurchleuchtet, als seien sie

untermalt und die Untermalung nicht zuzudecken, wie sie dann allmählich deutlicher wird und zum Ausbruch kommt und schließlich ohne Lösung bleibt, – wie im Leben – das beweist nicht nur Walther Rathenaus dichterische Begabung, sondern mehr noch sein natürliches Talent zur inneren Nachschöpfung alles dessen, was zwischen Menschen in ihren Beziehungen zueinander Kühle oder Wärme, Nachgeben oder Starrheit, Schwäche oder Macht, Aufstieg oder Niedergang bedingt.

In der Tat gehört Rathenau zu der in Deutschland sehr kleinen Gruppe von Schriftstellern, die in Frankreich als »Moralisten« bezeichnet werden: Weltleute, Philosophen, Staatsmänner, wie La Rochefoucauld, La Bruyère, Vauvenargues, Chamfort, Rivarol, die in die Geheimnisse des menschlichen Herzens und des gesellschaftlichen Lebens mit Geist, mit Feingefühl, mit schöpferischer Phantasie eingedrungen sind und mit blitzblank geschliffenen Sätzen hineinleuchten; meistens unsichere, oder durch äußere Umstände unsicher gewordene Naturen, wie unser deutscher Lichtenberg, die in ihrem Abbild der Welt einen inneren Halt gegen die wirkliche Welt suchen. Aber woher auch immer im einzelnen Fall die Gabe zu solchen Durchleuchtungen des Gesellschaftskörpers stammen mag, im Endergebnis kommt es darauf an, ob die Einblicke, die sie erschließen, brauchbar sind. Und Rathenau hat mit Recht auf diese Gabe unter allen seinen Gaben den größten Wert gelegt. Man könnte aus seinen Werken eine Auswahl von knappen, farbigen Bildern zusammenstellen, die eine Gesamtansicht, ein in sich zusammenhängendes und vor dem inneren Auge überzeugend funktionierendes Modell der ganzen heutigen Welt bieten würden, angefangen von den kleinsten, verborgensten Rädchen im Innern der Einzelseele, und von Rad zu Rad ineinandergreifend bis zu den großen Schwungrädern, Transmissionen, Kraftleitungen des sozialen, geschäftlichen, politischen, wirtschaftlichen, religiösen, nationalen und internationalen Lebens. Zweifellos lebte vor Rathenaus innerem Blick ein solches Modell, das er jeden Augenblick in Gang setzen konnte. In den langen Bitterfelder Jahren hat er es Stück für Stück für seinen Privatgebrauch aufgebaut. Vergraben in dem kleinen, trostlosen Fabrikdorf, wo er um seine materielle Unabhängigkeit kämpfte, suchte er nicht Zerstreung, sondern Sammlung und inneren Halt, indem er die große geheimnisvolle Welt jenseits seiner Fabrikschornsteine für sein inneres Auge anschaulich und für seine Phantasie begehbar machte. Seine Studien waren Forschungsreisen in ihre verschiedenen Gebiete, um alles als Bild heimzubringen und jede Bewegung als Funktion zu begreifen. Soziologie, Nationalökonomie, Geschichte, Philosophie und Literatur wurden ebenso wie Bilanzen, Geschäftsreisen und Verhandlungen mit Geldgebern oder Konkurrenten dem Zwecke dienstbar gemacht: dem Aufbau und der Formulierung einer – in diesem Falle mit Recht so zu benennenden – *Welt-Anschauung*.

Zunächst Anschauung, klare Vorstellung seiner engsten Umgebung: des Judentums und der Geschäftswelt. Zwei Aufsätze, die er Harden für die Zukunft gab: »*Höre Israel!*« und

» *Physiologie der Geschäfte*« formten beide Vorstellungen so fest und so, für ihn wenigstens, endgültig, daß seine Einfühlung in die übrige Welt von diesem festen Boden nur folgerichtig in die Weite vorzudringen brauchte.

» *Von vornherein will ich bekennen, daß ich Jude bin*«, so lautet der erste Satz, mit dem er in »Höre Israel« am 6. März 1897 in der »Zukunft« an die Öffentlichkeit trat Zwei kleine Aufsätze, die er 1895 in der »Zukunft« über »Elektrochemische Werke« und über »Industriepapiere« veröffentlichte, können, da es sich um rein technische Betrachtungen handelte, außer Betracht bleiben.. Bitter klingt dieser Satz und schicksalsschwer wie das Eingangsmotiv einer tragischen Symphonie; denn Rathenaus Judentum war sein Untergang. Dann ringt er, in einem Stile, in dem die Selbstzerfleischung nachzittert, nach einem anschaulichen Bild des Judentums. Wer es sehen will, »mag an Berliner Sonntagen mittags um 12 Uhr durch die Tiergartenstraße gehen oder abends in den Vorraum eines Theaters blicken: seltsame Vision! Inmitten deutschen Lebens ein abgesondert fremdartiger Menschenstamm. Glänzend und selbstgefällig staffiert, von heißblütig beweglichem Gebaren. Auf märkischem Sand eine asiatische Horde ... In engem Zusammenhang unter sich, in strenger Abgeschlossenheit nach außen; so leben sie in einem halbfreiwilligen, unsichtbaren Ghetto, kein lebendes Glied des Volkes, sondern ein fremder Organismus in seinem Leibe ...« »Doch ich weiß«, ruft er dann seinen Glaubensgenossen zu: »es sind einzelne unter euch, die es schmerzt und beschämt, Fremde und Halbbürger im Lande zu sein, und die sich aus der Ghettoschwüle in deutsche Waldes- und Höhenluft sehnen. Zu ihnen allein spreche ich.« Kein hohles Pathos war dieser Aufschrei, sondern, wie Rathenaus Leben bewiesen hat, ein Hilferuf aus tiefster Not; denn er, der Jude, stand mit dem Herzen von vornherein auf der Seite seiner Gegner. » *Der Inbegriff der Weltgeschichte*, ja der Menschheitsgeschichte«, sagt er in einem Aphorismus, » *ist die Tragödie des arischen Stammes*. Ein blondes, wundervolles Volk erwächst im Norden. In überquellender Fruchtbarkeit sendet es Welle auf Welle in die südliche Welt. Jede Wanderung wird zur Eroberung, die Eroberung zur Befruchtung der Kultur und Gesinnung. Aber mit zunehmender Weltbevölkerung quellen die Fluten der dunklen Völker immer näher, der Menschenkreis wird enger. Endlich ein Triumph des Südens: eine orientalische Religion ergreift die Nordländer. Sie wehren sich, indem sie die alte Ethik des Mutes wahren. Zuletzt die höchste Gefahr: die technische Kultur erringt sich die Welt, mit ihr entsteht die Macht der Furcht, der Klugheit, der Verschlagenheit, verkörpert durch Demokratie und Kapital ...« »Die Tragödie des *arischen* Stammes«, nicht die des jüdischen!, so fühlte er – das ist das Besondere an Rathenaus Einstellung zur Judenfrage; und deshalb genügt ihm keine der landläufigen Lösungen: Beseitigung aller Beschränkungen, Übertritt zum Christentum, Zionismus. Mag man den gesellschaftlichen Boykott und das »Staatsbürgertum zweiter Klasse« beseitigen; das wäre gerecht und für den Gaststaat nützlich, aber nicht genug, um den tragischen Knoten zu lösen.

»Was also muß geschehen?« fragt er in »Höre Israel«. »Ein Ereignis ohne geschichtlichen Vorgang: die *bewußte Selbsterziehung* einer Rasse zur Anpassung an fremde Anforderungen. Anpassung nicht im Sinne der Mimikry Darwins, welche die Kunst einiger Insekten bedeutet, sich der Farbe ihrer Umgebung anzugewöhnen, sondern eine Anartung in dem Sinne, daß Stammeseigenschaften, gleichviel ob gute oder schlechte, von denen es erwiesen ist, daß sie den Landgenossen verhaßt sind, abgelegt und durch geeignetere ersetzt werden ... Das Ziel des Prozesses soll nicht imitierte Germanen, sondern deutschgeartete und erzogene Juden sein.« Diese Lösung hat er später weiter ausgebaut, als er dazu fortgeschritten war, Rassengegensätzen eine tiefere Bedeutung abzusprechen und nur noch einen Unterschied der Gesinnung anzuerkennen, den Unterschied zwischen Menschen, die aus Furcht, und solchen, die aus Mut handeln. Im Kriege schreibt er einem völkisch gesinnten Freund: »Ich bin der Überzeugung, daß Glaube, Sprache, Geschichte und Kultur hoch über den physiologischen Dingen der Blutmischung schweben und sie ausgleichen.« (Brief 191.) Und ein paar Monate später an denselben Freund: »Du sagst gelegentlich ›mein Volk‹ und ›Dein Volk‹.« Ich weiß, daß es nur ein verkürzter Ausdruck ist, aber ich möchte ein Wort dazu bemerken. »*Mein Volk*« sind die Deutschen, niemand sonst. Die Juden sind für mich ein deutscher Stamm, wie Sachsen, Bayern oder Wenden ... Für mich entscheidet über die Zugehörigkeit zu Volk und Nation nichts anderes als Herz, Geist, Gesinnung und Seele. In diesem Empfinden stelle ich die Juden etwa zwischen die Sachsen und Schwaben. Sie sind mir weniger nahe als Märker und Holsteiner, sie sind mir vielleicht etwas näher als Schlesier oder Lothringer. Ich rede natürlich nur von *deutschen* Juden.« (Brief 208.) »Die bewußte Selbsterziehung zur Anpassung an das Deutschtum« wurde für die Juden damit zu einer bloßen Sache des Wollens und der Ausdauer. Diese Überzeugung festigte sich in Rathenau von Jahr zu Jahr; sie bot ihm den sichersten Halt gegen das Gespenst der Unsicherheit, das er in sich fühlte. Und in diesem Sinne hat er auch an sich selbst geformt. Seine Schätzung junkerhafter Ideale, seine Bevorzugung altpreußischer Kunstformen, wie er sie durch den Kauf und die Wiederherstellung des Schloßchens Freienwalde betätigte, die eigenartige Kargheit, die er im Stil von 1813 um sich liebte, kurz, sein Preußentum, flossen, wenigstens zum Teil, aus dieser bewußten Anpassung an das Volk, das er mit so leidenschaftlichem Pathos als das seine begehrte. Daher erschienen sie den einen affektiert, den anderen oberflächlich romantisch, weil wenige, und diese nur ganz allmählich, die tiefe Not durchschauten, aus denen sie geboren waren. Vor allem bezweifelten seine Feinde seine Aufrichtigkeit und benutzten das angeblich Fragwürdige seiner deutschen Gesinnung als wirksamstes Mittel der Hetze gegen ihn, bis die völkischen Kreise, deren Ideale er im Grunde teilte, ihn ermordeten. In den zitierten Sätzen des Aufsatzes »Höre Israel« ist diese tragische Entwicklung vorbereitet.

Die zweite, schon ganz reife Frucht von Rathenaus zähem Bemühen um die

Anschaulichkeit der Welt ist die 1901 in Hardens »Zukunft« erschienene » *Physiologie der Geschäfte*«; ein Werkchen, das sich in Geist und Form eng an die der französischen »Moralisten« anschließt, witzig, treffend, Schlag auf Schlag Einblicke und Ausblicke eröffnend, teilweise so fest geprägt, daß einige seiner Sätze schon klassisch wirken:

»Bedürfnisse erkennen und Bedürfnisse schaffen ist das Geheimnis alles ökonomischen Handels.«

»Eine Organisation soll ihr Gebiet bedecken wie ein Spinnennetz: von jedem Punkt soll eine grade und gangbare Linie zur Mitte führen.«

»Geschäfte müssen monarchisch verwaltet werden. Kollegien arbeiten selten schlecht, aber im besten Fall mittelmäßig.«

»Kollegialität heißt Feindschaft.«

»Denke dich beständig an die Stelle deines Gegenüber. Proponiere, was du selbst in seiner Lage annehmen würdest, und erwäge bei allem, was man dir sagt, die Interessen, die dahinter stecken. Denke nicht nur für dich, sondern auch für den anderen.«

»Bei gescheiterten Menschen, die in Verhandlungen erfahren sind und sich kennen, genügen wenige Worte, um wichtige Dinge zu entscheiden. Ein unerfahrener Zuhörer würde kaum erkennen, daß sie mit der Frage im Zusammenhang stehen und oft nicht einmal fühlen, ob eine Ablehnung oder Zustimmung erfolgt ist.«

»Wenn man erwägt, wie oft ein Spaziergang, ein Mittagessen, ein Kopfnicken oder ein Gähnen über das Entstehen und Schicksal großer Unternehmungen entscheidet, so ist es zweifelhaft, ob man über

die Stärke oder über die Schwäche der Menschen  
erstaunen muß.«

»Ich pfeife auf das, was man die ›großen Ideen‹  
nennt. Sie liegen auf der Straße. Sie kommen zu  
Dutzenden, dieses Gesindel, wenn wir träumen,  
wenn wir verdauen, oder wenn wir Erholung su-  
chen. Und das ist ihre rechte Zeit und ihr rechter  
Ort ... Ich stelle mir vor: ein Industriekönig liest in  
seiner eigenen Biographie, wie der »große Ge-  
danke« seines Lebens erklärt, erläutert und gefeiert  
wird. Wie muß der Ehrliche über die Gläubigkeit  
der Chronisten lachen! Denn die große Idee war, als  
er sie aufgriff, eine zehnmal breitgetretene Plattheit,  
ein Erbstück, ein Gemeingut aller Vernünftigen ge-  
wesen: was gefehlt hatte war der Mann, der Wille,  
der Fleiß, die Ausdauer. Und war Genialität dabei  
nötig, so war es die Genialität der tausend Mittel,  
der tausend Auswege und Umwege, der Überzeu-  
gungskraft und der Halsstarrigkeit.

Ich hasse die geistreichen Gedanken und mißtraue  
den brillanten und paradoxen Worten.«

»Wenn du Menschen findest, die sich mit Erfolg in  
eine Organisation einfügen, so sind es Germanen o-  
der Angelsachsen. Von allen Rassenüberlegenheiten  
erscheint mir diese die wichtigste. Juden sind nie-  
mals Beamte. Selbst in der unbedeutendsten Stel-  
lung sind sie Unternehmer und Geschäftsleute auf  
eigene Faust.«

»Ein junger Mann aus guter Familie lobte mir seine  
Begabung und fragte mich, was er im kaufmänni-  
schen Beruf verdienen könne, unter der Bedingug,  
daß er täglich nur fünf Stunden arbeite. Ich antwor-  
tete ihm, daß in Geschäften die Arbeitszeit nur von

der siebenten Stunde aufwärts bezahlt werde und veranlaßte ihn, in den Staatsdienst zu treten.«

Entscheidend für die weitere Entwicklung von Rathenaus Ideen sind die Anschauungen, die in den letzten Aphorismen der kleinen Sammlung formuliert sind:

» *Plutokratie*. Es gibt nichts Betrübenderes als die Erkenntnis, daß wir der Plutokratie rettungslos verfallen sind. Noch widerstehen ihr drei oder vier germanische Staaten; auf wie lange?«

» *Auflehnung*. Ich sehe die Herrscher der kommenden Zeit und ihre Kinder. Häßliche Menschen mit großen Schädeln und stechenden Augen, Menschen, die beständig sitzen, sitzen und zählen, rechnen, beraten. Jedes Wort eine Tatsache, jeder Blick ein Urteil, jeder Gedanke auf das gerichtet, ›was ist‹. Vielleicht werden sie etwas mehr Kultur als ihre Brüder von heutzutage besitzen, wahrscheinlich weniger Gesundheit. – Und ihre Nachkommen! – Alles hat sich vererbt, nur nicht Geist und Kraft. Ein mattes, nervenschwaches Gesindel, krankhaft, verwöhnt, launisch und willenlos. Eine Drachenbrut, liegen sie auf überkommenen Schätzen, zu faul, sie zu mehren und zu schwach, sie zu erhalten. Und die von ihnen werden die Besten sein und sich den Dank der Besonnenen erwerben, die durch Spiel, Verschwendung und Leidenschaft einen Teil dessen der Welt erstatten, was der Welt gehört. – Unaufhaltsam naht das goldene Gespenst.«

» *Euplutismus*. Wenn es nun doch bei der Anhäufung der Schätze fürs erste sein Bewenden haben muß, so gestehe ich, daß das Zepter des Reichtums in den Händen von Männern wie des alten Krupp, Pullmans oder Montefiores mir ungefährlicher

scheint, als die Insignien politischer Macht bei legitimen und konstitutionellen Fürsten von der Art Louis Philippes oder Friedrich Wilhelms des Vierten.

Der erträglichste und deshalb erstrebenswerteste Zustand der Geldherrschaft scheint mir daher erreicht zu sein, wenn die Tüchtigsten, Fähigsten und Gewissenhaftesten auch die Reichsten sind. Ich möchte für diesen Zustand der Kürze halber das Wort Euplutismus gebrauchen. Nach Euplutismus strebt in dunklem und verworrenem Drang der Volkswille und die Gesetzgebung aller Länder. Warum sollte dies Streben nicht endlich einmal ehrlich ausgesprochen und mit geeigneten Mitteln verfolgt werden?

Nur annähernd wird der Zustand des Euplutismus erreichbar sein. Mit ähnlicher Annäherung vielleicht, wie es uns heute gelingt, die Weisesten zu Volksvertretern, die Tapfersten zu Heerführern, die Gerechtesten zu Richtern und die Edelsten zu Herrschern zu machen. Ist aber das Ziel an sich erstrebenswert, so ergeben sich die Wege von selbst.

Solcherlei Wege sind: Progressive Einkommenssteuer, Hohe Abgaben auf Erbschaften, Mitgiften und Schenkungen, Besteuerung des nichtarbeitenden Vermögens, in erster Linie der fremden Anleihen, Verringerung der zufälligen Monopole durch Verstaatlichungsrechte auf Bergwerke, Verkehrsunternehmen und städtischen Grund und Boden, Vernichtung der Monopole für Staatslieferungen, Staatliche Kontrolle der Konventionen, Syndikate und Trusts.«

In diesen Sätzen ist Rathenaus künftiges Programm schon enthalten. Aber hinter ihnen steht noch mehr: das deutliche Bild einer Welt, deren Daseinsfragen nicht mehr national, sondern international sind, der neuen Welt des zwanzigsten Jahrhunderts, die die des

neunzehnten bereits verdrängt hat. Die systematische Einfühlung in die Wirklichkeit hat Rathenau, der Zeit seines Lebens in Neigungen und Idealen ein Stockpreuße geblieben ist, soweit er nicht ein alttestamentarischer Jude war, *gegen sein Herz* zu einem Vertreter des europäischen, ja kosmopolitischen Gedankens gemacht. Und von hier aus ist er dann zwangsläufig zu den Anschauungen fortgeschritten, die seine großen theoretischen Hauptwerke tragen, und von denen seine beiden welthistorischen Leistungen ausgingen: die Organisation der deutschen Rohstoffversorgung zu Anfang des Krieges und, nach dem Zusammenbruch, die Grundlegung einer neuen deutschen Außenpolitik: der sogenannten »Erfüllungspolitik«, der Deutschland den Beginn seines Wiederaufstiegs, Europa den Anfang einer wirtschaftlichen Wiederherstellung und moralischen Befriedung verdankt.

### Kapitel III. Gesellschaftliches Zwischenspiel

»1899«, nach siebenjährigem Aufenthalt in der kleinen Fabrikstadt Bitterfeld«, sagt Rathenau, »fingen die Unternehmungen an zu prosperieren. Ich beschloß, mich von der Industrie zurückzuziehen, um literarisch zu arbeiten. Die A. E. G. schlug mir vor, in ihr Direktorium einzutreten und die Abteilung für den Bau von Zentralstationen zu übernehmen. Ich übernahm die Arbeit drei Jahre, baute viele Zentralen, u. a. in Manchester, Amsterdam, Buenos Aires und Baku. Die Leitung der elektrochemischen Werke behielt ich bei und wurde zugleich Delegierter eines großen ausländischen Elektrizitätstrusts ... 1902 verließ ich die A. E. G., um in der Finanz zu arbeiten. Ich trat in das Direktorium einer unserer Großbanken, der »Berliner Handelsgesellschaft«, ein und reorganisierte einen großen Teil ihrer Industrieunternehmungen. Ich bekam einen Einblick in die deutsche und ausländische Industrie und gehörte damals nahezu hundert Unternehmungen an.«

Mit seiner Rückkehr nach Berlin beginnt der gesellschaftliche Aufstieg Walther Rathenaus; und gleichlaufend ein weiteres Fortschreiten auf dem »Wege des Geistes«, jetzt als Weg der gesellschaftlichen Diplomatie und der Einfühlung in den »neudeutschen« Geist in seinem Brennpunkt Berlin und seinen typischen Vertretern, den Berliner Bankiers, der Berliner Hofgesellschaft und dem Kaiser. Wer Walther Rathenau in diesen Jahren gekannt hat, wird sich eines schlanken, sehr großen jungen Mannes erinnern, der durch seine anormale Kopfform, die mehr negerhaft als europäisch aussah, auffiel: tiefliegende, kühle, rehbraune, langsame Augen, gemessene Bewegungen, eine tiefe Stimme, eine pastorale Sprechweise bildeten die etwas unerwartete, künstlich wirkende Fassung für eine blitzende Gedankenfülle. Man stieß auf ihn in der Hofgesellschaft, wo jeder jeden kannte, zunächst als Fremden; aber wenn man ihn einmal bemerkt hatte, vergaß man nicht sein Aussehen und auch nicht den eigenartigen Eindruck, der von ihm ausging: den einer massiven Kraft und zugleich irgendeiner Schwäche, vielleicht, man wußte nicht, einer überzarten Haut. Er war interessant und etwas geheimnisvoll. Man konnte bei seinem Anblick an Stendhals Julien Sorel mit seinem dunklen Rock und bohrenden Augen denken, oder auch, aber als Gegenbeispiel, an einen andern jungen Juden, der siebzig Jahre früher in einer andern »Gesellschaft« mit einem ähnlich blitzenden Geist, aber in einer goldgestickten türkischen Weste und mit Ohringen, seinen Aufstieg begann: Benjamin Disraeli. Bei Rathenau glitzerte nur der Geist, der Geist und die Überfülle von Bildern und Vergleichen, wenn er plauderte. Gebärden und Haltung, ebenso die gepflegte, aber immer unauffällige Kleidung deuteten auf die wohldurchdachte Absicht, der militärisch einfachen Linie der preußischen Hofgesellschaft eine eigene, noch schlichtere entgegenzustellen.

Seines Judentums war er sich in jedem Augenblick bewußt. Doch verleugnete er es nicht, sondern trug es eher wie ein gewähltes Anderssein, eine Auszeichnung, die die Aufmerksamkeit auf ihn hinlenkte und ihm sonst verschlossene Türen öffnete. Die großen Damen und adligen Offiziere der Hofgesellschaft beobachtete er wie die Bewohner eines fremden Gestirns. Herbert von Hindenburgs Roman »Crinett«, der gerade erschienen war und diese Welt ohne Wohlwollen, aber von innen schilderte, liest er wie eine Reisebeschreibung. »Wichtiges Material zur Beurteilung der preußischen adligen Begriffe,« notiert er in seinem Tagebuch.

Das Entzücken, das ihm die ersten Schritte in diese fremde, in seine Kindheit wie ein verschlossenes Märchenland noch ganz von fern hereinstrahlende Hofgesellschaft machten, und gleichzeitig sein so gern betontes Urberlinertum spiegelt mit einem Humor, der ihm bald abhanden kam, der folgende frühe Brief an eine Freundin:

»Heut bin ich nicht eilig. Ich habe die Nacht vor mir, meine Kaffeemaschine kocht, und ich komme eben von meiner alten Freundin, der Gräfin Kalckreuth, Babette Meyer.

Den ganzen Abend hat mir die Abeken von 1840 erzählt. Ihre Mutter ist die ›schöne Müllerin‹, die Sie mir gesungen haben, eine geborene Staegemann, in deren Hause die Müllerlieder entstanden. Die Abeken (eine Schwester der Marie Olfers, die auch da war), ist vor Häßlichkeit schön. Sie trug ein hellgraues Samtjäckchen mit drei großen Perlenreihen, und alle ihre Zähne, die auch graue Perlen sind, hat sie in Gold gefaßt. Aber sie erzählte, wie Tieck las, wie die Sonntag sang, und wie die Elsler tanzte. Die Elsler trug lange Kleider und tanzte das Ballett ›Sylphide‹; darin starb sie mit den edelsten Bewegungen. Die Abeken versteht nicht, wie sie – die Elsler – es mit dem alten Gecken Friedrich von Gentz aushalten konnte, der ein Freund der Rahel war. Mit Varnhagen (sie spricht's mit F und n-n) war man bis 48 befreundet; dann wurde er zu radikal.

Ich weiß, das ist Ihnen alles gleichgültig; *aber mir ist's etwas ganz besonderes, dem Elektrikerjungen, noch einmal mit Händen den Zauberring der*

*Romantik zu berühren.* Von mir gesperrt.

Wer sonst noch da war? Das Ehepaar Voss, zwei Geschwister von Wildenbruch, zusammen acht Frauen und vier Männer. Zum Schluß hatte Exz. Wildenbruch eine Gnade für mich. ›Sind Sie schon längere Zeit in Berlin?‹ – Seit knapp vier Generationen. – ›Und was ist Ihr Beruf, wenn ich fragen darf? Auswärtiges Amt?‹ – Nein, ich bin Bankier. – ›Auch ganz schön.‹

Der vierte Mann dagegen, ein Graf Baudissin, ist besser unterrichtet. Er hält mich für einen Kunstferenten der ›Zukunft‹.

\*

Auch Bettina hat die Abeken noch gekannt. Am Rolandbrunnen stand eine riesenhohe Pappel, daneben, im Kempergarten, aß man Bierkaltchale, die damals ganz anders schmeckte, und Kirschkuchen. Tieck hatte die schönsten blauen Augen und las die Frauenrollen mit einer Art Fistelstimme. Seine Freundin, die Gräfin X, trug einen grünen Augenschirm. Die Sonntag, als Gräfin Rossi, wurde Gesandtenfrau. Sie sang aber in Gesellschaft die Iphigenie und hatte junge Mädchen als Chor mit sich. 48 verlor sie all ihr Geld, ging nochmal zur Bühne, verdiente eine halbe Million und starb in Mexiko. ›Die Historiker‹, sagte die Abeken, ›sind nicht zu brauchen. Sie haben keine Kenntnis von den Personen und wollen alles Vielfältige strahlenförmig einordnen.‹

Wie er im übrigen das neue Reich von seinem neuen Standort Berlin aus sah, hat er in knappen Zügen in seinen Schriften »Der Kaiser« und »An Deutschlands Jugend« festgehalten:

»Man war reich geworden, mächtig geworden und wollte es der Welt zeigen ... Ein überhitztes, tatsachenhungriges Großstadtleben, auf Technik und sogenannte Errungenschaften gestellt, begierig nach Festen, Erstaunlichkeiten, Aufzügen und ähnlichen Nichtigkeiten, für

die der Berliner die Spottnamen Klimbim und Klamauk erfunden hat, veranlaßte eine Repräsentation, die Rom und Byzanz, Versailles und Potsdam auf einer Platte vereinigte ...«

»Den Monarchen umgab das Hofgesinde, das in entsagungsvoller Sorgsamkeit ihn vergötterte, den Staat als Allerhöchste Familienangelegenheit ansah und alles Widrige ihm fernhielt. ›Er muß Sonne haben‹, hieß es.«

»Den Hof umschloß die Schicht des ländlichen, militärischen und bürokratischen Adels. Ihr gehörte Preußen, sie hatte es mitgeschaffen, sie war in Wechselbeziehung der Interessen mit der Krone verbunden ...«

»Um diese Schicht lagerte sich das plutokratische Bürgertum, Einlaß fordernd um jeden Preis und bereit, alles zu verteidigen, für alles einzustehen ...«

»Draußen aber lag das Volk. Das Landvolk zäh, ohne Vergleichsbild, der Führung des ländlichen Adels, der Kirche, des Instruktionsfeldwebels, des Landrats hingegeben, das Stadtvolk beweglich, respektlos, doch imponierbar, im Taumel des Verdienens und Vergnügens sich verbrauchend. Abseits grollend die Arbeiterschaft, abweisend und abgewiesen, grundsätzlich die Gegenwart verneinend, der Zukunft lebend.«

Als Typus der hoffnungsvollen Jugend, die Aussicht auf »Karriere« hatte, »der Patentscheißer, aufgeschwemmte Burschen, schnöde und zynisch im Auftreten, mit geklebtem Scheitel, gestriemten Gesichtern, Reiterstegen an den gestrafften Bein Kleidern, schnarrender Stimme, die den Kommandoton des Offiziers nachahmte. Den Hochschulbetrieb verachteten sie, die kümmerlichen Prüfungsreifen erlangten sie durch sogenannte Pressen, ein feindseliges und herausforderndes Wesen trugen sie zur Schau, außer wenn es sich um Konnexionen handelte, ihre Zeit verbrachten sie mit Pauken, Saufen und Erzählen von Schweinereien. Solche Gestalten wurden geduldet, ja anerkannt; sie waren bestimmt, zu denen zu gehören, die das Volk regieren, richten, lehren, heilen und erbauen.«

Diese, wie Domela bezeugt, noch heute nicht völlig ausgestorbene Art, beherrschte damals in der Tat alle Zugänge zur Macht im Staat. Man konnte ihr und ihren Vertretern in Beamtentum und Militär nur von oben beikommen; von unten ließ sie sich nur strategisch umgehen, nicht durchbrechen. Rathenau, dem solche bloß auf Anmaßung und Mißbrauch der Macht beruhende Überlegenheit besonders zuwider sein mußte, umging sie, indem er sich die Türen zu demjenigen Teil der Hofgesellschaft, welcher Geist und Eigenart schätzte, zu öffnen verstand. Dieser Kreis, durch den etwas frische Luft und Kultur in die obersten Regionen des Militär- und Beamtenstaates eindrang, vereinigte Elemente aus den Umgebungen der Kaiserinnen Augusta und Friedrich mit solchen aus der Hocharistokratie, die mehr europäisch als bürokratisch eingestellt waren. Er hatte sich von Salon zu Salon fortgeerbt, von den Zeiten, da die Frau des preußischen Hausministers von Schleinitz, die spätere Gräfin Wolkenstein, gegen Bismarck frondierte und Richard Wagner protegierte, über die Teezirkel der

Kaiserin Augusta, die sich den französischen Dichter Jules Laforgue als Vorleser hielt, über die Atelierbesuche und musikalischen Unterhaltungen der Kaiserin Friedrich, bis in eine Anzahl von Salons, die um 1900 in der Berliner Hofgesellschaft den Ton angaben: den Salon der schönen Palastdame Gräfin Harrach, den der Frau von Hindenburg, Tochter des Fürsten Münster, den der Frau Cornelia Richter, Tochter Meyerbeers, den der Fürstin Guido Henckel-Donnersmarck, geborenen Murawioff, den der Fürstin Marie Radziwill, geborenen Gräfin Castellane, vor allem den der Fürstin Bülow, der Frau des Reichskanzlers, der schönen italienischen Prinzessin Camporeale. Diese Salons übten durch ihre europäischen Beziehungen, ihr Ansehen, ihre Unabhängigkeit selbst gegenüber dem Kaiser, ihre Lebensart und gesellschaftliche Klugheit einen Einfluß aus, der bei der Besetzung hoher und höchster Posten, namentlich in der Diplomatie, dem Einfluß der Beamtenkreise die Wage hielt; besonders gerade unter den Kanzlerschaften von Bülow und Bethmann, die beide zu diesem Kreise gehörten. Rathenau war in dieser Welt, die sich damals noch streng abschloß gegen den neuen Reichtum, bald nach 1900 als einziger seiner Gesellschaftsschicht ein gern gesehener Gast. Eine der großen Damen, deren Salon ich genannt habe, schreibt mir auf meine Frage nach ihren Beziehungen zu Walther Rathenau: »Es sind über zwanzig Jahre, seit ich Walther Rathenau kennen lernte bei einem kleinen Diner bei Frau Richter. Als mir Gustav Richter sagte, Rathenau sollte mich führen, war ich nicht zufrieden, weil ich immer dort gewohnt war, einen nahen Freund als Führer zu haben. Gustav amüsierte sich sehr, weil auch Rathenau nicht zufrieden war; Cornelia lächelte verständnisvoll, sie hatte uns zusammenbringen *wollen!* Wir verstanden uns *gleich*. *Mit Rathenau hatte ich immer das Gefühl des Ausruhens von Kritik*, die ich sonst leicht empfinde. Er kam, wenn er konnte, oft zu mir, er hatte gleich den Tag nach unserer Bekanntschaft gesagt, wie er sich darüber freute.« – Das Geheimnis von Rathenaus gesellschaftlichen Erfolgen steht hier zwischen den Zeilen. Er verstand es, wenn er wollte, in der Gesellschaft ebenso wie später in diplomatischen Verhandlungen, mit einer blitzschnellen Intuition sich seinen Hörern anzupassen, sie nie seine Kritik fühlen zu lassen, und sie doch durch das Schillern seines erstaunlich vielseitigen Geistes so zu fesseln, daß sie ihn mit dem Wunsch verließen, bald wieder mit ihm zusammenzukommen.

Darauf beruhte wohl auch seine Beziehung zum Kaiser. Abgesehen davon, daß beide viele verwandte Züge hatten – denn auch der Kaiser war ein »Furchtmensch«, mit dem Grundtrieb, seine Schwäche durch »Führung« zu maskieren – eröffnet Rathenaus Schrift »Der Kaiser« einen Einblick in die Art, wie er sich in den Monarchen einfühlte und kritische Bedenken in Mitgefühl weich bettete. Von 1901 an hat Rathenau den Kaiser »durchschnittlich ein bis zweimal im Jahr« gesehen, »manchmal freilich einige Stunden lang«. »Das erstemal sollte ich vor ihm einen wissenschaftlichen Vortrag wiederholen, den ich zuvor in einem größeren Kreise gehalten hatte, und der mir daher geläufig war. Der Kaiser saß dicht vor mir, ich konnte

ihn genau betrachten.

Wie anders als ich ihn erwartet hatte. Ich kannte die schneidigen Jugendbilder mit breiten Backen, gesträubtem Schnurrbart, drohenden Augen; die gefährlichen Telegramme, die kraftstrotzenden Reden und Denksprüche.

Da saß ein jugendlicher Mann in bunter Uniform, mit seltsamen Würdenzeichen, die weißen Hände voll farbiger Ringe, Armbänder an den Handgelenken; zarte Haut, weiches Haar, kleine weiße Zähne. Ein rechter Prinz; auf den Eindruck bedacht, dauernd mit sich selbst kämpfend, seine Natur bezwingend, um ihr Haltung, Kraft, Beherrschung abzugewinnen. Kaum ein unbewußter Moment; unbewußt nur – und hier beginnt das menschlich rührende – der Kampf mit sich selbst; eine ahnungslos gegen sich selbst gerichtete Natur.

Viele haben es mir seither gestanden: Hilfsbedürftige Weichheit, Menschensehnsucht, vergewaltigte Kindlichkeit, die hinter physischer Kraftleistung, Hochspannung, schallender Aktivität fühlbar wurde, hat sie ergriffen und empfinden lassen: diesen Menschen muß man schützen und mit starkem Arm behüten, vor dem, was er fühlt und nicht weiß, was ihn zum Abgrund zieht.

Ein Freund fragte nach dem Eindruck der Erscheinung und des Gesprächs. Ich sagte: ein Bezauberer und ein Gezeichner. Eine zerrissene Natur, die den Riß nicht spürt; er geht dem Verhängnis entgegen.« (»Der Kaiser« S. 26f.)

Rathenau hätte wahrscheinlich damals eine Staatsstellung haben können. Denn als Ergebnis der gesellschaftlichen Diplomatie, die ihm die Türen zur Hofgesellschaft geöffnet und ihn dem Umkreis des Monarchen genähert hatte, galt er als »kommender Mann«, als möglicher Botschafter, vielleicht sogar Minister. Ein sichtbares Hindernis war nur sein Judentum. Warum er dieses Hindernis nicht beseitigte, indem er sich taufen ließ, ist trotz seiner eigenen Erklärungen nicht ganz klar. Religiöse Hemmungen kommen nicht in Frage. Er war von Gesinnung Christ und bekannte sich als solchen, so in der »Streitschrift vom Glauben«: »Vielleicht haben Sie in meinen Schriften gelesen. *Dann wissen Sie, daß ich auf dem Boden der Evangelien stehe.*« Der Grund, den er selber vorgab, war, daß es verächtlich wäre, durch einen Gesinnungswechsel einen persönlichen Vorteil zu erkaufen und dem Unrecht, das den Juden angetan würde, Vorschub zu leisten. So in einem Brief an Frau von Hindenburg, geborene Gräfin Münster, die wünschte, daß er Außenminister werde: »Meine wirtschaftliche Tätigkeit befriedigt mich, meine literarische ist mir Lebensbedürfnis, und dazu eine dritte, die politische, zu gesellen, würde nicht nur meine Kräfte, sondern auch meine Neigungen übersteigen. Hätte ich aber die Neigung, auf politisches Gebiet mich zu begeben, so wissen Sie, verehrte gnädige Frau, daß alle äußern Umstände dies verhindern würden. Wenn auch ich und meine Vorfahren nach besten Kräften unserm Lande gedient haben, so bin ich, wie Ihnen bekannt sein dürfte, als Jude Bürger zweiter Klasse. Ich könnte nicht politischer Beamter werden, nicht

einmal in Friedenszeiten Leutnant. Durch einen Glaubenswechsel hätte ich mich den Benachteiligungen entziehen können, doch hätte ich hierdurch nach meiner Überzeugung dem von den herrschenden Klassen begangenen Rechtsbruch Vorschub geleistet.« – Das ist einleuchtend, aber nicht ausreichend. Sicher sprachen gewichtigere Gründe mit: möglicherweise ein Rest von Unsicherheit, die ihn befürchten ließ, in einer großen Staatsstellung bei den Widerständen, denen er begegnen mußte, nicht viel durchsetzen zu können; dann auch das Urteil, das er sich über die Persönlichkeit des Kaisers und das preußisch-deutsche Regierungssystem gebildet hatte, weil sie den Versuch, den Staat von oben auf erreichbare und lohnende Ziele hinzulenken, als wenig aussichtsreich erscheinen ließen; am stärksten aber, bewußt oder unbewußt, die Scheu vor einem endgültigen Bruch nicht nur mit der Religion seiner Kindheit, sondern auch mit den neueren, auf eine dogmenlose Mystik ausgehenden Strömungen des Judentums, denen die auf Innerlichkeit gerichtete Seite seines Wesens ganz besonders zuneigte.

So schwankte er am Rande der Macht, halb hoffend, halb verzagend, weil der Anlauf, den er genommen hatte, nie zum Absprung führte. – Um so stärker wurde das Bedürfnis, *geistig* zu führen. Bald nach seiner Rückkehr aus Bitterfeld hatte er sich Stützpunkte geschaffen im Brennpunkt des geistigen Berlin. Max Liebermann war sein Vetter. Diejenigen literarischen und künstlerischen Kreise, die in einer heftigen, schon über ein Jahrzehnt währenden Fehde mit dem Kaiser gegen den Allerhöchsten Boykott zur Geltung gekommen waren, waren sein täglicher Umgang: Harden, dessen »Zukunft« auf der Höhe ihres Erfolges stand, Max Reinhardt, der gerade anfing, und schon offiziell verpönt war, Wedekind, der von Mißerfolg zu Mißerfolg emporstieg, Hoffmannsthal, Dehmel, Gerhart Hauptmann – wenn sie einmal in Berlin auftauchten – die Kreise des »Pan« und der »Insel«, der beiden Zeitschriften, die die dem Kaiser verhaßte »Moderne« in Deutschland eingeleitet hatten, Alfred Walther Heymel, der später so schmähsch von Otto Julius Bierbaum als »Prinz Kuckuck« verratene und karierte, dessen Vetter, der Odysseeübersetzer Rudolf Alexander Schröder, und der Mitherausgeber des »Pan« und Kruppdirektor Eduard Bodenhausen, dazu der Kunstkritiker Meier-Graefe, der Architekt Henry Van de Velde, der Maler Edvard Munch, der Schauspieler Moissi und die Schauspielerinnen Eysoldt und Tilla Durieux. Alle diese gehörten zu denen, die oft und gern in Rathenaus kleinen, noch bescheidenen Fünfstübchenwohnung in der Victoriastraße oder im Automobilklub mit ihm zusammensaßen, um seinen Ausführungen zuzuhören, die, auch wenn es sich um Elektrizitätszentralen oder Bankbilanzen handelte, immer wie Märchen aus Tausendundeiner Nacht klangen oder in ein Brillantfeuerwerk ausliefen. Am besten verstand er sich offenbar mit Maximilian Harden, dessen Geist dem seinigen verwandt war. Aber immer blieb er etwas fremd, wie ein Prinz aus Morgenland, der jede allzu intime Annäherung fürchtet. Widerspruch verstimmte ihn; ein Angriff konnte ihn aus der Fassung

bringen. Deshalb sprach er am liebsten selbst. Wie er als Kind zwischen sich und seiner Mutter durch Lächeln und Verslossenheit eine gläserne Mauer zog, so schmiedete er mit den Jahren bewußt Wort für Wort die glänzenden Zauberformeln, die sein Inneres verhüllen und ihm Macht über die Dinge und die Menschen geben sollten; schmerzlich war es ihm, wenn man daran rührte, ärgerlich, wenn der Zugriff so unart war, daß Gefahr bestand, der reichgewebte Schleier könnte reißen. Denn er konnte oder wollte seine Ansichten nicht mit Gründen verteidigen. Vielleicht war er zu lange einsam gewesen; vielleicht fürchtete er sich vor der in seinem Innern schlummernden jüdischen Rabulistik; vielleicht glaubte er wirklich nicht an die Wirksamkeit von Beweisen. In der »Physiologie der Geschäfte« hatte er gesagt: »Es ist nicht möglich, einen Menschen zu überzeugen, geschweige zu überreden. Führt neue Tatsachen und Gesichtspunkte an, aber insistiert niemals. Die beste Stärke liegt darin, neue Vorschläge zu ersinnen, sobald starke Einwände erhoben werden.« Wichtiger war, daß hinter der blendenden Geisteshülle, die er der Welt zukehrte, ein Umschwung vor sich ging, in seinem Innern die zweite Achse, um die es sich bewegte, die Sehnsucht nach Verinnerlichung, stärker wurde, die Kräfte seines Innenlebens an sich zog, eine Abkehr vom Geist, einen Zustand des Zweifels an der Macht des bloßen Geistes, einen Aufstand gegen seine Vorherrschaft vorbereitete.

## Kapitel IV. Abkehr vom Geist

**H**ier ist die Peripetie des Dramas Rathenau; hier wird es zur Tragödie. Die gewaltsam vom Verstand zurückgedrängten Seelenkräfte rebellieren. Zu schwach, um die Übermacht zu erringen, zu stark, um endgültig unterdrückt zu werden, vergiften sie sein Innenleben durch die Sehnsucht nach ihrem Siege und kompromittieren ihn vor der Welt durch den immer unentschiedenen Kampf. Wie homerische Helden marschieren sie auf: Mut contra Furcht, Gesinnung contra Schlauheit, zweckfreie Schöpfung contra zweckhaftes Geldverdienen, visionäre Intuition contra kritischen Verstand, Wunsch nach vollem Menschentum contra Beschneidung der Fähigkeiten zu Instrumenten besseren Fortkommens: homerische Kämpferpaare, homerisch auch in ihren Beschimpfungen! Niemand, außer später Harden, hat Walther Rathenau so erbarmungslos Stück für Stück auseinandergenommen, sein schlechteres Ich kritisch so zerpfückt wie Walther Rathenau selbst in seinem 1904 in der »Zukunft« erschienenen Aufsatz »*Von Schwachheit, Furcht und Zweck*«. Es ist ein Pamphlet, in dem die aufständischen Seelenkräfte die anderen, gegen deren Herrschaft sie sich auflehnen, öffentlich an den Pranger stellen. Man kann in dieser Schrift voll bösar-tigster Psychologie den angeprangerten »Zweckmenschen«, »Furchtmenschen«, »Klugen«, fast überall gleichsetzen dem böseren Ich, das Walther Rathenau als Medusenhaupt vor sich sah; und dieses Bild gibt, als Untermalung, seiner Figur erst die richtige Tiefendimension.

Hier im Auszug seine Schilderung der gespenstischen Erscheinung! »Das Lachen, dem lebenskräftigen Menschen ein Naturlaut der Freude, ist dem Klugen eine Reaktion auf Witzempfindung: eine halbe Schadenfreude. Bewunderung ist ihm ein verhaßtes Gefühl; denn sie erhebt ihn nicht, sondern wirft ihn zurück. Er ist lernbegierig, lüstern nach Wißbarem, neugierig. Eine mechanische Klarheit und handgreifliche Theorie scheint ihm zweckdienlich. Er begreift nicht, daß das bloße Dasein ein Quell der Seligkeit ist. Er kennt nicht die Freude an eigener Kraft und Schönheit der Welt. So lechzt er nach dem, was ihm Ersatz der Freude ist, nach Genüssen. Die Schuld seiner Organe den Dingen aufbürdend, erhofft er von schwer Erreichbarem, was seine im Genuß versagende Natur ihm verwehrt. Der Kraftlose beneidet den Starken um seine Gewalt. Das Urteil anderer ist ihm wichtig. Er ist sich selber nur, was er anderen scheint. Er begehrt, fordert und bittet Anerkennung. So ist das, was Menschen Eitelkeit und Anmaßung zu nennen pflegen, der Bescheidenheiten tiefste, denn sie ist wahrhaftige Unterwürfigkeit. Und so wird er den Menschen zum Ekel. Denn er verlangt beides von ihnen, das sie niemals zugleich geben: Bewunderung und Knechtdienst. Deshalb ist er als Herr unmöglich. So groß ist bei einzelnen die Menschensucht, daß sie kaum ihren Nächsten erblicken, ohne seiner im Geist zu begehren. Sie wollen wissen, wer er ist und was er treibt;

sie wollen einen Eindruck irgendwelcher Art auf ihn machen, ihm gefallen, imponieren oder auffallen und, wenn alles versagt, wenigstens in ihrer Art ihn dadurch überwinden und besitzen, daß sie ihn kritisieren. Selbst wenn der Geist, mit lockrem Zügel sich selbst überlassen, seine Straße wählen darf, treibt der Zweckhafte höchst persönliche und praktische Dinge: ›Gesetzt dies und das passiert, was werde ich antworten? Wie werde ich mich benehmen? Wie werde ich wirken?‹ und so wird er zum Schauspieler seiner selbst.«

Mit Entsetzen wendet sich Rathenau ab von diesem Bilde, zu dem sich langsam im Laufe langer Jahre Zug an Zug gefügt hat. Mit zäher Selbsterziehung, mit Erfolg hat er diese Auswüchse in sich bekämpft und unterdrückt, ja in ihr Gegenteil verkehrt; so Scheelsucht, Genußsucht, Schadenfreude, Besserwissen, Kritiserie. In allen diesen Punkten hat er sich zum Gegenteil von dem erzogen, was ihm als böse Möglichkeit und Schreckbild vorschwebte. Er glaubte, und hatte Grund zu glauben, daß er selbst, daß der Einzelne durch zähes Wollen seine Natur biegen kann. »Das, was dem oberflächlich denkenden Geist vor der Unfreiheit des Willens zurückschrecken macht,« schreibt er einmal in diesen Jahren, »ist die Furcht, kraft seiner Schwäche verurteilt sein, ein inneres Leben zu führen, das er nicht führen will: ›So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen!‹ Das Goethe-Wort ist wahr, nicht die Folgerung. Weißt du denn, wie du bist? *Ist deine Furcht vor dir selbst stark genug*, einen starken Willen auszulösen, so wirst du bis in die innersten Zellen deines Körpers und deiner Seele wirken.« Er fühlt sich als Experiment, als ein Auserwählter, der mit sich den Versuch zu machen bestimmt ist, wieweit ein »Furchtmensch« sich in einen »Mutmenschen«, ein »Zweckmensch« in einen »Gesinnungsmenschen« verwandeln kann. »Sie werden«, schreibt er in einem unveröffentlichten Briefe an seine nächste Freundin, »in Gutem und in Bösem, meinesgleichen nicht wieder finden; denn mit mir hat der Herrgott ein Experiment angestellt, das, selbst wenn es mißlingt – und das glaube ich häufiger als das Gegenteil – interessant war. Und das beste ist, daß ich mit Ernst und Ehrlichkeit bei der Sache bin und dem Faden durch alle Windungen folge, gleichviel wohin er führt.«

Aber gleichzeitig liebt er doch den »Furchtmenschen«, den er in sich zu töten sucht. An Frank Wedekind schreibt er 1904 mit Beziehung auf das Pamphlet »Von Schwachheit, Furcht und Zweck«: »*Der Furchtmensch*. Nur ein idealer Leser und Divinator konnte fühlen, daß ich ihn liebe. Schon um Gottes Gerechtigkeit willen. Ist er denn nicht der einzig Unglückliche? Und ist nicht Schmerz – der einzige Adel? Sind nicht Luzifer und Prometheus die höchsten Menschenträume? Sind nicht olympische Götter – und Menschen – kalte herzlose Idole? Lassen Sie mich eins vertrauen, was ich glaube, nicht behaupte: alles Geniale ist engste Mischung der beiden Elemente. Woher sonst das Rezeptive, Divinatorische, das Mitklingen aller Schmerzen? – Und alle Profile beweisen's. Die Griechen waren Furchtmenschen, das habe ich gesagt ...« (Brief 22.) Also geht der Kampf weiter zwischen den in ihm gegeneinander

aufmarschierenden Seelenkräften. Und da die Gegensätze, die in seiner Natur unter der glatten oder künstlich geglätteten Oberfläche toben, die gleichen sind, wie die unter der glänzenden Oberfläche unserer westlichen Zivilisation, so wandelt sich der Aufruhr seiner verdrängten Seelenkräfte gegen die Verkrüppelung seines Menschentums in einen Aufstand gegen die Verunstaltung der Menschheit als solchen durch den Dienst am Zweck.

Wo aber eine Gabe finden, die mächtiger als der Verstand die Alleinherrschaft der Zweckmäßigkeit stürzen könnte? Rathenau glaubte, *bei seinem Vater* diese Gabe zu sehen. Bis zu seiner Rückkehr aus Bitterfeld hatte er seinem Vater zum mindesten noch kühl gegenübergestanden; jetzt arbeiteten beide zusammen in der A. E. G., Walther als Direktor, Emil Rathenau als Aufsichtsratsvorsitzender. In seiner »Apologie« sagt Walther: »Diese drei Jahre (von 1900 bis 1903) waren die einzigen meines Arbeitslebens, die ich im eigentlichen Machtbereich meines Vaters verbrachte.« Jetzt, 1903, brachte sie ein Trauerfall in die engste persönliche Berührung: der Tod des jüngeren Bruders von Walther, Erich. Dieser war, im Gegensatz zu Walther, der Abgott seines Vaters. Schon als Kind hatte er schweren Gelenkrheumatismus gehabt. Die Eltern ahnten, von den Ärzten gewarnt, daß er nicht lange leben werde. Auf einer Reise mit Emil Rathenau nach Ägypten starb er plötzlich am 18. Januar 1903 in Assuan. Die Verzweiflung Emil Rathenaus war grenzenlos, ja so sinnverwirrend, daß man für seinen Verstand fürchtete. Er konnte die einfachsten geschäftlichen Verhandlungen nicht mehr führen, vergaß die Zahlen, auf die es ankam, brach bei Generalversammlungen zusammen und fing an zu weinen, weil der Sarg Erichs plötzlich vor ihm stand, wurde völlig hilflos. Da sprang Walther Rathenau für ihn ein, begleitete ihn, führte für ihn die nötigen Verhandlungen, statete die Berichte in den Versammlungen in seinem Namen ab, wurde sein zweites Ich. Es war der Abschluß eines langen, schmerzlichen Familiendramas, das an das zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinen Sohn Friedrich erinnert, und beeinflusste offenbar entscheidend Walther Rathenaus Weltanschauung. Er erkannte in der engen Zusammenarbeit, was seinem Vater die Überlegenheit sicherte: nicht der eng an den Zweck sich klammernde Verstand, sondern die den Zweck aus ihrem Bewußtsein ausschaltende *visionäre Intuition*. In der »Physiologie der Geschäfte« findet sich, ohne Namensnennung, ein Porträt von Emil Rathenau: »Mein Chef (das ist offensichtlich Emil Rathenau) war das Gegenteil eines Diplomaten. Wenn eine große, grundsätzliche Frage ihn beschäftigte, so zog er jeden zu Rat, der ihm in den Weg kam. Er sprach davon mit seinen Angestellten, mit seiner Frau, mit seinen Konkurrenten, womöglich mit seinem Diener, so etwa wie den Juden vorgeschrieben ist, über das Gesetz zu diskutieren: ›Wenn du sitztest, und wenn du gehest, wenn du dich legest, und wenn du aufstehst.« Er ließ nicht nur alle Einwendungen gelten, sondern berichtete gewissenhaft jedem Nachfolger, was der Vorhergehende gesagt hatte. Zuletzt, oft nach Wochen, wenn keiner mehr an die Sache dachte, kam er mit seinem Vorschlag. Ungeschickt vorgetragen, mit

langen Ausschweifungen nach rechts und links, machte seine Lösung den Eindruck von etwas höchst Trivialem, Uninteressantem, Selbstverständlichem, ähnelte manchem, was lang und breit besprochen war – und war doch nicht ganz dasselbe. Ohne Geräusch wurde die Direktive befolgt, und meist viel später erst wurde deutlich, welche Ausblicke der neue Weg eröffnete, dessen Eigenart anfangs verborgen geblieben war ... *Wie für den Künstler*, so ist für den Wirtschaftler und Händler das höchste Erbtum › *der Blick fürs Wesentliche*‹ ... Will man von einer Genialität auf diesem Schauplatz menschlicher Tätigkeit sprechen, so mag man, ausgehend von der eben erwähnten Begabung für das Wesentliche, sie finden in einem – ich möchte sagen: *divinatorischen Überblick* über die Bedürfnisse der jetzigen und der kommenden Zeit und in der Erkenntnis der zur Erfüllung möglichen Mittel. Solche *Divination* besaß der Bankmann (Emil Rathenau), von dem ich vorhin gesprochen habe ... *Er liebte theoretische Betrachtungen nicht* und redete nur über den gerade vorliegenden Fall; wie etwas Selbstverständliches enthüllte sich in einer zufälligen Andeutung *das Bild, das er in sich trug*, in einzelnen Zügen, etwa so, wie eine Spalte im Theatervorhang uns einen Ausschnitt der hellerleuchteten Bühne zeigt.« (Ges. Schriften, Bd. 4, S. 324.)

Diese Schilderung zeigt, was nach Walther Rathenau höher als der analytische Verstand steht, wirksamer als dieser Menschen und Dinge unterwirft: *der Blick fürs Wesentliche*, *das Bildmäßige*, *Visionäre des Denkens und Erkennens*, kurz, *ein Eindringen in die Welt nach der Art des Künstlers*. Der Maler beweist nicht die Richtigkeit seines Bildes, er überzeugt durch dessen bloßen Anblick oder überhaupt nicht. Der Dramatiker bietet keine wissenschaftliche Psychoanalyse des Charakters seines Helden; er stellt ihn auf die Bühne und überzeugt die Zuschauer durch die Logik seiner Worte und Handlungen. Die Kunst kennt keine Beweise im Sinne des Verstandes, wohl aber Visionen, die oft wahrer sind als die sogenannten Wahrheiten der gleichzeitigen Wissenschaft. Visionäres Eindringen in die Wirklichkeit glaubte Rathenau als die Überlegenheit seines Vaters zu erkennen. Und es gefiel ihm, daraus auf die Minderwertigkeit des Verstandes zu schließen. »Aller Verstand«, sagt er in seinen »Unge-schriebenen Schriften«, »muß sich zuletzt im Unwesentlich-Wirklichen verlieren; die träumende Phantasie allein findet den Aufweg zum Wesentlich-Wahren. Die heutige materiell-unternehmende Welt kann nur bestehen, wenn sie, von ihrer krassen Wertung des analytischen Geistes abkehrend, sich dem Idealen beugt. Nur indem er sich selbst opfert, kann der Verstand sich erhalten.« (Ges. Schriften, Bd. 4, S. 210.)

Um diese Zeit kam der Nachlaß Nietzsches heraus. Rathenau, der alles las, hat wahrscheinlich auch diesen gelesen. Dort steht ein Fragment über »*Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne*«, das Intuition und Verstand ähnlich gegeneinander abschätzt wie Rathenau: »Es gibt Zeitalter, in denen der vernünftige Mensch und der intuitive Mensch nebeneinander stehen, der eine in Angst vor der Intuition, der andere mit Hohn über die Abstraktion; der

letztere ebenso unvernünftig, als der erstere unkünstlerisch ist. Beide begehren über das Leben zu herrschen: dieser, indem er durch Vorsorge, Klugheit, Regelmäßigkeit den hauptsächlichsten Nöten zu begegnen weiß, jener, indem er als ein »überfroher Held« jene Nöte nicht sieht und nur das zum Schein und zur Schönheit verstellte Leben als real nimmt. Wo einmal der intuitive Mensch, etwa wie im älteren Griechenland, seine Waffen gewaltiger und siegreicher führt als sein Widerspiel, kann sich günstigenfalls eine Kultur gestalten und die Herrschaft der Kunst über das Leben sich gründen: Jene Verstellung, jenes Verleugnen der Bedürftigkeit, jener Glanz der metaphorischen Anschauungen und überhaupt jene Unmittelbarkeit der Täuschung begleitet alle Äußerungen eines solchen Lebens. Weder das Haus, noch der Schritt, noch die Kleidung, noch der tönerner Krug verraten, daß die Notdurft sie erfand: es scheint so, als ob in ihnen allen ein erhabenes Glück und eine olympische Wolkenlosigkeit und gleichsam ein Spielen mit dem Ernste ausgesprochen werden sollte. Während der von Begriffen und Abstraktionen geleitete Mensch durch diese das Unglück nur abwehrt, ohne selbst aus den Abstraktionen sich Glück zu erzwingen, während er nach möglichster Freiheit von Schmerzen trachtet, erntet der intuitive Mensch, inmitten einer Kultur stehend, bereits von seinen Intuitionen, außer der Abwehr des Übels, eine fortwährend einströmende Erhellung, Aufheiterung, Erlösung.« (Nietzsches Werke, Bd. X, S. 206f.)

Aber die Abkehr vom Intellekt, die Bevorzugung der Intuition als einer tiefer eindringenden und schöpferischen Form der Erkenntnis lag überhaupt um 1900 sozusagen in der Luft. Die Beredsamkeit des französischen Philosophen Bergson umgab gerade damals die Wertschätzung der Intuition mit einem so verführerischen, sozusagen nach dem Scheiterhaufen riechenden Zauber, daß seine Werke eine Zeitlang, in jener von Proust beschriebenen Zeit, neben die seltensten und neuesten Kostbarkeiten, altpersische Fayencen, Maillol-Figürchen, Han-Terrakotten, auf die vorgeschrittensten Boudoirtische von Paris gehörten. Auch ist die Erkenntnis, daß das zweckfreie intuitive Schauen tiefer eindringt als der am Zweck gebundene analytische Verstand selbstverständlich uralte. Der erste Spruch des ältesten Philosophen, Laotse, lautet:

»Klar sieht, wer von ferne sieht,  
und nebelhaft, wer Anteil nimmt.«

und sein zweiter:

»Der Vollendete lebt ohne Zweck,  
lenkt ohne Wort,  
handelt ohne Antrieb,

schafft ohne Gegenstand,  
erdenkt ohne Ziel,  
wirkt ohne wirkend zu sein.«

Doch für Walther Rathenau wurde die Überlegenheit der Intuition eine ganz persönliche Erfahrung durch das Schaffen seines Vaters, an dessen Beispiel ihm der Unterschied verwal-  
tender von schöpferischer Tätigkeit und die Rolle der Intuition bei dieser täglich, fast stünd-  
lich verdeutlicht wurde. Daher erschienen ihm nicht nur theoretisch, sondern auf Grund le-  
bendigsten Erlebens neue Wertmaßstäbe, die er 1907 in seinen »Ungeschriebenen Schriften«  
katalogmäßig aufzählt (Ges. Schr., Bd. 4, S. 218f.):

»Blick fürs Wesentliche,  
Bewunderung,  
Vertrauen,  
Wohllollen,  
Phantasie,  
Selbstbewußtsein,  
Einfachheit,  
Sinnenfreude,  
Transzendenz«

und in Gegensatz setzt zu den » *Neigungen von Sklavenseelen*«, die diejenigen sind, welche  
er an sich selbst bekämpft:

»Freude an der Neuigkeit,  
Kritiklust,  
Dialektik, Skeptizismus,  
Schadenfreude,  
Sucht zu glänzen,  
Geschwätzigkeit,  
Verfeinerung,  
Ästhetizismus.«

So hat er die Abkehr vom Geist vor sich gerechtfertigt und theoretisch reinen Tisch ge-  
macht für seine späteren Konstruktionen.

Aber man würde seine Persönlichkeit mißverstehen, wenn man damit den Kampf in seinem

Innern als ausgefochten ansähe. Der Geist mit seinem Glanz und Elend, mit seiner Sklavenseele, bleibt, wie in unserer Zivilisation, so auch in ihm der mächtigste von allen Antrieben, gegen den die Eigenschaften, die, wie er sich ausdrückt, den »Adel der Seele ausmachen«, bestenfalls ständig rebellieren können.

## Kapitel V. Freundschaften

Rathenau war von Natur leidenschaftlich und, wie aus seiner künstlerischen Veranlagung und Sehnsucht nach Schönheit zu folgern ist, sinnlich. Aber in der ungeheuren Vielstimmigkeit seines Wesens war die Sinnlichkeit mit allen von ihr abgeleiteten Regungen nie mehr als eine von den vielen Stimmen, die gleichzeitig in ihm tönend. Vor allem nie so stark, daß sie seine mächtigsten Triebe, sein Selbstgefühl, seinen Hang zur Verslossenheit, seinen Widerwillen gegen jede Form der Abhängigkeit, seinen wie eine Naturkraft in ihm wirkenden Verstand, zum Schweigen bringen konnte. Man findet daher in seinen Schriften und Briefen viel Sehnsucht nach Hingegebenheit, nach Freundschaft, nach Versunkenheit in der Liebe, viel zarte Einfühlung in die Regungen liebender oder verehrender Herzen, wie schon in seiner frühen Dichtung »Blanche Trocard«, aber kein Zeugnis für irgendeinen Augenblick, wo alle vielen Stimmen seines Wesens vor dem einen reinen Ton der Liebe geschwiegen hätten. Wenn das Liebesmotiv als süßes Flötensolo anheben soll, geigt irgendwo der Paganini des Verstandes wie toll weiter; und man ahnt, wie verzweifelt, wie erfolglos der Kapellmeister abklopft, um Ruhe für sein Flötensolo herzustellen. In den Briefen, deren Worte der Leidenschaft am nächsten kommen, verrät immer zum mindesten die Schrift, die stets geschäftsmäßige, gleiche, etwas floskelhafte, nie und nirgends erregte Schrift, eine Zurückhaltung, die nicht einen Augenblick den Schleier von der Seele ganz lüften will oder kann. Nie geht die Leidenschaft mit Rathenau durch. Nie besiegt die Gier der erotischen Inbesitznahme die Angst vor dem Gefangenwerden in fremdem Netz. Nie täuscht ihm die Sinnenlust die Möglichkeit des Ineinanderschmelzens zweier Seelen vor. »Ich kenne diese Sehnsucht«, schreibt er an Lore Karrenbrock, »und fühle sie Ihnen nach, und weiß doch, wie vergeblich sie ist. Vereinigung gibt es nur im Bereich der Sinne, und da ist sie flüchtige Täuschung. Die Seelen aber stürzen hintereinander her wie die bewegten Sterne und können doch ihre Bahn nicht verlassen und begegnen sich nicht.« (Brief 645.)

Er konnte manchmal sehr unbedeutende Menschen seiner Freundschaft für wert halten; dann mußten sie allerdings blond sein, mit einem Siegfried-Typus, der seiner romantischen Bewunderung für die nordische Rasse einen Gegenstand bot. Ja, wenn sie beschränkt waren, dann verstärkte das in seinen Augen ihre Ähnlichkeit mit dem nordischen Ideal-Typus. In solchen Freundschaften zeigt sich bei ihm manchmal fast bis zur Karikatur, wie eigenartig aus Erotik und Theorie sein Gefühlsleben gemischt war. Und auch dem Dämonischen gegenüber versagte deshalb seine Einfühlung, ja sogar manchmal seine Vorsicht. Der Vergleich mit Lassalle drängt sich auf. Auch bei diesem die Hemmung, die allzu laute Begleitmusik des Verstandes: »Ich bin, wie Ihnen vielleicht nicht entgangen sein wird,« schreibt Lassalle an Lina

Duncker, »nicht ein Mensch wie andere. Ich bin, um mich so auszudrücken, ein durch und durch theoretisches Wesen. Ich lebe mit dem Geiste, ich kann nur gleichgestimmte Wesen lieben. Beeinträchtigen, zerstören Sie meine theoretische Schätzung Ihres Geistes und besonders Ihres Charakters, und meine Liebe ist verfliegen, unaufhaltsam und unwiederbringlich.« Aber Lassalle ist primitiver, roher als Walther Rathenau; in einem gewissen Augenblick bezwang seine Sinnlichkeit doch seinen Verstand: da entführte er Helene von Dönniges. Rathenau kommt über das Hindernis nie fort; er bringt es nur bis zur Sehnsucht. » *Ich kenne diese Sehnsucht*«: die Sehnsucht nach dem Gefühl der vollen Hingabe, die seine Kompliziertheit ihm nie gestattete. Er begreift, sozusagen als Dichter, die volle Hingabe, fühlt sich in sie ein, besitzt für sie auch den Ausdruck in Worten, kann sie aber hinter den Worten nicht rein aufbauen. Diese Hemmung macht seine Erotik in den Augen anderer geheimnisvoll und problematisch, enttäuscht die, die nach seinen Worten volle Hingabe erwartet hatten, und gibt ihm selbst das Gefühl der Vereinsamung, weil die Brücke, die er zwischen sich und andere durch Hingabe bauen möchte, nie ganz das andere Ufer erreicht.

Eine opferbereite, in die feinsten fremden Regungen sich einfühlende und sie zart streichelnde Freundschaft scheint daher auch Frauen gegenüber das stärkste Gefühl gewesen zu sein, das seine Natur ihm gestattete; ein Gefühl, das er fast in gleicher Wärme Männern wie Frauen entgegenbringen konnte. In den veröffentlichten Briefen an Wilm Schwane, Ernst Norlind, Constantin Brunner kommen Stellen vor, deren Gefühlston nicht weniger stark ist als der von Briefen, die fast Liebesbriefe sind, an Frauen. Alles was zu einer solchen Freundschaft führen kann, die für ihn das ihm unzugängliche tiefste erotische Erlebnis ersetzt, ergreift er mit einer inneren Erregung, die manchmal fast den Eindruck der Naivität macht. Dann folgt bald, meist auf beiden Seiten, die Enttäuschung; und die angebahnte Freundschaft erkaltet. Beziehung folgt auf Beziehung, mit Männern und Frauen, mit bedeutenden und unbedeutenden, mit berühmten und unberühmten, mit anspruchsvollen und rührend anspruchslosen, mit naiven und schlaun, meistens nur auf Tage, Wochen, Monate und ohne eine Spur zu hinterlassen, so daß nicht ganz ohne Recht jemand, der das Jahr für Jahr mit ansah, von ihm halb bedauernd, halb spöttisch sagen konnte, er sei »nur ein Don Juan der Freundschaft«. In einem Falle, der Freundschaft mit Harden, ist die Enttäuschung beim andern Teile zum unversöhnlichen Haß bis über den Tod hinaus geworden, in vielen anderen zu einer etwas geringschätzigen Gleichgültigkeit; einige haben sich mit dem abgefunden, was er geben konnte, und seiner Hilfsbereitschaft, seinem Zartgefühl trotz mancher Enttäuschungen eine dauernde Zuneigung entgegengebracht; im ganzen aber hat ihm dieses so eigenartig gehemmte und gestörte Gefühlsleben mehr Feinde als Freunde gemacht und einen Kern von Mißvergnügten geschaffen, von dem ausstrahlend Haß gegen ihn in weite Schichten hinausgetragen wurde.

Diese sozusagen halbseitige Lähmung seines Gefühlslebens durch die Vielseitigkeit seiner Natur erklärt auch seine Einstellung zur Kunst. Er hat ein »Grundgesetz der Ästhetik« formuliert, und zwar mit den Worten: »*Ästhetischer Genuß entsteht, wenn eine verborgene Gesetzmäßigkeit empfunden wird.*« (Ges. Schr., Bd. 4, S. 49.) Diese Formel setzt eine Hemmung des Gefühlslebens als selbstverständlich schon voraus; denn Gesetze erkennt man durch den Verstand. Wem die Ahnung einer verborgenen Gesetzmäßigkeit als letzte Wirkung eines Kunstwerkes genügt, nicht bloß als Vorstufe zu seiner Inbesitznahme durch alle Seelenkräfte, der bleibt an der Schwelle stehen; – wie in der Erotik derjenige, welcher die Liebe nur als Einkleidung der Fortpflanzung empfindet, und nicht als eine alle Kräfte der Seele in sich ein-saugende und überwältigende, in jedem Falle wieder neue und einzigartige Erschütterung zu Zweien. Denn wie die Liebe ist die Kunst in jedem Falle, wo ein Künstler und ein Liebhaber durch das Werk miteinander eins werden, eine solche Erschütterung zu Zweien, in der auch beim Liebhaber nicht die bewußte oder unbewußte Tätigkeit seines Verstandes, sondern die Ergriffenheit seiner ganzen Seele durch das Kunstwerk das Wesentliche ist; und diese tiefe Erschütterung entstammt in der Kunst, ebenso wie in der Liebe, nicht dem Geist, sondern der Sinnlichkeit, die allein von ihren primitivsten bis zu ihren verfeinertsten Formen die ganze Seele restlos durchglühen kann. Naturen, denen die Tiefe des erotischen Erlebnisses aus inneren, nicht bloß äußeren Gründen verschlossen ist, sind daher selten Liebhaber großer Kunst. Und auch Rathenau war trotz unzweifelhafter Begabung für Malerei und Architektur – seine Bleistiftskizzen sind nicht die eines Dilettanten – seine Wiederherstellung des Schloßchens Freienwalde und sein Grunewaldhaus, das er selbst entwarf, zeigen einen feinen, wenn auch kühlen Geschmack – auch Rathenau war als Kunstliebhaber durch seine Anlage gehemmt. Er liebte Gilly, Schadow, Schinkel, die anmutige, etwas provinziale, wie zu zarten Eisblumen erfrorene Antike des preußischen Klassizismus, die vom pathetischen Empire sich so rein abhebt. Er hatte Freude an hübschen, übersichtlichen, sauberen Kunstwerken, die nach einem historisch erprobten Stil und leicht durchschaubaren Regeln hergestellt waren. Darüber hinaus versagte sein Kunstgefühl. An seine Freundin schreibt er: »So sehr ich das Gewaltsame in der Kunst oder vielmehr das Gewaltsame, durch Kunst gebändigt, dankbar hinnehme: gewaltsame, aufgeregte, steile Kunst ist mir nicht gemäß.« Van Gogh war ihm ein Ärgernis. Unter den Werken, die er angekauft hat, ist nicht ein einziges, das großes künstlerisches Format hat.

Seine einzige von Leidenschaft gefärbte Beziehung ist vor der Erfüllung wie die anderen im Dornengestrüpp innerer Hemmungen steckengeblieben. Einige Briefe, die sie beleuchten, sollen hier und später folgen. Sie sind wie an eine Idealgestalt gerichtet, die ihn blenden, entflammen, beglücken, bis zur Selbstentlarvung treiben konnte, wenn er sich in ihr spiegelte –,

aber für ihn vielleicht doch hauptsächlich Spiegel blieb, vor ihm immer wie Helena vor Faust ganz dicht und doch unermeßlich fern zu schweben scheint.

Die Reihenfolge der Briefe ist nicht mehr festzustellen: die meisten sind undatiert; die hier folgenden stammen aber aus der Zeit von 1906 bis 1911.

»Ihr schöner, ernster Brief bewegt mich und begleitet mich seit gestern. In Schreiberhau, auf dem Weg nach Agnetendorf, habe ich in vollkommener Wahrheit Ihnen gesagt, was mich den Menschen problematisch macht, und was selbst die, die mich am meisten lieben, zwingt, mich zu fürchten und zu hassen. Das erste ist, daß ich keinem Menschen ganz gehören kann. Ich bin im Besitz von Mächten, die, gleichviel ob sie mich zum Guten oder zum Bösen führen, ob sie mich im Spiel oder Ernst beherrschen, mein Leben bestimmen. Es kommt mir so vor, als ob ich nichts aus mir heraus willkürlich tun kann, als ob ich geführt werde, sanft, wenn ich mich füge, rauh, wenn ich widerstehe.

Verfolge ich mein vergangenes Leben, so finde ich äußere Wahrzeichen nicht außer in meinen Gedanken, die – ich weiß nicht, ob stärker oder schwächer – mir immerhin anders erscheinen als die der andern (die für meinen Blick sich meistens gleichen), und die mir im realen Leben manche seltsame Erfüllung, im geistigen Leben manche neue Lösung gegeben haben. Aber auch meiner Gedanken bin ich in keiner Weise Herr; Sie selbst kennen die verzweifelten Zeiten meines Verlöschens.

Zum zweiten: Es ist wahr, daß mein Empfinden polyphon ist. Die Melodie schwebt klar als Diskant über den Stimmen, aber sie ist fast niemals unbegleitet. Und im Baß, im Tenor, da rollen andere Klänge, zuweilen sich fügend, zuweilen im reinen Gegensinn des Gesanges. Ich kenne unvergleichlich Größere, ja Große, denen ich das gleiche Spiel aus jedem Wort und Gedanken nachfühle: hierin finde ich mich nicht vereinsamt. Ja, zuweilen will es scheinen, als sei es gerade diese Kraft oder Schwäche, die einer Muschel gleicht, die das ganze Brausen der Welt, verloren zwar, widertönen läßt. Indessen das reine Schalmenspiel einer einfacheren Empfindung mir einförmig, lieblich und etwas flau erscheint.

Deshalb nun werden die Menschen an mir irre, weil sie aus diesem Stimmengewirr keine Melodie erkennen. Aber ich erkenne sie und weiß, daß sie da ist, und daß sie alles leitet.

Der Beweis aber ist der: wenn alles trägt, so trägt das Leben nicht. Betrachten Sie mein Leben. Kennen Sie ein anderes, ernsteres, entsagenderes? Und das liegt wohl nicht an Unempfindlichkeit und Stumpfheit. Es liegt auch nicht an irgend etwas, das ich will. Denn ich will nichts. So sehr ich mein Inneres zerquält habe, ich habe nie Weltliches gefunden, das ich will. Ich will, was ich muß, sonst nichts. Und was ich muß, das sehe ich wie ein nächtlicher Wanderer mit der Laterne nur wenige Schritte voraus. Daß dieses mein Leben ein Opfer ist, das gutwillig und freudig den Mächten gebracht wird, nicht um Lohn noch um Hoffnung, das darf ich sagen und das wissen Sie selbst; daß mir die Liebe der Menschen dabei zerbrochen ist, das weiß ich und empfinde es hart.

Wenn ich nun gesagt habe, daß Ihr Leben ein Spiel ist, so meint das nicht, es sei frivol, sondern vielmehr, es sei kein Opfer. Sie sind um Ihrer Schönheit und Ihres Griechentums willen geschaffen worden, und meinem Nordseegeblüt konnte nur dies eine Licht geschenkt werden und kein anderes.

Bleiben Sie, was Sie sind, und bleiben Sie mir, was Sie mir sind. Adieu, ich verreise heute nach Köln. Leben Sie wohl!

Ihr W.«

Was wollen Sie denn eigentlich von mir? Mit der Natur, mit meinem Gott und mit mir stehe ich ganz gut, das wissen Sie. Auch Sie haben mich manchmal ganz gern und verwöhnen mich ab und zu. Was soll's denn da noch weiter? Was hab' ich da mit den Menschen zu schaffen? Soll ich Ihnen eine Fensterscheibe in meinen Brustkasten setzen, damit Sie mir hinterher für die »Anregung« quittieren? Oder soll ich ein paar Jahre meines Lebens daran setzen, um mir ein Etikett zu beschaffen, damit man mich nicht gradeweg als einen Hanswurst ansieht?

Mit zwei Sachen tun Sie mir unrecht. Selbstüberschätzung! Ich kenne meine Grenzen sehr genau und habe sie immer respektiert. Aber Sie kennen sie nicht, denn einen Menschen erschöpft man nicht im Gespräch. Und abhängig sind Sie trotz allem von dem etablierten Urteil: »geistreich, fein und kalt«. Gleichviel.

Aber daß Sie, Sie mir gerade Kälte und Empfindungslosigkeit vorwerfen, das empört mich. Das tut Ihr Egoismus, der über alle Reflexionen hinausgeht.

Gottlob. Jetzt dürfen Sie zanken, was Sie wollen. Denn schließlich laß' ich mich doch lieber von Ihnen schelten, als von anderen loben.

Herzlichst der Ihre W.

29. VII. 06.

Wir haben jetzt den dritten dieser verspäteten Sommertage, wolkenlos und von einer kühlen Wärme; ein Sommer ist ungenossen vorübergegangen. Ihr Brief hat mich sehr traurig gemacht; ich las ihn morgens früh und seitdem sind diese leeren Tage noch wesenloser.

Auch die vier Lieder, die Sie für mich niederschrieben, sind bedrückend traurig. Aber sie sind schön, zart und weich wie alles Gute in der Kunst empfindender Juden, sie erinnern mich an Ihre Brüder, zumal an Robert. Vor solchen milden und warmen Gebilden komme ich mir vor wie ein wüster Urzeitmensch, dessen Hände zerreißen und zerbrechen, nicht fügen und flechten. Nur in sichtbaren Dingen gelingt mir vielleicht das feinere: ich habe alle diese Abende mit Stift und Papier gebaut und sechs Entwürfe für das Haus gemacht, die mir gefallen. Ich will noch drei oder vier andere machen und Ihnen das Ganze zeigen. Aber dies ganze Schaffen kommt mir unbefriedigend vor, es ist zu leicht und ohne tiefere Verantwortung, fast Frauenarbeit.

Ich weiß, daß Sie leiden und quäle mich, und möchte Ihnen etwas Liebes und Tröstliches sagen und kann es nicht. Nun werden Sie an Kälte und Herzlosigkeit denken, das ist es beides nicht. Hier leiden wir beide an dieser jahrelangen Gebundenheit, die sich nur frei träumen kann im Spiel. Und wenn ich nochmal Voraussetzungen und treibende Kräfte prüfe, so war es auf andere Art unmöglich.

Hier liegen Unfreiheit und Widersinn beisammen, und wenn wir hier und da vor einander erschrecken, so ist es, weil wir uns eben nur planetenhaft anblitzen und Bahn und Umlauf unharmonisch bleibt. Das andere, kleinere, liegt in den Naturen, die sich nicht fügen wollen.

So scheint es mir jetzt; aber ich will hierüber nicht mehr schreiben, so unklar es klingen mag, weder jetzt noch später.

Leben Sie wohl, sagen Sie mir, daß es Ihnen besser geht. Wenn Sie in dem, was ich Ihnen geschrieben habe, kalte Analyse sehen, so habe ich keine Hoffnung, mich verständlich zu machen. Lesen Sie es in Ruhe; Sie

müssen mich verstehen.

Von Herzen der Ihre  
W.

Ich habe noch eine Stunde zu arbeiten versucht und wollte eben zu Bett gehen. Ich komme im Eßzimmer an dem großen schwarzen Schrank vorbei und betrachte noch einen Augenblick den schönen Tannenzweig mit den sieben Zapfen, den Sie mir geschenkt haben. Nun denken Sie: ein wahrhaftiges Wunder! Der Zweig blüht! Allenthalben brechen aus den Nadelblättern die spitzen hellen Blüten hervor. Gute Nacht! Dies wollte ich Ihnen noch erzählen.

W.

Was fällt Ihnen nur ein, daß Sie sich verkleinern und von mir reden als könnte ich Ihnen etwas geben, da Sie soviel reicher und lichtvoller sind? Mein ganzer Wert ist, daß ich Sie liebe, mit dem, daß Sie meiner sicher sind. Es ist mir zumut, als hätte ich nie durch Sie gelitten und könnte nie durch Sie leiden, sondern nur durch mein Herz und seine Enge. Aber von Ihren lieben Worten hat es aufgerauscht und aufgeschäumt, und Ihr schönes Bild ist um mich, und ich fühle seit langem wieder Wärme, Licht und Frieden. Aber morgen früh vernichte ich Ihren Brief und fahre ins Freie. Ich hoffe, es gibt Schnee.

Immer und nur der Ihre  
W.

## Kapitel VI. Das Reich der Seele

**1906** im Mai unternahm Walther Rathenau eine Reise nach Griechenland. In dem Skizzenbuch, das er von dort zurückbrachte, findet sich eine kurze Eintragung unter dem Titel » *Breviarium Mysticum*«, die einen entscheidenden Moment in der Entwicklung seiner Weltanschauung beleuchtet:

1. »Das Weltbild eines jeden ist das Maß seiner Seele.
2. Vielen ist eine Seele eingeboren, alle können sie erringen.
3. Die Seele wird jedem zuteil, der *bonae voluntatis* ist.
4. Die Seele ist das Spiegelbild Gottes.
5. Die Kräfte der Seele sind dreifach: Phantasie, Liebe, Ehrfurcht.
6. Mit der Phantasie umfaßt sie die Welt, mit Phantasie und Liebe die Kreatur, mit allen drei Kräften Gott.
7. Die Seele ist zweckfrei, der Verstand zweckhaft.
8. Im Kampfe mit dem Verstande liegt die Seele, weil der Verstand seine Zwecke selbst auflöst.
9. Die Kunst und das unbewußte Schaffen ist die Sprache der Seele, die Wissenschaft und das bewußte Schaffen ist die Sprache des Verstandes.
10. Die Seele nährt sich vom Lebensdrang, der Verstand von der Todesfurcht.«

In dieser Notiz fällt ein Wort auf, das hier zum erstenmal in einer neuen Bedeutung, nein, Bedeutsamkeit, mit einem neuen Pathos auftritt: das Wort » *Seele*«. Was versteht Rathenau unter » *Seele*«? Wodurch bekommt dieses Wort für ihn einen so hohen Wert? Was macht er daraus?

In seinem Hauptwerk, der » *Mechanik des Geistes*« (S. 30ff.) schildert er die » *Geburt der Seele*«; und hinter seinen Ausführungen zeichnen sich in durchsichtiger Verhüllung drei Erlebnisse oder Erfahrungen ab, die auf seine Reise nach Griechenland hinweisen: die der erhabenen Natur Griechenlands, die der Glückseligkeit künstlerischen Schaffens und die einer

großen, unerfüllten Liebe. Wer, der die griechische Landschaft kennt, wird sie nicht wiedererkennen in der Schilderung der Welt, wie sie den Augen jüngerer Menschen erscheint? »Eine neue Natur umgibt ihn; nicht mehr Steine, Pflanzen, Luft und Wasser, sondern ein geheimnisvoller Kosmos voll Leben, Geist, Blut, Licht und Liebe. Die Dinge reden nicht mehr die Sprache des Tages; es rauscht aus ihnen Ungesprochenes, Unauflösliches. Eine zweite Natur verbirgt sich hinter der sichtbaren und will hervorbrechen; es bedarf eines Wortes, und alle Wirklichkeit ist aufgehoben. Der Weltgeist atmet Majestät und Liebe, und die jugendliche Seele begehrt nichts anderes, als sich den Mächten hinzugeben und in ihren Werken aufzugehen.« – Die zweite Erfahrung: die Seligkeit zweckfreien Schaffens, wie es dem Künstler beschieden ist, spendete Rathenau ohne Zweifel gerade in Griechenland, das er skizzierend durchwanderte, wieder tiefste Beruhigung. Im selben Abschnitt von der »Geburt der Seele« heißt es: »Es bleibt das *Schaffen*: doch nicht mehr um der Werte willen; das Sorgen, doch nicht mehr um der Ziele willen. Schaffen heißt: Umsetzen die Seele in sichtbare Form, Erschautes gestalten. Ein Naturvorgang, vergleichbar dem Weben der Muschel und der Spinne, die aus dem Saft ihres Lebens mit Freuden und Schmerzen ihr Kleid, Rüstzeug und Kunstwerk nach dem inneren Bilde wirken.« – Das Entscheidende aber ist *die Liebe*; und die Worte, mit denen er die Rolle der Liebe bei der Geburt der Seele schildert, Worte, die in die unmittelbare Nähe des »Breviarium Mysticum« weisen, sind unter einer gesuchten Form, in der man das Ringen nach Wärme noch spürt, doch innerlich so bewegt, daß sie den Kampf zwischen Sehnsucht und Unvermögen zu voller, hingebungsvoller Liebe, der in ihm der Geburt der Seele vorausgegangen sein muß, treuer als ein bewußtes Bekenntnis spiegeln. »Die Liebe des Mannes ist nicht hingebend wie die Liebe des Weibes, denn sie ist werbend; und doch geht sie in einem Sinne über die Hingebung des Weibes hinaus: sie ist bereit, sich zu opfern. Das Weib will hinnehmen und vergehen, der Mann will besitzen, aber zugleich sich opfern und verschenken: so ist im Augenblick des höchsten Lebenswillens der Lebenswille aufgehoben, der Zweck gebrochen.« Und etwas später im selben Abschnitt: »Es bleibt die Liebe; je reiner und heißer das Feuer der Sinne sich erhielt, desto leuchtender umgibt es sich mit der Aura übersinnlicher Klarheit. Es regt sich die Menschenliebe, die Liebe Gottes regt sich, und es erwacht die Liebe des Franciscus, die alle Kreatur mitsamt den Gestirnen umspannt; die in die Sphären tönt und die Gottheit herabzwingt. *Denn diese Liebe ist transzendent*. Sie ist Ahnen und Begreifen des Sichtbaren und Unsichtbaren, sie ist Hingabe und Opfer, sie ist aber auch Erfüllung und Verklärung. Sie faßt die Welt nicht mit den Krallen des Verstandes, sie löst sich auf, geht unter, vereinigt sich, wird Eins, und begreift, indem sie Eins wird. So wird aus Natur und Schaffen, Liebe und Transzendenz im Menschen *die Seele geboren*, ja wesentlich gesprochen: *sie wird nur aus Liebe geboren, denn Liebe umfaßt die anderen drei Kräfte insgesamt*.« (Mechanik des Geistes S. 32.)

» Seele« nennt Rathenau also das innere Erleben, wenn es *zweckfrei* abläuft, das heißt, nur inneren, nicht auch äußeren Antrieben folgt (Breviarium Mysticum VII). »Seele« ist der Sammelname für alle diejenigen inneren Erfahrungen, welche dem Zweckmenschen fremd und feindlich sind, für alle Kräfte, die Rathenau in seinem Innern gegen den verhaßten Verstand aufbietet: eine Losung, unter der diese plötzlich als geschlossene Phalanx auftreten.

Aber »Seele« ist mehr als ein bloßes Wort: den Zuständen, die es zusammenfaßt, ist etwas Wirkliches gemeinsam, etwas, das sie von allen anderen Augenblicken inneren Erlebens unterscheidet und über sie hinaushebt: nämlich, daß *nur in ihnen* der Mensch *ganz er selbst*, also wirklich *frei* ist. *Daß es solche Augenblicke innerer Freiheit geben kann, daß sie beglückend, ja, die einzigen voll beglückenden und wertvollen im menschlichen Leben sind, hat Rathenau von der griechischen Reise als Erfahrung, als unerschütterliche Tatsache seines eigenen inneren Erlebens zurückgebracht.*

Als das typische und alle anderen verdunkelnde Beispiel solcher Erfahrung verweist er, wie gesagt, auf *die wunschlose, transzendente Liebe*. Warum gerade diese, nicht irdische Liebe, der alles zusammenfassende und bewegende Mittelpunkt seiner Weltanschauung werden mußte, nämlich weil der durch tausend Hemmungen erzwungene Verzicht auf diesseitige Erfüllung seine tiefste Not war, ergibt sich aus dem vorigen Kapitel. Daß trotzdem gerade durch die eine wirkliche, wenn doch schließlich auch erfüllungslose Leidenschaft seines Lebens die »Seele« ihm zum Erlebnis ward, hat er selbst angedeutet in dem Briefe, mit dem er viele Jahre später die »Mechanik des Geistes« der Freundin zuschickte. »Sie glauben, daß von diesem Buch Ihnen Nichts gehört? Wenn Sie es ganz besitzen – und Sie werden es besitzen, – *so werden Sie fühlen, daß es nicht nur ein Bekenntnis, sondern auch ein umgeschaffenes Erlebnis ist.*«

Er war nach Griechenland abgereist mit der Einsicht, daß die Erfüllung seiner Leidenschaft nicht bloß aus äußeren, sondern auch, und ganz besonders, aus inneren, in ihm selbst liegenden Gründen aussichtslos sei. Ja, vielleicht war die Reise selbst eine Geste, eine bewußte oder unbewußte Geste des Verzichts. Aber dann schreibt er doch mit leiser Hoffnung an die Freundin aus Athen:

»Mehr Ruhe und Stimmung. Gestern war ich an der alten Stätte der Mysterien: Eleusis. Morgen begrüße ich das Delphische Orakel. Ich habe viel zu fragen (auch wo Sie sein mögen).«

Aus Delphi teilt er ihr dann mit, daß er das Orakel auch ihretwegen befragt habe. Als Antwort und Orakelspruch war plötzlich in der erhabenen Einsamkeit des Delphischen Gebirges ein Adler vor ihm aufgestiegen.

Einige Tage später schreibt er wieder aus Athen (23. Mai 1906):

»Für Ihren Brief herzlichen Dank. An den Toren von Athen erwartete er mich und erfüllte so schon einen Teil des Delphischen Zeichens, das ich Ihnen andeutete. Dieses selbst war phantastisch und fast pompös, so daß ich es wohl als ein Geheimnis werde hüten müssen. Die Fahrt nach Delphi hinauf, die tiefe, kühle Schlucht und das ferne Grüßen des Meeres hat mich ganz erfüllt, und so war es mir lieb, länger als sonst Touristenart, zu bleiben. – Heute ist Abschiedstag von Athen. Ich habe eine sonderbare Fahrt durch den Peloponnes mit elfstündigen Ritten ausgekundschaftet: Ziel und Gipfel soll Sparta und der Taygetos mit seinen Klüften sein. Auch hier in Griechenland habe ich meine Ketzerei: ich meide die leichenschänderischen Ruinenfelder, die man in der krasen Sonne dörrt, und halte mich ans jugendlich Unvergängliche von Wasser, Luft und Erde ... Gewaltig war der schneegekrönte Parnassos, von zwei Seiten dem Meere zugekehrt, kahl, starr. Er ruht, unsichtbar gegenwärtig über der Delphischen Landschaft, und sein tiefer Schatten fällt über das bewegte Tal. Von dieser Reinheit und Größe ist die Campagna nur ein trüber Spiegel; hier wirken die Grundelemente in unvergänglicher Ruhe; Vegetation und Menschheit sind nur ein leichter Hauch, der das Bild kaum färbt ...«

Die Frage an das Orakel kennen wir nicht; können sie uns aber denken. Und der Adlerflug hieß, wenn Rathenau ihn als Antwort auffaßte: »Steig auf, dann findest du Erlösung in der jenseitigen, himmlischen Liebe.« *Aber welche Erlösung?* Die Deutung war ihm geworden, als er in sein Skizzenbuch das »Breviarium Mysticum« eintrug: *Erlösung durch die Geburt der Seele*. Ähnlich wie Dehmel, der Rathenau in seiner Weltanschauung von Zeitgenossen am nächsten stand, im »Eingang« zu seinem Epos »Zwei Menschen« sagt:

*»Steig auf, steig auf mit deinen Leidenschaften,  
Tu ab die lauliche Klagseligkeit;*

\*

*Um den Drehpunkt des Lebens kreisen  
Wonne und Schmerz mit gleichem Segen;  
Sieh, mit unaufhaltsamer Sehnsucht weisen  
Die Menschen einander Gott entgegen!«*

Diese Erleuchtung war für Rathenau das große Erlebnis nicht nur dieser Reise, sondern seines Lebens, eine ihn tief erschütternde, umwühlende, umwälzende innere Erfahrung, weil sie den Unzulänglichkeiten, den Hemmungen, dem negativen Teil seines Wesens plötzlich einen positiven, einen erhabenen Sinn gab. Und weil sie überdies einen Sinn *auch dem Leben überhaupt gab*.

Denn auch er stand, wie über kurz oder lang jeder nicht ganz primitive Mensch, – wie der Mensch jeder alten Kultur, wenn der Mythos, der sie zur Welt brachte, verblaßt ist, – vor der Grund- und Existenzfrage » *Wozu, warum* das ganze anscheinend sinnlose Weltgeschehen? *Wozu mein Leben? Wozu überhaupt Leben?*« – – Die Kultur muß sich dann einen neuen Mythos erfinden, sonst versinkt sie unrettbar in das gestaltenlose Chaos, das Nietzsche »Nihilismus« nennt. (»Nihilismus: es fehlt das Ziel, es fehlt die Antwort auf das Warum«. Wille zur Macht S. 11.) Die antike Kultur erfand in diesem Zustand das Christentum und senkte in seinen Boden den Samen einer neuen Welt. Unsere Kultur ist heute an diesem gleichen Punkte angelangt und braucht deshalb, wie vor zweitausend Jahren die Antike, eine »Umwertung aller Werte« nach einem neuen Mythos, als welchen Nietzsche die »Ewige Wiederkunft aller Dinge« und den »Übermenschen« verkündete. Rathenau fand Antwort und Mythos zugleich in seinem Erlebnis der »Seele«. » *Wozu der Mensch da ist? Um immer und immer wieder das reine Glück seiner inneren Freiheit, immer wieder seine ›Seele‹ zu erleben.*«

Für ihn hatte diese Antwort noch über ihre allgemeine Tragweite hinaus eine ganz persönliche Bedeutung. Bis zu diesem Augenblick sind seine Schriften und Briefe durchweg Zeugnisse eines stets unentschiedenen Kampfes zwischen zwei Naturen in seiner Brust: »Ich bin ein Deutscher jüdischen Stammes«, sagt er in seinem »Aufruf an Deutschlands Jugend«, »mein Volk ist das deutsche Volk, meine Heimat ist das deutsche Land, mein Glaube der deutsche Glaube, der über den Bekenntnissen steht. Doch hat die Natur in lächelndem Eigensinn und herrischer Güte *die beiden Quellen meines alten Blutes zu schäumendem Widerstreit gemischt: den Drang zum Wirklichen, den Hang zum Geistigen*. Die Jugend verging in Zweifel und Kampf, denn ich war mir des Widersinnes der Gaben bewußt. Das Handeln war fruchtlos und das Denken irrig, und oftmals wünschte ich, der Wagen möchte zerschellen, wenn die feindlichen Gäule auseinanderstürmend sich ins Gebiß legten und die Arme erlahmten.« Jetzt hat er ein Erlebnis, das, wie er hofft, den Streit in seiner Brust beenden wird. Ja, er fühlte sich dessen so sicher, daß, als er zurückkam, der Entschluß bei ihm feststand, sich von den Geschäften zurückzuziehen. Er teilte ihn mir mit und begründete ihn: »er habe sich auf der Reise gefragt, *wozu er das alles mitmache? – und keine Antwort gefunden.*«

In Wirklichkeit lautete die Antwort: jenes ganze Getriebe geht um Nichts; aber doch gibt es etwas, worum es sich lohnt zu leben: *die Seele*; diesem einzigen Sinn des Lebens muß ich

mein Leben anpassen.

Die Verslossenheit, die ihm von Kind an eigen war, bekam von da ab eine neue Färbung: hinter der gläsernen Wand, die er um sich zog, schien er nicht mehr bloß seine furchtsame Seele, sondern irgendein geheimes Wissen, über das er schweigen wollte, vor der Roheit der Welt zu schützen. Aber wenn er einen Augenblick daran dachte, auf seine geschäftliche Tätigkeit zu verzichten, so verkannte er allerdings sein Schicksal, die Unheilbarkeit des Risses in seinem Innern; die Unmöglichkeit, aus seinem zwiespältigen Leben ein eindeutiges zu machen. Er konnte nicht seinen mächtigsten Trieb, seinen praktischen Verstand, durch einen Beschluß beiseite schieben oder schwächeren Trieben unterordnen.

Dafür geschah aber etwas anderes: nämlich das, was ihn zu einer ganz aus der Reihe tanzenden, einzigen Erscheinung machte: er bog seinen mächtigen praktischen Verstand um und machte aus ihm ein Instrument, durch das das Erlebnis der »Seele«, dieses ganz innerliche, jenseitige Erlebnis, zum Ausgangspunkt politischer und wirtschaftlicher Forderungen wurde.

\*

Daß Rathenaus Weltanschauung ihre letzte Wurzel in einer eigenen, ganz persönlichen Erfahrung hatte, steht fest; daß sie, wie jede Weltanschauung, auch aus fremden Quellen gespeist wurde, ist selbstverständlich. Diese Quellen sind aber bei ihm nicht leicht zu entdecken, weil er sie grundsätzlich nur selten genannt hat, und weil ihm fremde Gedanken erst brauchbar wurden, wenn seine Erfahrung sie mit dem Licht eines eigenen Erlebnisses durchleuchtet hatte. Er nennt fast nur die Worte des Apostels Paulus über die Liebe im Ersten Korintherbrief und das Evangelienwort: »*Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme an seiner Seele Schaden?*« (Markus VII, 36). Nachweisbar ist eine Einwirkung der spätesten und berauschendsten Blüte der jüdischen Mystik, des vom »Meister des guten Namens«, Baal-schem-tow, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts begründeten *Chassidismus*, wenigstens als Bestätigung seiner eigenen Erfahrung und Sinnggebung des Lebens. Denn er verkehrte gerade in den entscheidenden Jahren mit dem Geschichtschreiber des Chassidismus, Dr. Martin Buber, las bei seinem Erscheinen im Spätherbst 1906 (allerdings also später als die Niederschrift des »Breviarium Mysticum«) dessen erstes chassidisches Buch »Die Geschichten des Rabbi Nachman« und fand dort als Antwort auf die Frage nach dem »Wozu?« des Lebens genau die, die er als Ergebnis seiner inneren Einkehr aus Griechenland mitbrachte: daß der Sinn des Lebens *Freude in Gott* sei: das *zweckfreie Eingehen der Seele in Gott*, das seine vollkommenste Erfüllung in der Ekstase erreicht. »Aber die Ekstase ist hier nicht«, erläutert Martin Buber, »wie etwa bei der deutschen Mystik ein ›Entwerden‹ der Seele, sondern *deren Entfaltung: nicht die sich beschränkende und entäußernde, sondern die sich vollendende Seele mündet ins Unbedingte*. In der Askese schrumpft das geistige

Wesen, die Neschama, zusammen, sie erschläfft, wird leer und trübe; nur in der Freude kann sie wachsen und sich erfüllen, bis sie, alles Mangels ledig, zum Göttlichen heranreift. Niemals hat eine Lehre das ›Gottfinden‹ mit einer solchen Kraft und einer solchen Reinheit auf das ›*Selbstsein*‹ gestellt.« (Martin Buber »Die Chassidischen Bücher« 1928 S. 14.)

Dr. Martin Buber schreibt mir:

»Heppenheim, 16. 1. 28. Ich war mit Rathenau gut bekannt. Wir kamen zwar (in der Zeit, die ich in Berlin gelebt habe, d. i. bis Ende 1915, später hat es, ohne Abschwächung der inneren Beziehung, keinen persönlichen Kontakt mehr gegeben) selten zusammen, aber dann war es jedesmal ein großes Gespräch. Meinen beiden ersten chassidischen Büchern (»Die Geschichten des Rabbi Nachmann«, 1906, und »Die Legende des Baalschem«, 1907, jetzt in die Gesamtausgabe aufgenommen) und den sechs ersten meiner »Reden über das Judentum« (einbändige Gesamtausgabe bei Lambert Schneider in Berlin) war er ein aufmerksamer Leser, wie ich aus allerlei Bemerkungen und Hinweisen erkannt habe. Über den Chassidismus haben wir wiederholt miteinander gesprochen; ich hatte den Eindruck, daß er für ihn eine Erweiterung seiner Selbstwahrnehmung bedeutete und daß, was er hier und aus den »Reden« vom Judentum erfuhr, auf eine Wandlung in seiner Anschauung von Wesen und Schicksal des jüdischen Volkes nicht ohne Einfluß geblieben ist. Er hatte den Wunsch, in eigener Arbeit zu den Quellen vorzudringen, und hat eine Zeitlang, wie Sie ja wohl wissen, eifrig Hebräisch gelernt; sein Lehrer von damals, den ich nach vielen Jahren in Palästina wiedergesehen habe, erzählte mir bei dieser Gelegenheit, wie ernst und gründlich Rathenau dieses Studium betrieben hat; warum er es dann abgebrochen hat, weiß ich nicht.«

Einwandfrei ergibt sich auch der Einfluß *Spinozas*, dem das »Breviarium Mysticum« im Latein seines Titels, in seiner Form als Reihe numerierter Propositionen und im Wesentlichen seiner Weltanschauung so unverkennbar nahe steht. Wenn es im »Breviarium Mysticum« heißt: »Die Seele ist das Spiegelbild Gottes«, so verdichtet sich in diesen Worten nicht bloß Rathenaus eigenes glückseliges Erlebnis, sondern auch die Anschauung Spinozas von Gott als *der unendlichen Substanz, von der Raum und Zeit und alle Wesen und alle Gedanken und Gefühle und wir selbst nur flüchtige Erscheinungsformen sind*. Die Seele ist das Spiegelbild Gottes, weil sie eine Erscheinungsform Gottes ist. Durch sein inneres Erlebnis, die göttliche Glückseligkeit des zweckfreien Seelenzustandes, wird Rathenau die Anschauung Spinozas bestätigt. Ebenso wenn Rathenau von der *Transzendenz der Liebe* als von etwas, das er selbst erlebt hat, redet, so fließt auch hier wieder dieses Erlebnis über in Spinozas Anschauung von der Liebe, die nach seiner kühlglühenden, gletscherhaften Definition nur ein Affekt Gottes ist, eine Äußerung der Liebe Gottes zu sich selbst; weshalb unsere Liebe, unsere Liebe zu uns

selbst, unsere Liebe zu anderen endlichen Wesen, im letzten Grunde nichts ist als unsere unvollkommen und stückweise sich offenbarende Liebe zu Gott oder richtiger nichts als ein Teil der Liebe Gottes zu sich selbst; daher *jede Liebe immer transzendent ist, immer über das geliebte Wesen hinaus Gott sucht*. So wächst das Erlebnis Rathenaus hinein in die Metaphysik Spinozas, durchleuchtet sie von innen und gewinnt sie als Boden für weitere Konstruktionen.

Als Boden zunächst für eine Erneuerung und Fortführung der Ethik *Fichtes*, der Rathenau wie kein anderer Philosoph, mit Ausnahme von Spinoza, beeinflusst hat ( – ihn packte das Spartanertum, das Preußische, das Fichte in idealer Vergeistigung verkörperte, und seine Verachtung des Zweckes). Denn Fichtes Ethik wächst gradlinig aus Spinozas Anschauung vom Verhältnis zwischen Gott und Mensch. Da jeder Mensch *eine einmalige Erscheinungsform Gottes ist*, so folgt mit zwingender Notwendigkeit als seine höchste Pflicht, daß er immer *er selbst* sei, ohne nach irgendwelchem Zweck von seiner Bahn abzubiegen; denn jeder Widerspruch mit sich setzt ihn in Widerspruch mit Gott. »So gewiß der Mensch Vernunft hat,« sagt daher Fichte, »ist er sein eigener Zweck; das heißt, er ist nicht, weil etwas anderes sein soll – sondern er ist schlechthin, weil *Er* sein soll: sein bloßes Sein ist der letzte Zweck seines Seins ... *Der Mensch ist Selbstzweck*; er soll sich selbst bestimmen und nie durch etwas Fremdes sich bestimmen lassen ... Ich will daher den Grundsatz der Sittenlehre in folgender Formel ausdrücken: Handle so, daß du die *Maxime* deines Willens als ewiges Gesetz für *dich* denken kannst. – *Die letzte Bestimmung aller endlichen, vernünftigen Wesen ist demnach absolute Einigung, stete Identität, völlige Übereinstimmung mit sich selbst.*« (Johann Gottlieb Fichte »Über die Bestimmung des Gelehrten«. Jena und Leipzig 1794 S. 8-12.) Es bedarf kaum eines Hinweises, wie überzeugend für Rathenau diese Sätze klingen mußten; drückten sie doch aus, was er als kostbarstes Erlebnis selbst erfahren hatte.

So hat sich durch ein natürliches Wachstum das Erlebnis der »Seele« zu einer breiten philosophischen Grundlage erweitert, an der das Neue Testament, der Chassidismus, Spinoza und Fichte, teilhaben, in deren Mittelpunkt als festes Kernstück aber immer das ursprüngliche Erlebnis Rathenaus steht. Dieses Erlebnis zwingt sogar zu einer wesentlichen Einschränkung gegenüber Fichte und Spinoza; denn diese machen keinen Unterschied zwischen verschiedenen Seelenzuständen; alle sind für Spinoza gleich vollkommene Erscheinungsformen Gottes – und Fichtes »Mensch« ist *der Mensch schlechthin*. Rathenau dagegen nennt »*Seele*« das innere Erleben nur in den Augenblicken, in denen es zweckfrei seiner eigenen Natur allein gehorcht – ganz nur das von irdischen Begierden nicht getrübt, reine Spiegelbild Gottes ist. Daraus folgt zweierlei: einmal, daß es *seelenlose* Menschen gibt – was nach Spinozas Anschauung unvorstellbar ist, aber andererseits der Kabbala geläufig war, die sogar Menschen mit zwei oder mehreren Seelen kannte –, daß es also Menschen ohne Seele gibt, sei es, daß sie von außen gedrückt oder durch Not gehetzt, keine Zeit haben, sich eine Seele zu erwerben, sei es,

daß sie im Getriebe des Alltags, der Geschäfte, des Vergnügens sich selbst keinen zweckfreien Augenblick gönnen. – Und ferner, daß in den meisten Menschen die Seele erst »geboren« werden muß. »Vielen ist eine Seele eingeboren,« heißt es im »Breviarium Mysticum«, »alle können sie erringen.« Deshalb steht die »Geburt der Seele« wie ein Mysterium, wie eine Art von Gralswunder, im Mittelpunkt von Rathenaus Weltanschauung. Die Menschen unterscheiden sich nicht danach, ob sie »gut« oder »böse« sind; – auch Rathenaus Ethik steht im Sinne Nietzsches »jenseits von Gut und Böse«, – sondern danach, ob oder nicht sich in ihnen die Geburt der Seele vollzogen hat, ob sie »seelenlos« oder Menschen *mit* einer Seele sind. Dieses Mysterium, diese Weihe, die einem Menschen zuteil geworden sein muß, damit er bei der großen Scheidung auf die Lichtseite kommt, ist aber nichts als *das erste Erleben der eigenen Individualität, der eigenen einmaligen Einzigkeit, der eigenen Gotteskindschaft*. Also nichts anderes als das Erlebnis – das höchst persönliche Erlebnis – das so viele große mystische Religionen und Religionsstifter in den Mittelpunkt ihrer Lehre rücken: nicht nur das chassidische Judentum, sondern auch Laotse, Buddha, Plato, Christus, auch Plotinus, auch die deutschen Mystiker, Meister Eckhardt, Jakob Böhme, Angelus Silesius. Auch Nietzsche hat den Gegensatz zwischen Intuition und Geist zu dem zwischen Seele und Welt erweitert, und »Weisheit« nannte er die fest begründete Vorherrschaft der Seele, deren Obsiegen im Ringen mit der Welt. In einem um 1875 niedergeschriebenen Fragment über »Wissenschaft und Weisheit im Kampfe« sagt er: »Weisheit zeigt sich

1. im *unlogischen* Verallgemeinern und Zum-letzten-Ziele-Fliegen,
2. in der Beziehung dieses Resultates auf das Leben,
3. *in der unbedingten Wichtigkeit, welche man seiner Seele beilegt. Eins ist Not.*« (Werke Bd. X. S. 216.)

Daraus, daß nicht jeder eine »Seele« hat, daß in jedem die Seele erst »geboren« werden muß, aus dieser Einschränkung der Spinozistischen und Fichteschen Anschauung wachsen dann aber Fichtes ethische Gebote nur um so zwingender empor: die *Pflicht* eines jeden, nicht in sich das reine Licht Gottes trüben zu lassen, sondern jenseits des Zweckes zu seiner zweckfreien Seele durchzudringen; – die *Forderung* – die noch heute, wie vor zweitausend Jahren, in der Praxis *revolutionäre* Forderung – daß an dem Erringen seiner Seele niemand gehindert werden solle; und daher die wie eine Anklage wirkende Behauptung, daß jede Beschränkung dieser Freiheit ein Unrecht ist, das die Weltordnung stört und daher beseitigt werden muß. Aus dieser Erkenntnis, daß die Seele nicht notwendig von Geburt an im Menschen schon da ist, sondern auch nachträglich in ihm geboren werden kann, wächst aber auch die erlösende Erkenntnis, daß der schmerzliche Zwiespalt zwischen Mensch und Welt, das, was das

Christentum »Sünde« nennt, überwunden werden kann – überwunden aber nur, wenn im Ansturm der Welt auf den Menschen dieser sich zu seiner Seele durchkämpft und in jedem Augenblick ihr die Oberhand sichert; – fehlt ihm die Kraft dazu, so müssen, nachdem er seine Seele entdeckt hat, Kampf und Pein verstärkt weitergehen. Das besagt schon die Erzählung vom reichen Jüngling im Evangelium; das besagt der Glaube der antiken Welt, daß der in die Mysterien Eingeweihte, der in seinem Leben den Weihen nicht treu blieb, vom rächenden Gott gestraft werde. Und wirklich wurden die in Rathenaus Doppelnatur latenten Gefahren wirksam und bedrohlich erst, als er an einer Wegkreuzung, wer weiß wo in Griechenland, seiner Seele begegnete, aber durch tausend Bindungen verhindert, ihr nur auf halbem Wege folgen konnte.

Und doch, was bei Spinoza eine mystische Formulierung für das Verhältnis zwischen Mensch und Unendlichkeit, bei Fichte die Grundlegung einer neuen Sittlichkeit war, *die Göttlichkeit jeder Menschenseele, ihre Einzigkeit und ihr souveränes Recht der Welt gegenüber*, erscheint dem Sucher Rathenau als eine ihn aus tiefster Lebensnot erlösende Zauberformel. »Wer die ersten stillen Regungen des Seelenlebens erfahren hat«, sagt er, »bedarf der Beweise nicht. Ihm besteht die innere Gewißheit, lebendiger als alles andere Erleben, daß hier eine neue Beschaffenheit des Geistes beginnt, die, von den intellektuellen Beschaffenheiten vollkommen gesondert, neue Kräfte, Freuden, Schmerzen und ein Leben über dem Leben erschließt.« (Mechanik des Geistes S. 36.)

Dieses Wunder, die Geburt einer Seele, dieser allerarteste, geheimnisvollste Vorgang, kann sich aber nicht bloß in einem einzelnen Menschen abspielen; nein, auch eine Gemeinschaft – und das ist eine bei den Mystikern noch nicht vorkommende Vorstellung – auch eine menschliche Gemeinschaft kann aus ihrem Schoße eine Seele, eine *Gemeinschaftsseele* gebären. So wie nach der Kabbala in einem Leibe mehrere Seelen hausen können, so können nach dieser Vorstellung Tausende, ja Millionen Menschen an einer Seele teilhaben. Und nicht bloß Millionen von gleichzeitig Lebenden, sondern auch Geschlechter von Vor- und Nach-Lebenden, die alle durch die Teilhaberschaft an dieser einen Seele sozusagen nur einen Körper bilden. So entstehen Familien, Stämme, Völker, Nationen, Glaubensgemeinschaften, Kulturen um dieses zentrale Wunder der Geburt einer Seele herum, das der eigentliche gemeinschaftsbildende Vorgang ist, wie die Geburt einer Seele in einem Menschen seine eigentliche Menschwerdung ist. Wie ein Mensch erst in der Seele, die in ihm entsteht, sich selbst erlebt, so erlebt auch eine Gemeinschaft sich selbst erst, wenn eine Gemeinschaftsseele in ihr wirkt, die sich in ihren Gebräuchen, in ihrer Sprache, Sage, Dichtung, Kunst, Lebensform, Kultur offenbart. Mit dieser Vorstellung kam der deutsche Klassizismus über den reinen Individualismus hinaus. Von Herder formuliert, von Fichte weitergebildet und zu Ende gedacht, wurde

sie zum lebendigen Kern des revolutionären Nationalgefühls, zum mächtigsten Hebel der politischen Umwälzungen des neunzehnten Jahrhunderts. Nach dieser Anschauung ist auch die Seele einer Gemeinschaft im Sinne von Spinoza eine Erscheinungsform Gottes, auch sie darf sich als reinen Spiegel Gottes fühlen; auch sie hat daher im Sinne Fichtes, wie der einzelne Mensch, die Pflicht gegen sich, *jenseits aller Zweckmäßigkeit sie selbst* zu sein, und darf die berechtigte Forderung an die Menschheit stellen, daß sie an der Verwirklichung ihrer zweckfreien Individualität, an ihrer Selbstbestimmung, durch Nichts gehindert werde. »Selbstbestimmungsrecht der Völker«, – hier ist seine transzendente Wurzel.

Aber wie ist die Geburt einer Gemeinschaftsseele möglich? Wie können mehrere Menschen an einer Seele teilhaben und diese Seele sogar von Geschlecht zu Geschlecht an Nachgeborene weitergeben? Rathenau erklärt es durch zwei psychologische Vorgänge: einen, den er das Phänomen der »*Addition*« den anderen, den er das Phänomen der »*Strahlung*« nennt.

Wie in einer Familie zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern eine Gemeinschaftsseele durch Liebe entsteht, so entsteht sie auch in einer größeren Gemeinschaft durch Vorgänge, die der Liebe ähnlich sind: durch das Gefühl der *Solidarität* und die Bereitwilligkeit des Einzelnen, sich für *diese* Gemeinschaft zu *opfern*; jede Gemeinschaft, ob Familie, Stamm, Nation oder Gesellschaft verschiedener Nationen (wie z. B. die Schweiz), in der *Solidarität und Opfersinn* herrschen, besitzt den Mutterboden, aus dem ihr eine Seele geboren werden kann. Diese Geburt der Seele in einer Gemeinschaft aus diesen Stimmungen nennt Rathenau das Phänomen der »*Addition*«, weil durch Solidarität und Opfersinn die Seelenteilchen der Einzelnen sich in einer Gemeinschaftsseele »addieren« (Mechanik des Geistes S. 158ff.).

»*Strahlenphänomen*« aber nennt Rathenau (Mechanik des Geistes S. 130ff.) den Vorgang, der in einer Gemeinschaft das Gedächtnis ersetzt, der ihr gestattet, ihre seelischen Erlebnisse zu einer fortlaufenden Erfahrung aneinander zu reihen. Am einfachsten läßt sich dieses »*Strahlenphänomen*« an einem Beispiel verdeutlichen. Der Wasserstrahl im großen Bassin des Parks von Sanssouci ist heute noch gleich dem, den Friedrich der Große gesehen hat; allerdings in jedem Augenblick seit dem Tode seines Schöpfers ist ein anderes Wasser aufgestiegen, aber seit hundertfünfzig Jahren hat sich die Form des Strahles nicht geändert, – wird in tausend, in zweitausend Jahren, wenn das Wasser noch aus dem gleichen Rohr steigt, immer die gleiche sein. Dieses Strahlenphänomen beherrscht, wie Rathenau richtig feststellt, alles Lebendige. Alles fließt, aber jeder Moment der dahineilenden Materie wird aufgefangen in einem milliardenfachen Netz von Formen, die der Welt den Schein der Stetigkeit verleihen, weil sie, von der Form des Weltalls bis zu der des Atoms, an menschlichen Maßstäben gemessen, unwandelbar sind. Dieses »Strahlenphänomen« – ich habe es in einem 1906 in der »Zukunft« veröffentlichten Aufsatz über »*Nationalität*« die Erscheinung »*stetiger*

*Formtendenzen*« genannt, – beherrscht auch die Welt des Geistes und schafft die Möglichkeit, *ein inneres Erlebnis in Gestalt einer Formtendenz weiterzugeben*, so daß es trotz absterbender Menschen und aufeinander folgender Geschlechter immer wieder als das gleiche Erlebnis in anderen, neuen Menschen wiederkehrt; – so wie der Wasserstrahl im Park von Sanssouci immer wieder andere Wassermoleküle in die gleiche Form preßt. Nicht das Blut, sondern ein Schatz von stetigen Formtendenzen, die aus dem fortlaufend neuen, durchstürmenden Stoff immer den gleichen Strahl formen, gibt einer Gemeinschaft in den Formen ihrer Sprache, ihrer Kunst, ihrer Sitten, ihrer Religion eine eigene Individualität – im Sinne Rathenaus *eine » Seele*«. Und aus der Seele der Gemeinschaft fließen dann die Formen in die Seelen der Einzelnen zurück, so wie sie vor Zeiten einmal aus der Seele eines Einzelnen in die Seele der Gemeinschaft ausgeströmt sind. Die Geburt der Seele im Menschen und die Geburt der Seele in der Gemeinschaft sind Zwillingserscheinungen, zwei voneinander nicht zu trennende Mysterien, und diese beiden mystischen Vorgänge beherrschen Rathenaus Ethik, seine wirtschaftlichen, sozialen und politischen Forderungen.

Große Gedanken sind, wie Rathenau selbst einmal sagt, auf der Straße zu finden: sie zu fassen, ist leicht, sie in die Praxis umzusetzen schwer, schon der ehrliche Versuch fast unerhört – wenn eine komplizierte, von mehr Hemmungen als Hamlet behinderte Natur ihn unternimmt, tragisch. Um dem » *Reiche der Seele*« – das eine ähnliche Vorstellung wie Fichtes »Vollkommene Gesellschaft« ist –, in dem der Mensch und die Gemeinschaft Raum für die zweckfreie Entfaltung ihrer Seele haben sollen – um diesem Reich der Seele den Weg zu bereiten, hat Rathenau in drei grundlegenden Werken die Grundzüge einer neuen menschlichen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Weltordnung gezeichnet. Diese drei Werke sind: die 1912 veröffentlichte » *Kritik der Zeit*«, die 1913 veröffentlichte » *Mechanik des Geistes*« und das im Kriege geschriebene Buch » *Von kommenden Dingen*«.

Mit dem Willen, rücksichtslos festzustellen, was ist, tritt er an die heutige Welt heran und fragt: Was wird in dir aus der Seele? – Als Antwort erhebt sich vor seinen Augen eine Grundtatsache, die der Welt heute ihr Gepräge gibt: *die Mechanisierung: die Seele liegt in den Ketten der Mechanisierung*. Was heißt das? *Mechanisierung*, sagt Rathenau, ist » *die Zusammenfassung der Welt zu einer unbewußten Zwangsorganisation, zu einer lückenlosen Gemeinschaft der Produktion und Wirtschaft*.« (Von kommenden Dingen S. 35.) *In dieser Zwangsanstalt verkommt die Seele*. Das Problem, das Rathenau zu lösen unternommen hat, verdichtet sich zur Frage: *Wie kann in dieser durch und durch mechanisierten, zu einer Zwangsorganisation von Zweckmenschen zusammengefaßten Welt wieder Freiheit geschaffen werden für die Seele?* Man merkt: es ist das Problem, mit dem Rathenau für seine eigene Person nicht fertig wird, das unabsehbar erweitert vor ihm wieder auftaucht: der Schatten des Ringens in seinem Innern

zwischen »Zweck« und »Seele«, der sich brockengespenstartig über die Erde ausbreitet. »Mit dem Riesenscheinwerfer des egozentrischen Geistes warf er das Bild seines inneren Schicksals auf sein Jahrhundert.« Richtig: mit unfehlbarer Intuition hat Emil Ludwig die Formel gefunden; aber da der Zwiespalt in Rathenau in der Tat derselbe ist, der die Menschheit bald in Fieberphantasien hin und her wirft, bald zu dumpfer Resignation erstarren läßt, so fälscht er nichts, wenn er den Versuch, *sich* zu erlösen, zu dem, die *Menschheit* zu befreien, erweitert.

Schicksal ist die Situation für die Menschheit deshalb, weil die Mechanisierung, wie Rathenau feststellt, die unentrinnbare Folge der unerhörten Vermehrung der Bevölkerung im letzten Jahrhundert und *das einzig wirksame Mittel zu ihrer Erhaltung in dieser vermehrten Zahl ist*. Wenn innere Freiheit mit einer mechanisierten Welt unvereinbar ist, wird die Menschheit ihre Seele opfern müssen. Rathenau selbst muß täglich im Andrang der Geschäfte um seine Seele kämpfen. Millionen von Menschen haben schon auf eine Seele ganz verzichtet. Vielleicht steht die ganze Menschheit vor der Wahl, die noch ihrem Auswurf schwer wird: entweder Leib oder Seele preiszugeben. Rathenau hat die Tragik dieser Wahl ganz ausgekostet. Daher das Pathos seiner Schriften: das Pathos eines tragischen persönlichen Schicksals erhoben zu dem undenkbar furchtbaren Schicksal der Menschheit.

Aber ist es richtig, daß eine unerhörte Vermehrung der Bevölkerung der Menschheit dieses Schicksal auferlegt? Nach Sombart (Hochkapitalismus III, Erster Halbband S. 355) hat sich die Bevölkerung Europas von 1800 bis 1914 vermehrt von 180 Millionen auf 452 Millionen, und die weiße Bevölkerung der ganzen Erde im selben Zeitraum von 185 Millionen auf 559 Millionen; die Hauptursache dieser Vermehrung ist allerdings, wie Sombart nachweist, *der Rückgang der Sterblichkeit*, nicht die Erhöhung der Geburtenzahlen. Aber das ist im Augenblick nebensächlich. Denn welches auch immer die Ursachen der Vermehrung sein mögen, – um den Bedürfnissen einer in so unerhörtem Tempo wachsenden Bevölkerung gerecht zu werden, »blieb den Völkern nur eins übrig: zu gänzlich neuen Gewohnheiten und Gesetzen des Lebens und Schaffens überzugehen zu dem Zweck, die irdische Produktion auf das gewaltigste zu vermehren und sie der Milliardenzahl der Menschheit anzupassen. Dies war nur auf einem Wege möglich: wenn *durch eine rücksichtslose Anpassung an den Zweck* der Effekt der menschlichen Arbeit um ein Vielfaches gesteigert und gleichzeitig ihr Erzeugnis, das produzierte Gut, auf das Vollkommenste ausgenutzt werden konnte. Erhöhung der Produktion unter Ersparnis an Arbeit und Material ist die Formel, die der Mechanisierung der Welt zugrunde liegt.« Ihre Hilfsmittel sind *Organisation* und *Technik*. » *Organisation*, indem sie Produktion und Verbrauch durch Verteilung, Vereinigung, Verzweigung in die gewollten mechanischen Bahnen lenkt, *Technik*, indem sie die Naturkräfte bändigt, und sie bald in gewaltigen Massenbewegungen, bald in chemischen Wirkungen, bald in elektrischen Strömen, bald in mechanisch-kunstfertigen Handgriffen – neuen Produktions- und Verkehrsorganisationen

ausliefert ... Wenn somit die Mechanisierung ursprünglich in der Gütererzeugung wurzelt, so blieb sie nicht lange auf dies Gebiet beschränkt. Freilich bedeutet dieses noch heute den Stammbezirk ihrer Verzweigung und Überschattung; denn die Gütererzeugung bleibt das zentrische Gebiet des materiellen Lebens, dasjenige, mit dem sich alle übrigen in mindestens einem Punkt berühren. – Aber Mechanisierung erblicken wir, wohin wir auch über die Provinzen menschlichen Handelns das Auge schweifen lassen; allerdings treten ihre Formen derartig verwickelt und vielgestaltig auf, daß es vermessen dünkt, den ganzen Umriß des ruhelos bewegten Bildes zu umfassen. Dem wirtschaftlich Betrachtenden erscheint sie als Massenerzeugung und Güterausgleich; dem gewerblich Betrachtenden als Arbeitsteilung, Arbeitshäufung und Fabrikation; dem geographisch Betrachtenden als Transport- und Verkehrsentwicklung und Kolonisation; dem technisch Betrachtenden als Bewältigung der Naturkräfte; dem wissenschaftlich Betrachtenden als Anwendung der Forschungsergebnisse; dem sozial Betrachtenden als Organisation der Arbeitskräfte; dem geschäftlich Betrachtenden als Unternehmertum und Kapitalismus; dem politisch Betrachtenden als reale und wirtschaftlich-politische Staatspraxis. – *Gemeinsam ist aber allen diesen Erscheinungsformen ein Geist, der sie seltsam und entschieden von den Lebensformen früherer Jahrhunderte unterscheidet: ein Zug von Spezialisierung und Abstraktion, von gewollter Zwangsläufigkeit, von zweckhaftem, rezeptmäßigen Denken, ohne Überraschung und ohne Humor, von komplizierter Gleichförmigkeit: ein Geist, der die Wahl des Namens »Mechanisierung« auch im Sinne des Gefühlsmäßigen zu rechtfertigen scheint ...«* (»Zur Kritik der Zeit« S. 42-56.)

Mechanisierung bedeutet also *eine vollkommene Umwälzung des ganzen geistigen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Lebens.*

Zunächst des *wirtschaftlichen*: »Von allen Teilen der Erdoberfläche strömen Urprodukte mineralischer und organischer Abkunft auf eisernen oder wässernen Wegen in die Sammelbecken der Städte und Häfen. Von dort verzweigen sie sich nach den Verarbeitungsstätten, wo sie in vorbestimmter Mischung eintreffen, um chemisch oder mechanisch umgestaltet als Halbprodukte einen zweiten Kreislauf zu beginnen. Von neuem getrennt und abermals vermischt und bearbeitet, erscheinen sie als Verbrauchsgüter, die zum drittenmal geordnet in den Lägern der Großhändler sich vereinigen, bevor sie die fein verzweigten Wege zum Kleinhändler und endlich zum Verbraucher finden, der sie in Abfallstoffe verwandelt und in den Gestaltungsprozeß zurücksendet. Dem Blutumlauf vergleichbar, ergießt sich der Güterstrom durch das Netz seiner Arterien und Adern. Und jeden Augenblick des Tages und der Nacht donnern die Schienen, rauschen die Schiffsschrauben, sausen die Schwungräder und dampfen die Retorten, um die Last dieses Umlaufes zu erneuern und zu bewegen ... – Fassen wir die Reihe dieser Vorstellungen zusammen, *so muß uns die Erde als eine einzige untrennbare*

*Wirtschaftsgemeinschaft erscheinen.*« Der Betriebsstoff dieser ungeheuren neuen Weltmaschine ist das *Kapital*: »Damit der zum sichtbaren Gesamtgeschöpf erhobene wirtschaftliche Bienenstaat Existenz und Leben gewinnen konnte, mußte ein System unsichtbarer Verständigungen, Bindungen und Beziehungen gegeben sein, das die menschlichen Elemente des Organismus zusammenhielt, Beruf und Arbeit verteilte, und gleichzeitig die zu bearbeitende tote Substanz an diese lebenden Elemente kettete ... Den Kern dieser unsichtbaren Organisation der wirtschaftlichen Welt bildet die Einrichtung des Besitzes, und zwar in der auf das strengste an die Person gebundenen Form erblichen Besitzes. Damit nun diese höchst persönliche Einrichtung den mannigfachen Bildungen und Bewegungen der mechanisierten Produktionsform sich anschmiegen konnte, mußte sie in analoger Weise wandelbar und unpersönlich werden. Der Besitz mußte bis ins kleinste teilbar, bis zum Größten anhäufbar, er mußte beweglich, austauschbar, fungibel, seine Erträge mußten von Stamm trennbar und für sich verwertbar sein. Kurz, der Besitz mußte im Abbilde den Aufgaben der mechanisierten Wirklichkeit, der Arbeitsteilung, Arbeitshäufung, Organisation und Massenwirkung entsprechen lernen, er mußte mechanisiert werden. – *Den mechanisierten Besitz nennen wir Kapital.* Der Vorgang, der von außen und physiologisch betrachtet, als mechanisierte Gütererzeugung erscheint, dieser Vorgang stellt sich von innen, menschlich und organisatorisch betrachtet, als *Kapitalismus* dar. – Daher wird der Kapitalismus andauern, solange das mechanisierte Produktionssystem Bestand hat ... Man kann daher von dem Aufhören der privatkapitalistischen Gesellschaft reden, vorläufig aber nicht von dem Aufhören der kapitalistischen Produktionsweise.« (»Kritik der Zeit« S. 61/62.)

Aus der Umwälzung der Wirtschaft folgt eine ebenso tiefgreifende Umwälzung und Krisis des *politischen* Denkens: »Der anonymen, selbsttätig wirkenden und rationalen Organisation des Besitzes steht, nicht minder mächtig, wechselseitig sich stützend und von ihr gestützt, eine zweite Organisation gegenüber, die auf Herkommen, Anerkennung, Gewalt und Sanktion sich aufbaut, *die Organisation des Staates*. In ihr kämpft seit unvordenklichen Zeiten das mystische mit dem mechanischen Prinzip, das erste berufen, Herkommen und Ziele zu festigen, das zweite von den wachsenden Aufgaben und Sorgen des Augenblicks emporgetragen. Die mystische Stärke des Staates lag in seiner uralten Verbindung mit Religion und Kult. Von dem Zeitpunkt ab, wo eine veränderte Wirtschaft, eine steigende Bedeutung der Bevölkerungsmenge, ein verstärkter Reibungskoeffizient in der Außenbewegung den Staat veranlaßte, Toleranz zu üben, das Verbrechen der Nebenreligion zu ignorieren, fremdreligiöse Nachbargebiete anzuerkennen, war der Stützpunkt vom Unbedingten, Überirdischen ins Bedingte, Nützliche verlegt; *der religiöse Staat war ein Sakrament, der Verwaltungsstaat ist eine Einrichtung.*« Ihm bleiben als unumgängliche Funktionen: äußere Politik und Landesverteidigung, Gesetzgebung und Rechtsschutz. Aber » *tatsächlich und normalerweise gelten neun Zehntel*

*der politischen Tätigkeit den wirtschaftlichen Aufgaben des Augenblicks, der Rest den wirtschaftlichen Aufgaben der Zukunft.*« Den heutigen Staat »als eine bewaffnete Produktionsvereinigung auf nationaler Grundlage hinzustellen, wäre vielleicht verfrüht; *ihn als eine mystische Institution oberhalb der mechanisierten Wirtschaft und Gesellschaft zu betrachten, sicherlich verspätet.*« (Kritik der Zeit S. 68.) Als unvermeidliche Folge der Mechanisierung ergibt sich eine nicht mehr rückgängig zu machende Schwächung des Staatsgedankens, seine Zurückdrängung hinter wirtschaftlichen Erwägungen.

Also eine politisch und wirtschaftlich vollkommen auf den Kopf gestellte Welt; *und in dieser erstickt die Seele.* Wie? An welchen Giftgasen? Durch welche Vorgänge? Rathenau schildert sie im einzelnen.

Wie berührt der neue Weltzustand die Seele zunächst *äußerlich*? *Er spannt sie ein in ein Netz von Organisationen, die kaum irgendwo einen Ausweg ins Freie lassen.* »Ein erwachsener Deutscher, der vermögenslos aus Amerika heimkehrt, hat, sofern er sich nicht um Wohltätigkeit bewirbt, nur das Recht, sich mit normaler Geschwindigkeit auf öffentlichen Straßen zu bewegen und seine Stimme für die Reichstagswahl abzugeben.« (Kritik der Zeit S. 70.) Organisationen legen ihre vielfachen, unsichtbaren Maschen über jeden Fußbreit Erde. »Konnte vor Zeiten ein Deutscher sich rühmen, Christ, Untertan, Bürger, Familienvater und Zunftgenosse zu sein, so ist er heute Subjekt und Objekt zahlloser Gemeinschaften. Er ist Bürger des Reiches, des Staates und der Stadt, Eingesessener des Kreises und der Provinz und Mitglied der Kirchengemeinde; er ist Soldat, Wähler, Steuerzahler, Inhaber von Ehrenämtern; er ist Berufsgenosse, Arbeitgeber oder -nehmer, Mieter oder Grundbesitzer, Kunde oder Lieferant; er ist Versicherungsnehmer, Mitglied gewerblicher, wissenschaftlicher, unterhaltender Vereinigungen; er ist Kunde einer Bank, Aktionär, Staatsgläubiger, Sparkontenbesitzer, Hypothekengläubiger oder -schuldner; er ist Mitglied einer politischen Partei, er ist Abonnent einer Zeitung, des Telephons, des Postscheck-Kontos, der Trambahn, der Auskunftei; er ist Kontrahent von Verträgen, mündlichen und schriftlichen Verpflichtungen; er ist Sportsmann, Sammler, Kunstliebhaber, Dilettant, Reisender, Bücherleser, Schüler, Akademiker, Inhaber von Zeugnissen, Legitimationen, Diplomen und Titeln; er ist Korrespondent, Firma, Referenz, Adresse, Konkurrent; er ist Sachverständiger, Vertrauensmann, Schiedsrichter, Zeuge, Schöffe, Geschworener; er ist Erbe, Erblasser, Gatte, Verwandter, Freund. Diese Bindungen bedeuten die Verzweigungen der Nervenfasern im bloßgelegten Innern der mechanisierten Wirtschaft.« Sie bedeuten auch, daß das äußere Verhalten des Einzelnen in wachsendem Umfange nicht mehr ihn selbst, sondern ein Schema widerspiegelt. Und ähnlich verschleiert die Persönlichkeit auch der *mechanisierte Beruf*. Früher, noch vor zwei, drei Menschenaltern, konnte man wenigstens den Beruf jedes Menschen an seinem Äußeren erkennen: man unterschied schon von weitem den Arzt, den Künstler, den Handwerker, den Landwirt; heute ist

alles »Mittelstand«: der Maurermeister ist vom Journalisten nicht zu unterscheiden, der Preisboxer nicht vom Geistlichen. Jeder will und muß so aussehen wie der andere, weil » *eine lebende Maschinerie* (wie die mechanisierte Gesellschaft), um den Produktionsprozeß der Erde zu tragen, aus gleichmäßigem, normalem und festem Material bestehen muß« und » *ihre Teile massenhaft produzierbar und auswechselbar sein müssen*«. (Kritik der Zeit S. 71.)

So entwickelt sich aus diesen beiden Elementen, der organisatorischen Bindung und dem mechanisierten Beruf, » *die entscheidende Eigenschaft der mechanisierten Gesellschaft: ihre Homogenität* ... Ein Rechtsanwalt von heute ähnelt seinem medizinischen Stammtischgenossen weit mehr als ein Leinenweber einem Tuchmacher von ehemdem. Und mehr noch ähneln sich ihre Häuslichkeit, ihre Lebensgewohnheiten, ihre Kleidungen, ihre Denkweise und ihre Wünsche.« (Kritik der Zeit S. 70-72.)

Daß die Menschen einander äußerlich immer ähnlicher werden, zunächst innerhalb jedes Landes, dann aber auch über alle nationalen Grenzen hinaus, ist die sichtbarste Folge der Mechanisierung; umwälzender sind weniger auffallende Wirkungen, die aber tiefer ins Innere dringen.

Die erste in die Tiefe gehende Wirkung, die einen völlig neuen Seelenzustand schafft, ist *eine unerhörte Vermehrung der Kenntnisse und Vorstellungen jedes Einzelnen*; nicht seiner »Bildung«, wie man noch vor kurzem sagte, sondern zunächst nur des rohen Tatsachenmaterials, das in ihn eindringt. Der mittlere Deutsche »verläßt die Schule mit einer Übersicht der vergangenen und der gegenwärtigen Welt, mit einer flüchtigen Kenntnis mehrerer Sprachen, verschiedener Rechenmethoden; er hat einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Lebenseinrichtungen, von der Schematisierung der Naturerscheinungen. In millionenfachen Reproduktionen sind Kunstwerke aller Zeiten, Baustile, Landschaften, Völkerschaften an ihm vorübergezogen. Der Weg durch eine städtische Straße hat ihm mehr Häufungen von Waren, Gerätschaften, Apparaten und Mechanismen vor Augen geführt wie Babylon, Bagdad, Rom und Konstantinopel kannten. Das Arbeiten der Maschinen, der Verkehrsmittel, der Fabrikation ist ihm verständlich, der Anblick von Menschen aller Berufe und Länder, von Tieren und Pflanzen aller Zonen nicht überraschend ... Aber mit der Lehrzeit und Berufseinreihung läßt der Strom der zudringlichen Kenntnisse nicht nach. Täglich mindestens einmal öffnet das Welttheater seinen Vorhang und der Leser des Zeitungsblattes erblickt Mord und Gewalttat, Krieg und Diplomatenränke, Pferderennen, Entdeckungen und Erfindungen, Expeditionen, Liebesverhältnisse, Bauten, Unfälle, Bühnenaufführungen, Spekulationsgeschäfte und Naturerscheinungen; an einem Morgen während des Frühkaffees mehr Seltsamkeiten, als seinen Ahnherren während eines Menschenlebens beschieden waren.« (Kritik der Zeit S. 81-83.) Im Zeitalter von Radio und Kino klingen diese Ausführungen schon fast altväterlich; die ungeheure Flut fremdartigster Vorstellungen ist inzwischen, unermesslich vermehrt, ins letzte

Dorf, ins entlegenste Asien und Südamerika gedrungen. Aber bereichert und befruchtet diese Überschwemmung die Seele? Alle diese Vorstellungen, Kenntnisse, Nachrichten hasten in einer rasenden Flucht vorüber. Kaum eine kann von Zeit zu Zeit haften bleiben, in die Tiefe dringen; die meisten dienen nur dazu, den Menschen von sich abzulenken, ihm Augenblicke, Minuten, Stunden der Selbstvergessenheit zu schenken; ihn von Tag zu Tag weniger innerlich zu machen, mehr und mehr aus den Tiefen seiner Seele fort an die Oberfläche und weit weg von sich in die Ferne zu ziehen.

Noch verheerender für das Innenleben sind *die Wirkungen der neuen Arbeitsmethoden*: einer so ins kleinste gehenden Arbeitsteilung, daß die Arbeit der großen Mehrzahl bloßes Stückwerk wird, das mit dem Schaffen früherer Zeiten fast nichts mehr gemein hat. »Mit Ausnahme der wenigen freien Berufe, deren Wesen ungeteilt und Selbstzweck ist, der künstlerischen, wissenschaftlichen und sonstigen schöpferisch gestaltenden Arbeit ist der mechanisierte Beruf *Teilwerk*. Er sieht keinen Anfang und kein Ende, er steht keiner vollendeten Schöpfung gegenüber; *denn er schafft Zwischenprodukte und durchläuft Zwischenstufen ...* So wird in der Schule des Berufes der Mensch seltsam gemodelt. Mag ihm die Arbeit eine Freude sein, sie ist nicht mehr die Freude des Schaffens, sondern des Erledigens. Eine Aufgabe ist gelöst, eine Gefahr beseitigt, eine Etappe gewonnen: nun zur nächsten und zur folgenden.« (Kritik der Zeit S. 84-87.)

Der Mensch, der mit tausend anderen zwanzigmal in der Minute die gleiche Handbewegung macht, ist kein Spiegelbild Gottes, nicht einmal Mensch mehr, sondern Maschine, ein seelenloses Uhrwerk, von dem die künstlichen Menschen der Brüder Czapek, die »Robbots«, nicht einmal Karikaturen sind. Seine Individualität ist bei seiner Arbeit ausgeschaltet; wenn er aus dem Fabriktor tritt, war er acht Stunden scheintot. Wer hätte noch die Stirn, »das Glück des Schaffens« ihm zu predigen? Die »Vossische Zeitung« vom 8. März 1928 (Morgenblatt) bringt die Zuschrift eines Maschinenschlossers Franz Flächsenhaar aus Mannheim: »Man versetze sich einmal in die Psyche eines Arbeiters, der früher ganz in seiner Arbeit aufging, der ihr seine Seele einhauchte, der mit der Gestaltung wuchs und in der vollendeten Arbeit sich selbst wiederfand. Und nun steht er am »Band«, macht Tag für Tag hundert- und aber hundertmal immer wieder dieselben Handgriffe und Bewegungen mit der stets gleichen Geschwindigkeit, die ihm vorgeschrieben ist. *Seinen Handwerkerstolz hat er zu Grabe tragen müssen*, denn das, was er macht, kann jeder andere auch. *Der Rationalisierung mußte er seine Seele opfern.*

Daher müssen andere Triebe als die Schaffensfreude geweckt werden, um ihm seine Arbeitskraft abzupapfen: die Furcht vor dem Hunger, die Freude am überflüssigen Besitz, der Ehrgeiz, die Genußsucht. Und in der Tat, in seiner Reinkultur ist der mechanisierte Mensch nur noch geldgierig, geil und eitel: das ist das Restchen Seele, der eiserne Bestand, der

ausreicht, um seinen Mechanismus, um den der Welt, in Betrieb zu halten.

Aber bekommt die Seele neben diesen tauben Nüssen keine kräftigere Nahrung geboten? Ja, doch: Ein Ideal hat das Zeitalter der Mechanisierung wachsen und alle anderen überschatten sehen, *den Nationalismus*. Nicht den Patriotismus, sondern den Nationalismus. Patriotismus bedeutet Opferbereitschaft für das eigene Volk ohne weiteren Zweck, einfach Opferbereitschaft zum Schutz und Wohl des eigenen Volkes. Eine schlagende und bildhafte Illustration patriotischer Opferbereitschaft schlechthin ohne Gedanken an irgendeinen Vorteil bietet die Schilderung Theodor Däublers von der Rettung der kleinasiatischen Griechen nach der Katastrophe von 1921 durch die armen griechischen Schiffer und Fischer von Santorin, Paros, Naxos, Syra usw.; sie zeigt das Element des Patriotismus, eines der kostbarsten der menschlichen Seele, in solcher Reinheit, daß sie hier unverkürzt folgen möge:

»Von Santorin kommend, verließ ich den griechischen Dampfer in Paros, um den Marmorbrüchen der Insel und ihrer wundervollen byzantinischen Kirche einen Besuch abzustatten. Die Bevölkerung kam mir zutiefst traurig vor. Man ahnte ein großes Unglück, sprach aber nicht davon. Nach zwei Tagen wollte ich Paros verlassen: Alte Fischer im Hafen nickten abweisend mit dem Kopf, blickten auf das Meer und sagten: »Das Schiff kommt nicht.« »Wann wird es kommen?« fragte ich. »Vielleicht in einem Monat,« erwiderte ein Pilot, »vielleicht schon früher.« Ich war im Besitz eines Scheines der Regierung, auf dem stand, alle griechischen Behörden sollten mir hilfreich sein. Den konnte ich zunutze ziehen. Es gelang denn auch der Seebehörde, mich auf ein Segelschiff, das Fische, in Eis verpackt, nach dem Piräus brachte, am Nachmittag des gleichen Tages einzuschiffen. Es war das letzte, das der Hauptstadt zusteuerte. Sämtliche Dampfer Griechenlands hatten den Befehl erhalten, an die Küste von Kleinasien zu fahren, um Flüchtlinge aufzunehmen. Die griechische Armee war geschlagen; Ionien, die Heimat Homers und der großen Philosophen der Antike, preisgegeben worden. Erbittert hatte sich der siegreiche Türke auf Städte und Dörfer seiner unbotmäßigen Untertanen gestürzt. Diesmal sollten Griechen und Armenier ausgerottet werden. Oh, der Archipelagus sah beklommen aus! Bei heftigem Nordweststurm sah man alle Schiffe, auch kleine Segelboote, die dem bedrohlichen Wogengang kaum gewachsen sein konnten, ostwärts Kurs nehmen. Jeder Grieche, der ein Schiff besaß, war vom Weckruf, der seine Seele durchschauerte, ergriffen worden: Das asiatische Hellas verloren! – Überall an der Europa zugewandten Küste Kleinasiens erscholl nun der Ruf: »Wenn hier Christen sind, wenn sich Hellenen wo verstecken, so kommt, Brüder! Brüder warten mit Boten, um Euch wegzuführen.« Und ein Wunder sollte sich ereignen: Beinahe eine halbe Million Menschen, Frauen, Greise und Kinder sind grausam niedergemetzelt worden, doch dreimal so viele konnten gerettet, nach Europa gerettet werden. Ich habe das mit eignen Augen gesehen. Ich dichte nicht,

sondern ich berichte.« Von Theodor Däubler für mich nach einem mündlichen Vortrage aufgezeichnet.

Im Gegensatz zu dieser selbstlosen Opferbereitschaft ist der *Nationalismus bewaffnete Expansionspolitik, gerechtfertigt durch den Anspruch, daß sie einem auserwählten Volk zu seinem Rechte verhilft*. Der Nationalismus hat im neunzehnten Jahrhundert eine auffallende Blüte erlebt; keineswegs aber ist er, wie Rathenau meint, »sehr jung« und sozusagen eine neuere Erfindung. Wo es unternehmungslustige Geschäftsleute und starke Staaten gegeben hat, hat es immer auch Nationalisten gegeben. Der Sokrates-Schüler, schöne Jüngling, deklassierte Adlige und gern gesehene Gast reicher Athener Getreidehändler, Alkibiades, der Athen nach Sizilien und in die Katastrophe vor Syrakus trieb, war schon ein Nationalist, der Expansionspolitik mit bewaffneter Hand durch Hinweise auf Athens Kulturmission rechtfertigte. Auch hat nationalistische Politik keineswegs immer bloß Katastrophen herbeigeführt; das Britische Weltreich ist von Cromwell bis zum jüngeren Pitt das Meisterstück eines rücksichtslosen Nationalismus, der die göttliche Vorsehung im Munde und reichliche Munition im Bauch seiner Orlogsschiffe führte. Und nicht einmal einen ideologischen Gehalt kann man dem Nationalismus absprechen. Die Vorstellung, einem auserwählten Volke anzugehören und daher auf eine bevorzugte geschäftliche Stellung in der Welt Anspruch zu haben, vermag auch ideale Kräfte auszulösen, die allerdings etwas zweideutig am Rande privaten Geschäftemachens dahinleben. Doch diese ideologische Seite zugegeben, darf deshalb vom Nationalismus die Befreiung des Menschen vom Alpdruck der Mechanisierung und des »Materialismus« erwartet werden? Millionen glauben es, haben es vor allem geglaubt, als sie das »Stahlbad des Krieges« herbeisehnten. Und selbst nach dem Kriege bleibt er der eigentliche Glaube, die einzige Religion und ideale Regung großer Volksteile in jedem Lande. Und doch hegt es auf der Hand, daß gerade er die Seele nicht über die Mechanisierung hinausheben kann. Denn er ist *zweckhaft – es ist durchaus ein Ausfluß des gleichen materialistisch rechnenden Verstandes wie die Mechanisierung selbst, und als solcher mit ihr wesensverwandt: sozusagen ihr älterer Bruder, wenn auch ein feindlicher, der auf halben Wegen stecken geblieben ist* zwischen der alten, noch in viele Wirtschaftsgebiete geteilten Welt und der neuen, die zu einer wirtschaftlichen Zwangsgemeinschaft zusammengewachsen ist. Und deshalb hat er auch keine Zukunft, kann er auch zukünftig keine Bedeutung mehr für die Seele, für die innere Freiheit des Menschen gewinnen. Denn täglich zerstört sein feindlicher, ihm über den Kopf gewachsener Bruder ein kleines Stück nach dem anderen von seinem Unterbau. Sein Fundament, die Gegensätzlichkeit der Interessen nach Landstrichen und Nationen, ist unterhöhlt, bröckelt ab; andere Gegensätze kommen auf, die tiefer einschneiden. Obwohl es so aussieht, wie wenn der Nationalismus das mechanistische Zeitalter gewissermaßen als Religionsersatz beherrsche, steht er wirklich in einem Kampfe auf Leben und Tod mit der Grundtendenz der Epoche; und *in diesem*

*Kämpfe kann er nicht siegen.* Er bietet daher nicht nur keinen Ausweg aus der Mechanisierung, sondern muß ihr letzten Endes erliegen. Daher auch das faschistische Experiment, einem Volke aus dem Nationalismus eine neue, über dem platten Materialismus anderer Nationen erhabene Seele zu schmieden, mißglücken muß: ehe das Werk vollendet ist, wird das Feuer längst erloschen sein, das das Wunder wirken soll. Der Nationalismus hat in hundert Jahren nicht ein einziges Kunstwerk oder Gedicht von Bedeutung hervorgebracht; wie sollte er das Ungeheure, eine Seele, hervorbringen? So erklärt sich Rathenaus schroffe Ablehnung des Nationalismus, die seine Haltung vor, in und nach dem Kriege bestimmte. Wenn es scheine, als sei der Nationalismus in seiner Eigenschaft als Brotfrage für alle Zeiten verankert, so könne man nur antworten: »Er ist es nicht, denn das Widersinnige ist nicht von Dauer.« (Kritik der Zeit S. 116.)

Die mechanisierte Welt zeigt also ein Bild äußerer Bindungen und innerer Zerstörungen der Seele ohne irgendein aus ihr selbst erwachsendes Ideal als Erlösung. Und dieses Bild ist bisher sogar noch unvollständig; denn es fehlt die schlimmste Sünde der Mechanisierung, *eine innere Verkrüppelung des Menschen, die in der Form einer äußeren Bindung auftritt: das proletarische Verhältnis, die Zweischichtigkeit* der mechanisierten Gesellschaft, ihre Teilung in eine Oberschicht, das Bürgertum, das überall auf einer Unterschicht, *dem Proletariat* lastet. *Die schlimmste Sünde:* denn infolge dieser Schichtung kommen für den Proletarier neue Bindungen und neue seelische Zerstörungen zu denen hinzu, die den Bürger umstricken und verkümmern lassen, und wird die Frage, wie er sein Menschentum durch die Maschen der Mechanisierung hindurch retten soll, zu einem für ihn noch dringlicherem und furchtbarerem Problem als für den Bourgeois, zu einem keine Ruhe und keinen Frieden gebenden *Spezialproblem*, das er lösen muß, um nicht körperlich und zugleich seelisch zugrunde zu gehen. Als *Spezialfall* der Frage, wie dem mechanisierten Menschen zu helfen sei, erscheint in dieser Beleuchtung *die soziale Frage*.

Dadurch, daß Rathenau den Befreiungskampf der Unterschicht in einen umfassenderen Fragenkomplex einordnet, erweitert und stärkt er seine ethische Grundlage und steckt sein Ziel höher als die bloß wirtschaftliche Hebung des Proletariats. Marx stützt die ethische Berechtigung des Klassenkampfes auf eine sozusagen juristische Forderung: der Bourgeois vergütet dem Proletarier nicht den ganzen Wert seiner Arbeit, sondern nur einen Teil dieses Wertes: den anderen Teil (Marx nennt ihn »*Mehrwert*«) steckt er ohne Gegenleistung in die Tasche; dieser Unterschlagung verdankt er sein Einkommen, sein Kapital, seine Existenz. Der Proletarier fordert das Unterschlagene, den »*Mehrwert*«, zurück; aber das Urteil ergeht in der kapitalistischen Gesellschaft gegen ihn, nicht weil er unrecht hat, sondern weil der

Bourgeois die politische Macht und die Produktionsmittel sich gesichert hat und das Recht beugen kann. Daher muß der Proletarier beides, die Produktionsmittel und die politische Macht, erobern; und ihn stützt dabei das Recht, wenn nämlich die Voraussetzung richtig ist, daß der Unternehmer ihm einen Teil des Kaufpreises für seinen Arbeitswert unterschlägt. Dies die ethische Grundlage des Marxismus. Sie ist agitatorisch hinreißend, politisch unerhört wirksam, aber schmal und offensichtlich schwach, weil sie von einer Voraussetzung ausgeht, die zum mindesten bestritten ist. Rathenau geht ebenfalls aus von einem Unrecht, das dem Proletarier vom Bourgeois widerfährt. Dieses Unrecht ist aber nicht die Unterschlagung eines Bruchteils des Kaufpreises für seine Arbeit; oder richtiger, falls eine Unterschlagung vorliegt, so ist sie nur ein Teil eines noch größeren Unrechts, indem dem Proletarier nicht nur sein rechtmäßiger Verdienst, sondern *auch seine Seele* gestohlen wird. »Nicht innere Notwendigkeit des Mechanisierungsprinzips,« sagt Rathenau, »sondern bequem gebilligte Begleitumstände der Entwicklung haben die an sich unvermeidliche Arbeitsteilung zwischen geistiger und körperlicher Leistung zur ewigen und erblichen gemacht und so in jedem zivilisierten Lande *zwei Völker* geschaffen, die blutsverwandt und dennoch ewig getrennt, im gleichen Verhältnis wie ehemals die stammesfremden Ober- und Unterschichten, einander gegenüberstehen. Beide sondert und beherrscht der Zwang ... Von unerhörter Härte ist dieser Trennungszwang für das zweite Volk ... Die Arbeit des Proletariats genießt zwar jene lockende Anonymität der Abhängigkeit; er erhält nicht Befehle, sondern Anweisungen, er folgt nicht dem Herrn, sondern dem Vorgesetzten; er dient nicht, sondern übernimmt eine freie Verpflichtung; seine menschlichen Rechte sind die gleichen wie die des Gegenkontrahenten; er hat die Freiheit, Ort und Stellung zu wechseln; die Macht, die über ihm steht, ist nicht persönlich: erscheint sie in der Form eines einzelnen Arbeitgebers oder einer Firma, so ist es in Wahrheit die bürgerliche Gesellschaft. *Dennoch verläuft sein Leben, wie er es auch innerhalb seiner Scheinfreiheit gestaltet, in generationenlanger Öde und Gleichförmigkeit ...* Wer ermißt, daß dies Leben nicht endet, daß der Sterbende die Reihe seiner Kinder und Kindeskindest unrettbar dem gleichen Schicksal überliefert sieht, den ergreift die Schuld und Angst des Gewissens. Unsere Zeit ruft nach Staatshilfe, wenn ein Droschkenpferd mißhandelt wird, aber sie findet es selbstverständlich und angemessen, daß ein Volk durch Jahrhunderte seinem Brudervolk front, und entrüstet sich, wenn diese Menschen sich weigern, ihren Stimmzettel zur Erhaltung des bestehenden Zustandes abzugeben.« (»Von kommenden Dingen« S. 34ff.) An einer anderen Stelle kommt er nochmals auf die unüberwindliche Schranke zurück, die den Proletarier vom Bürger trennt. Mag er sich noch so sehr abmühen, in die Oberschicht überzugehen: »Der Eintritt gelingt nicht. Der Kreis ist heimlich geschlossen, sein besonderes Merkmal ist Geld. Wer hat, dem wird gegeben; was er besitzt, das vermehrt sich, doch zunächst muß er besitzen ... So erheben sich gläserne Mauern von allen Seiten, durchsichtig und

unübersteiglich, und jenseits liegt Freiheit, Selbstbestimmung, Wohlstand und Macht; *die Schlüssel des verbotenen Landes aber heißen Bildung und Vermögen und beide sind erblich.* – Dieses Verhältnis bedeutet unter dem Schein der Freiheit und Selbstbestimmung eine anonyme Hörigkeit, nicht von Mensch zu Mensch, sondern von Volk zu Volk ... *Mit der Forderung der seelischen Freiheit und des seelischen Aufstiegs verträgt es sich nicht,* daß die eine Hälfte der Menschheit die andere, von der Gottheit mit gleichem Antlitz und mit gleichen Gaben ausgestattet, zum ewigen Dienstgebrauch sich zähmt.« (Von kommenden Dingen S. 69ff.)

Sein sittliches Urteil über diesen Zustand faßt Rathenau zusammen in den Worten: » *Eine sittliche Rechtfertigung des proletarischen Verhältnisses ist unmöglich.*« Und weiter: »Wir haben die anonyme Dienstbarkeit erblichen Standes, die hoffnungslose Verurteilung eines Volkes zu ungeistiger Fron, die Entseelung seiner Wünsche und Freuden als dem Segenskreise des Natürlichen entwichen, als übel und unrecht anerkannt. *Der Wille zum Volk schließt den Willen zur Schichtung aus. Wer den deutschen Menschen will, kann nicht den proletarisch gebundenen Deutschen wollen.*« (Von kommenden Dingen S. 201f.) Man hört die Stimme Fichtes: »Die Wahl eines Standes ist eine Wahl durch Freiheit; mithin darf kein Mensch irgend zu einem Stande gezwungen oder aus irgendeinem Stande ausgeschlossen werden. Jede einzelne Handlung, sowie jede allgemeine Veranstaltung, die auf einen solchen Zwang ausgeht, *ist unrechtmäßig*« (Über die Bestimmung des Gelehrten 1794 S. 64) und etwas früher in derselben Schrift: »Jeder, der sich für einen Herrn anderer hält, ist selbst ein Sklav. Ist er es auch nicht immer wirklich, so hat er doch sicherlich eine Sklavenseele und vor dem ersten Stärkern, der ihn unterjocht, wird er niederträchtig kriechen. Nur derjenige ist frei, der alles um sich herum frei machen will.« (A. a. O. S. 39.) Rathenau schließt: » *So erscheint uns die Forderung der Wiedergeburt nicht mehr allein unter dem Anblick der Befreiung eines Standes, sondern schlechthin in der Fassung der Versittlichung gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Ordnung unter dem Gesetz persönlicher Verantwortung.*« (Von kommenden Dingen S. 85.)

*Aber was tun?* »Ein tief bewegtes, furchtbar schweigendes Proletariat ruht zu unterst, ein Volk für sich, ein dunkler See, aus dem zuweilen ein Blick und ein Schrei nach oben dringt: den Inbegriff der Schuld und Sünde mechanisierter Gesellschaft.« (Von kommenden Dingen S. 201.) *Wie dieses Volk aus seiner Seelenferne, aus dem untersten Kreis der Hölle der Mechanisierung erlösen?* Die Aufgabe scheint hoffnungslos, doppelt hoffnungslos, weil sie nur ein Teil der umfassenderen Notwendigkeit ist, beide: nicht nur den Proletarier, sondern auch den Bourgeois wieder zu Menschen zu machen. Und hier muß gesagt werden, daß die Form, in der Rathenau die soziale Frage stellt, – mag man über seine Antworten denken wie man will – einen Fortschritt bedeutet, einen Fortschritt über Marx hinaus; nicht nur, weil dadurch die Forderungen des Proletariats eine breitere und weniger angreifbare Stütze erhalten, – sondern weil die Lösung auch der größeren Aufgabe, die Erweckung des Menschen als solchen

aus dem Todesschlaf der Mechanisierung, nötig ist, wenn aus dem Proletarier nicht bloß ein kleiner Bourgeois, sondern wieder ein Mensch werden soll. Die ungeheuren, fast unüberwindlichen Schwierigkeiten der Aufgabe, die er sich so gestellt hat, hat Rathenau nie verkannt; ja, sie waren ihm aus seiner eigenen inneren Erfahrung nur zu vertraut. Denn wenn die mechanisierte Welt auch kein Ideal hat, so stützt sie sich doch wiederum nicht bloß auf materielle Macht, sondern auch auf eine noch schwerer als diese zu überwindende *allgemeine Zeittendenz, auf das Streben nach dem ausschließlich Vernünftigen*. »Wir müssen anerkennen«, sagt Rathenau in der »Kritik der Zeit« (S. 126), »daß niemals, solange die irdische Menschheit besteht, eine Weltstimmung so einheitlich einen so ungeheuren Kreis von Wesen beherrscht hat wie die mechanistische. Ihre Macht scheint unentrinnbar, denn sie beherrscht die Produktionsquellen, die Produktionsmethoden, die Lebensmächte und die Lebensziele: und diese Macht beruht auf *Vernunft*.«

» *Trotzdem*«, sagt er, » *trotzdem trägt die Mechanisierung schon heute den Tod im Herzen*. Denn im Urgrund ihres Bewußtseins graut dieser Welt vor ihr selbst; ihre innersten Regungen klagen sie an und ringen nach Befreiung aus den Ketten unablässiger Zweckgedanken. – Die Welt sagt, sie weiß, was sie will. Sie weiß es nicht, denn sie will Glück und sorgt um Materie. Sie fühlt, daß die Materie sie nicht beglückt und ist verurteilt, sie immer von neuem zu begehren. Sie gleicht Midas, der im Goldstrom verschmachtet ... Aus aller Verworrenheit aber klingt die Stimme der Sehnsucht doppelt ergreifend, weil sie, das selbstsichere Wort der Bewußtseinswelt verleugnend, sich anklagt, was sie ersehne, das wisse sie nicht.«

Mit diesen Worten, die wie ein Selbstbekenntnis klingen, leitet er in der »Kritik der Zeit« seine *Ausschau nach Gegenkräften* ein, die die Mechanisierung, wenn nicht beseitigen, so doch überwinden könnten. Denn eine Rückbildung der Mechanisierung kommt nicht in Frage. »Nach jahrelanger Arbeit an den Idealproblemen unserer Wirtschaft glaube ich, daß die Mechanisierung nur durch die Mechanisierung überwunden werden kann« (Brief 263). *Aber wo sind die Kräfte, die die Mechanisierung sozusagen resorbieren und unschädlich machen könnten?* Daß der Nationalismus nicht dazu taugt, ist gesagt worden. Vermöchte es eine der alten, klassischen Formen seelischer Abkehr von der Welt und schöpferischer Verinnerlichung? »Wer lehrt dem zweifelnden Menschen dieser Zeit, was er schätzen, lieben, begehren, erstreben darf? Er wendet sich zur *Philosophie*; sie antwortet ihm: so mußte dieser, so mußte jener denken, Umstände und Anlagen führen zu der einen oder zur anderen Weltanschauung. Jede ist wahr, jede ist falsch. – Er wendet sich zur *Religion* ... Sie gibt ihm eine Geschichte Gottes. Die Gottheit wird zum naturgeschichtlichen Gegenstand ... Er befragt die *Wissenschaft*. Sie rät ihm, sich zu spezialisieren. – Die Kunst eröffnet ihm den Bildersaal, der von Memphis bis Paris, von Mexiko bis Peking alle Schönheit der Zeiten und Völker birgt.

Sie verherrlicht die eine, schmäht die andere Epoche mit dem Hinweis, daß sie morgen umgekehrt verfahren wird ... Es ist, als sei die Welt flüssig geworden und zerrinne in den Händen. Alles ist möglich, alles ist erlaubt, alles ist begehrenswert, alles ist gut. – Der Mensch aber begehrt Glauben und Werte.« (Kritik der Zeit S. 127.)

Das soll nicht heißen, daß Philosophie, Religion, Wissenschaft, Kunst jeden Wert verloren hätten; wohl aber, daß sie nicht ausreichen –, daß ihre Stoßkraft zu schwach geworden, oder noch nicht wieder stark genug ist, um für sich allein und ohne fremde Hilfe die eiserne Klammer der Mechanisierung zu sprengen. Ja, »in der vollkommenen Konsequenz der Mechanisierung, die dem heutigen intellektualen Stande der Welt restlos entspricht, und in selbst erregender Steigerung mit ihm wetteifert, liegt es begründet, daß diese Gegenkräfte auch nicht politische, nicht soziale, nicht wirtschaftliche, mit einem Wort: nicht mechanischer Art sein können. Selbst das Emporkommen eines theoretisch vollständigen sozialen Staatswesens, die Verstaatlichung der Produktionsmittel und die Kontingentierung der Arbeitsgüter würde nicht die Mechanisierung brechen, sondern allenfalls in ihrem Schatten eine im Sinne der Kultur unerhebliche Neuregelung von Besitz und Macht bewirken, und nicht einmal für ihren Bestand Gewähr leisten.« (Mechanik des Geistes S. 313.)

Die Welt erscheint Rathenau wirklich wie der Makrokosmos, wie das ungeheure Spiegelbild seines eigenen Innern: wie in ihm, nachdem er sich die materielle Freiheit gesichert hatte, *Intuition, Phantasie, gefühlstiefe Innerlichkeit* gegen Verstand und Zweckhaftigkeit aufgestanden sind und plötzlich ihm *im Erlebnis der »Seele«* einen Sinn des Lebens und einen Ausweg aus dem Kerker der Mechanisierung gezeigt haben, so meint er, daß *diese selben Kräfte und einige mit ihnen verwandte, außerhalb des Zweckkomplexes stehende*, auch der Menschheit einen Sinn ihrer Geschichte zeigen und sie über die Mechanisierung hinausführen würden, wenn sie dem Verstande gegenüber freie Bahn bekämen, und man entschlossen die Hindernisse wegräumte (vor allem die materielle und seelische Not des Proletariats), die heute die volle Auswirkung ihrer Wundermacht hemmen. Schon heute sieht Rathenau ihre Stoßkraft »ohne äußeres und inneres Zutun, – ohne Erkenntnis neuer Welt- und Glaubensrichtung, ohne Einkehr und Ausblick« im Wachsen begriffen und der Alleinherrschaft der Klugheit und Schlaueit allmählich gefährlich werden. Im Gegensatz zu den aus der *Furcht* geborenen Kräften des Geistes »werden Eigenschaften, die dem *Mute* nicht allzu fern stehen, Phantasie, Schaukraft, Innerlichkeit, verbunden mit den tieferstehenden Eigenschaften der Energie, der Geduld und Zähigkeit, in den Mittelpunkt der Kräfte treten, deren die Mechanisierung im Zenit und Abstieg bedarf und die berufen sind, dereinst zur Vollendung der Seele den Weg zu weisen.« (Mechanik des Geistes S. 332.)

Gleichzeitig werden die vom Verstande geleiteten Triebe, die bisher die Hauptmotoren der Mechanisierung gewesen sind, Besitzfreude, Ehrgeiz, Streben nach äußerlichem Glanz an

Bedeutung verlieren. »Wir alle wissen, daß schon heute, in dieser Zeit des Begehrens, die erleuchtetsten und geistigsten Geister den Lebensweg wählen, der sie am weitesten vom Besitz hinwegführt ... Wir wissen, daß alle Besitzseligkeit, Genußsucht und Verschwendung die Sache mißratener Söhne, zufälliger oder diebischer Emporkömmlinge ist, daß schöpferische Menschen von ihrer Lebensführung unabhängig sind. Wir wissen, daß die Reichsten unserer Zeit im Besitz eine Verantwortung zu sehen beginnen, daß sie mehr und mehr es würdig finden, sich dieser Bürde bei Lebzeiten zu entledigen, anstatt sie der Willkür des Erbanges zu überantworten. Es gehört wenig Voraussicht dazu, zu erkennen, daß die Zeit naht, die, sofern sie die Institution des Privateigentums beibehält, das Erbrecht aufs engste beschränkt und den überwiegenden Teil des persönlichen Einkommens der Gemeinschaft zuführt ... Die denkbar schlechteste Arbeit ist es, die aus Not oder bloß um des Lohnes willen geleistet wird. Wenn es noch irgendwo ein Paar gutgenähte Stiefel gibt, so stammen sie von einem Schuster, der an seinem Handwerk Freude hat. – So sehen wir denn bei kühler, ja geschäftsmäßiger Betrachtung den Boden auch des materiellen Lebens für das Kommende bereitet.« (Mechanik des Geistes S. 298ff.)

Ja, die Schwächung dieser Triebe, die die mechanisierte Welt gebaut haben, legt die Frage nah, ob nicht die Gefahr besteht, »daß die individualen Motoren, welche den soziologischen Weltmechanismus treiben, geschwächt, ja vernichtet werden? ... Wird nicht dieser ungeheure Mechanismus vom Begehren und vom Kampf, vom Denken und vom Zweck getrieben? – Was soll geschehen, wenn die Triebkräfte erlahmen, das Begehren schweigt, der Kampf in Liebe endet, das Denken im Schauen aufgeht, und der Zweck er stirbt? Mancher wird meinen, daß ohne die lebendige Kraft dieser Motoren die menschliche Welt nicht einen Tag bestehen kann und damit dieser Welt das Zeugnis ausstellen, daß sie nicht verdient, einen Tag zu leben, und daß es besser sei, sie wäre nie geschaffen worden.« (Mechanik des Geistes S. 290ff.) Die Frage, die hier aufgeworfen wird, spielt in einem anderen Zusammenhang, bei der Darstellung von Rathenaus praktischen Reformvorschlägen, wieder eine Rolle. Hier, wo nur eine Übersicht über die beiden Schlachtfrenten gesucht wird, die für oder gegen die Befreiung des Menschen von der Alleinherrschaft des Zweckes kämpfen, genügt es, Rathenaus Antwort zu verzeichnen, daß diese Motoren zwar den Weltmechanismus getrieben haben, aber nie wirklich *schöpferisch* gewesen sind. »Ehrgeiz hat in dieser Welt nie andres gewirkt als schlaue Praktiken, kleine Mittel und mittlere Zufallserfolge ... Nähern wir uns aber den wahrhaft Großen und Schöpfern der Gedanken und Werke, so erkennen wir Menschen, die der Sache dienen ... Schein, Nebenwirkung und Lohn bedeutet ihnen nichts; auf Besitz, Macht und Leben verzichten sie, wenn ihrer Sache gedient ist. Diese Liebe zur Sache ist transzendent, denn sie ist zweckfrei und intuitiv; phantastisch und divinatorisch sind auch die Geisteskräfte, die sie entfesseln. Solcher Art waren und sind die Menschen, welche den weltlichen Dingen ihre

Form gegeben haben. Die Leidenschaft, die sie bewegt, ist die gleiche, die den Künstler, den Forscher, den Handwerker und Bauer beseelt; sie heißt *Schaffensfreude*. Ein weiteres Hochgefühl des tätigen Menschen muß sich in ihnen zur herrschenden Empfindung steigern, jenes Bewußtsein, durch den Willen geistiger, ja göttlicher Kräfte zu einem Wirken berufen zu sein, das den ganzen Menschen hinnimmt, das den restlosen Kampf gegen die eigene Unvollkommenheit verlangt, das nicht ohne weiteres übertragbar ist und daher die Würde einer persönlichen Last und Notwendigkeit verleiht. Dieses Bewußtsein bezeichnen wir mit dem Namen der *Verantwortung*, der besagt, daß vom Geiste vor Gott und Menschen Rechenschaft gefordert wird.« (Mechanik des Geistes S. 297.) Hinter diesen Worten steht nicht nur ein Selbstbekenntnis, dem die Zukunft eine tragische Bedeutung verleihen sollte, sondern auch wieder die Gestalt Emil Rathenaus. Die Motoren, die Walther Rathenau bei seinem Vater als die stärksten erkannt hat, *Schaffensfreude* und *Verantwortung*, sieht er an die Stelle des Willens zum Besitz und des Ehrgeizes treten und erwartet, daß sie »noch lange die menschliche Betriebsgemeinschaft erhalten und führen, wenn der Motor des Ehrgeizes längst erkaltet ist.«

Aber diese Antwort kann natürlich nur für die *Führer* des Wirtschaftslebens Geltung beanspruchen, nicht – oder vorläufig jedenfalls nicht – für das durch die mechanisierte Arbeitsteilung in seiner Mehrzahl jeder Möglichkeit der Schaffensfreude beraubte Proletariat. Bei diesem tritt aber ein anderer Trieb allmählich in den Vordergrund, der, wenn irgendeiner, vorbestimmt erscheint, wie eine wachsende Flut die kalte Vorherrschaft des Verstandes wegzuspülen und *die Seele* wieder emporzutragen: *das Gefühl der Solidarität*, wenn unter Solidarität das Bewußtsein verstanden wird, daß innerhalb einer Gemeinschaft einer für alle und alle für einen stehen. Die Schilderung und Analyse dieses Triebes ist in der »Mechanik des Geistes« eines von den Kernstücken. Mit Recht. Denn das Solidaritätsgefühl, das nicht bloß innerhalb der Völker, sondern auch von Volk zu Volk, und innerhalb vielfacher anderer Gemeinschaftsformen im Wachsen ist, entspricht der sich verdichtenden materiellen Verwobenheit der Menschheit und ist daher die aussichtsreichste Gegenbewegung gegen die Mechanisierungstrieb: gegen eigensüchtige Besitzfreude und persönlichen Ehrgeiz. Das Solidaritätsgefühl ist aber nicht bloß ein Wegbereiter der Seele, sondern *selbst schon ein Stück Seele*. Und das weist gerade den Unterschichten, gerade den am meisten erlösungsbedürftigen, in ihrer Seele geschändeten Proletariern bei der Überwindung der Mechanisierung eine ganz besondere Rolle zu. Weil ihnen *der gemeinsame Leidensweg* aufgezwungen worden ist, und weil das Gefühl der Solidarität in ihnen deshalb ganz besonders stark ist, *tragen sie ein Stück der künftigen Menschheitsseele trotz Mechanisierung schon in sich* und sind daher für die Befreiung der Seele vom eigensüchtigen Zwang des Zweckes die wahrhaft Auserwählten: »Vielleicht findet sich,« sagt Rathenau (1912), »bei tiefstem geistigen Stande, zu diesem Zeitpunkt keine größere Seelennähe der Massen, als in den geknechteten Bauernschaften

Rußlands. Nur eine kurze Zeit wird vergehen, bis bei uns die Erkenntnis reift, daß nicht politische und soziale Rezepte, nicht Einrichtungen und Gesetze den Menschen befreien und beseligern; ist erst dieser mechanische Aberglaube gebrochen, so werden aus den Tiefen unserer Völker stärkere Lebenskeime der Seele als jene dumpfen Ahnungen des Nachbarstammes sich emporringen ... So erfüllt es sich: Die Letzten werden die Ersten sein; der Weg des freien Mutes war zu kurz, der Weg der Intuition war zu eng, der breite Weg des Leidens und der Einkehr ist für alle geebnet, und die Erkenntnis weist ihn. Die Not der seelenlosen Zeit, in der wir leben, ist noch nicht am höchsten, und dennoch erblicken wir ihr Ende; es naht, herbeigeführt durch jene Massen, die heute die Mechanisierung emportreiben, ihr fröhnen und ihr erliegen; es naht, nicht durch das Opfer der Edlen, nicht durch die Aufwälzung der Niederen, sondern durch die innerste Wiedergeburt der Völker aus heiliger Not und von Grund aus.« (Mechanik des Geistes S. 334.)

Daß diese Gegenkräfte der Mechanisierung Gesellschaft, Wirtschaft und Staat völlig neu gestalten müssen, wenn durch sie die Mechanisierung überwunden wird, daß sie, mit anderen Worten, *revolutionär* sind, liegt auf der Hand. Bekanntlich hat Rathenau selbst das Programm einer Neugestaltung aufgestellt. Aber da er dieses Programm am klarsten gezeichnet hat in den Schriften, die er während des Krieges und nach dem Zusammenbruch geschrieben hat, so wird die Darlegung dieses Teiles seiner Gedanken in einem späteren Kapitel besser als hier am Platze sein. Kapitel VIII »Von kommenden Dingen«.

Aber schon hier kann und muß erörtert werden, ob durch diese Umwälzung, durch die Beseitigung des Proletariats und die Drehung des Menschen vom Zweck fort nach der »Seele« hin das letzte Ziel Rathenaus erreicht werden kann, die für unsere Zeit befriedigende Lösung des Rätsels »*Wozu* das ganze Weltgeschehen?« Nietzsche hat die Voraussetzungen einer für uns befriedigenden Lösung mit genialem Blick erkannt: »Die Frage des Nihilismus ›*Wozu*‹ geht von der bisherigen Gewöhnung aus, vermöge deren das Ziel *von außen her* gestellt, gegeben, gefordert schien, – nämlich durch irgendeine übermenschliche Autorität.« Eine solche Autorität wird von der großen Mehrzahl der Menschen heute bewußt oder unbewußt abgelehnt. Ein *von außen* gesetzter Sinn oder Zweck des Lebens kann daher nicht mehr die Lösung bringen. »Aber,« fragt Nietzsche, »können wir *die Zweckvorstellung aus dem Prozeß wegbringen* und *trotzdem* den Prozeß bejahen? Das wäre der Fall, wenn etwa innerhalb jenes Prozesses in jedem Momente dasselbe *erreicht* würde. – Und immer das gleiche. Spinoza gewinnt eine solche bejahende Stellung insofern jeder Moment eine *logische* Notwendigkeit hat: und er triumphierte mit seinem logischen Grundinstinkte über eine *solche* Weltbeschaffenheit. – Aber sein Fall ist nur ein Einzelfall. Jeder *Grundcharakterzug*, der *jedem* Geschehen zugrunde liegt, der sich in jedem Geschehen ausdrückt, müßte, wenn er von einem Individuum als *sein Grundcharakterzug* empfunden würde, dieses Individuum dazu treiben,

triumphierend jeden Augenblick des allgemeinen Daseins gutzuheißen. Es käme eben darauf an, daß man diesen Grundcharakterzug bei sich als gut, wertvoll, mit Lust empfindet.« (Wille zur Macht S. 22.)

Rathenau will den, nur durch die Mechanisierung und die ausschließliche Einstellung auf materielle Zwecke verdunkelten, *Grundcharakterzug des Menschen* darin sehen, daß er sich nach dem Wachstum seiner *Seele* sehnt; daß er von Haus aus nichts will, als *sich selbst* möglichst rein erleben, ohne Trübung durch Zwecke, die von außen an ihn herantreten. Wenn Rathenau recht hat, so hätte er damit in der Tat einen Grundcharakterzug bloßgelegt, »der jedem Geschehen zugrunde liegt, der sich in jedem Geschehen ausdrückt und der, wenn er von einem Individuum als sein Grundcharakterzug *empfunden* würde, dieses Individuum dahin treiben müßte, jeden Augenblick des allgemeinen Daseins gutzuheißen.« Ob unsere Zeit diesen Zug als ihren herrschenden und als Antwort auf die Frage »Wozu dieses Dasein?« anerkennen will, kann nur die geschichtliche Entwicklung erweisen. Nietzsche selbst hat bekanntlich einen anderen Grundcharakterzug als Rechtfertigung des Lebens verkündet: *den Willen zur Macht*. Aber, fragt man sich, ist Rathenaus Sehnsucht nach Seele wirklich, wie sie zunächst erscheint, nur quietistisch, nur Wille zur Abkehr von der Welt, Flucht ins Jenseits, Verzicht, – oder nicht auch »Wille zur Macht«, nur in einer Verkleidung? In seinen »Ungeschriebenen Schriften« stehen die beiden aufschlußreichen Bemerkungen: »Dem starken Wollen öffnen sich alle Riegel; Nichts-Wollen hebt die Welt aus den Angeln« und »Im Innern ruht alle Macht; und alle Geschäftigkeit ist Bettel.« (Ungeschriebene Schriften S. 213.) Der Wille zum Nichtwollen, zum Nicht-Widerstehen kann die Form sein, die der Wille zur Macht im »Furchtmenschen«, im Schwachen, im innerlich Unsicheren annimmt, indem dieser gerade in der letzten Übersteigerung seiner negativen Eigenschaften, seiner Unsicherheit, seiner Schwäche, seiner Furchtstimmung, *Macht* sucht. War nicht bei christlichen Priestern, Kirchenfürsten, Heiligen, – war nicht erst recht bei den großen Kabbalisten ihre Demut, ihre Weltflucht, ihre Entsagung oft nur vergeistigter Machtwille? Und wäre nicht eine Weltepoche denkbar, in der *diese Form des Machtwillens* sich als *die wirksamste* erwiese und daher verallgemeinerte; so daß dann die gewöhnliche Form, in der er sich äußerte, »Nichtswollen«, Verinnerlichung, Sehnsucht nach Seele wäre? Und könnte dann nicht eine solche Weltepoche in der Tat hierdurch die Mechanisierung überwinden? Eine Weltepoche, in der die Mechanisierung als notwendiges Übel zur Versorgung der wachsenden Menschheit weiter ginge, aber die Macht denen zufiele, die der »Seele« dienen? Das scheint Rathenaus Hintergedanke. Denn tiefe Wurzeln hat durch tausendjährige Erfahrung das Bewußtsein von der Macht der Ohnmacht in der jüdischen Seele geschlagen; das hat ein Jude, Lion Feuchtwanger, meisterhaft ausgeführt: »Vielen war es nicht klar, aussprechen hätten es nur wenige können, manche hätten sich gegen die deutliche Erkenntnis gewehrt. Aber im Blut stak es allen, im innersten

Gefühl, es war da: das tiefe, heimliche, sichere Bewußtsein von der Sinnlosigkeit, der Wandelbarkeit, dem Unwert der Macht. Sie waren so lange klein und gering gegessen unter den Völkern der Erde, zwerghaft, lächerlich in Atome verspellt. Sie wußten, Macht üben und Macht erleiden ist nicht das Wirkliche, Wichtige. Zersplitterten nicht einer um den anderen die Kolosse der Gewalt? Aber sie, die Gewaltlosen, hatten der Welt ihr Gesicht gegeben. Und es wußten diese Lehre von der Eitelkeit und Belanglosigkeit der Macht die Großen und die Kleinen unter den Juden, die Freien und die Beladenen, die Fernen und die Nahen. Nicht mit deutlichen Worten, nicht mit meßbarem Begriff, aber von Bluts und Gefühls wegen. Dies heimliche Wissen war es, das ihnen plötzlich jenes rätselhafte, milde, überlegene Lächeln um die Lippen legte, das ihre Feinde doppelt reizte, weil sie es als zersetzende Frechheit deuteten, und weil all ihr Graus und Marter davor versagte. Dies heimliche Wissen war es, was die Juden einte und ineinanderschmolz, nichts sonst. Denn dies heimliche Wissen war der Sinn des Buches.« Lion Feuchtwanger: »Jud Süß« S. 239.

Rathenau selbst hat den Zwiespalt in seiner Brust durch die endgültige Unterordnung des materiellen Zwecken dienenden Verstandes unter das Streben nach Entfaltung der Seele nicht überbrücken können. Während er den einen Weg zu Macht, den der Klugheit und Geschäftigkeit, verachtete, aber weiterging, konnte er den anderen, höher hinaufführenden, den Weg der Seele, den Weg Tolstois und Gandhis, den Weg der großen Mystiker, nicht zu Ende schreiten, so daß Macht durch Verinnerlichung Wunschbild, Gegenstand der Sehnsucht blieb, für ihn nie Erfüllung wurde. »Es kann geschehen,« heißt es in der von Feuchtwanger zitierten Geheimlehre des Rabbi Isaak Luria Aschkenasi, »des Deutschen«, »es kann geschehen, daß in einem Menschenleibe nicht nur eine Seele eine neue Wanderung erleidet, sondern daß zu gleicher Zeit zwei, ja mehrere Seelen sich in diesem Leibe zu neuer Erdenwanderung einen. Mag sein, die eine ist Balsam, die andere Gift; mag sein, die eine war eines Tieres, die andere eines Priesters und Beflissenen, nun sind sie in eines gebannt, einem Leibe zugehörig wie rechte und linke Hand. Sie durchdringen sich, sie verbeißen sich ineinander, sie schwängern sich, sie fließen ineinander wie Wasser.« Rathenau war sich dieser nicht zu tilgenden Doppelheit bewußt. »Ob ich in mir den Machtmotor gestillt habe?« schreibt er an einen Bekannten, »ich fürchte nein. Aber ich weiß, daß ich ihn bekämpfe. Sicher ist richtig, was Sie sagen: daß man hart gegen die Leidenschaften wird, von denen man zumeist besessen war.« (Brief 366.) Und an einen anderen: »Allzeit hat dies Menschengeschlecht gerungen, und jede Not war schwerer als die vorige. Aus jeder Not ist es erwachsen. Auch dieser Intellekt, den wir verachten, mußte errungen werden; heute ringen wir um unsere Seele ... Nun glauben Sie aber nicht, daß einer Ihnen das sagt, der ein Recht dazu hätte. Ich ahne dies, aber ich lebe tief, unwiedergeboren im Irdischen.« (Brief 374.) Mit diesen Worten hat er unerbittlich selbst sein Schicksal gekennzeichnet – vielleicht auch das unserer Zeit und Kultur.

## Kapitel VII. Der Weg zum Abgrund

»Dreihundert Männer, von denen jeder jeden kennt,« schreibt Rathenau 1909 in einem in der Weihnachtsnummer der Neuen Freien Presse erschienenen Aufsatz, »leiten die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents.« Zu diesen dreihundert gehörte er. Vierundachtzig großen Unternehmungen stand er zu gleicher Zeit als Mitglied des Aufsichtsrates oder Direktor nah. Im Mittelpunkt seiner Tätigkeit die A. E. G., die, wie er 1907 schrieb, damals in Europa »unbestreitbar die größte Kombination wirtschaftlicher Einheiten unter einer zentralisierten Führung und Durchgestaltung« war. Mit ihren zahlreichen Unternehmungen und Tochtergesellschaften, nicht nur in Deutschland, sondern auch in England, Spanien, Italien, Rußland, der Schweiz, Südamerika, wuchs sie unter Emil Rathenaus expansiver und sicherer Leitung von Jahr zu Jahr; und Walther Rathenau war dabei seines Vaters rechte Hand. Aber auch außerhalb und neben der A. E. G. hatte er noch zahlreiche andere Unternehmungen, an deren Gründung und Leitung er hervorragend beteiligt war: Elektrochemische Werke, die zum Teil seine eigenen Erfindungen und Patente verwerteten, Verkehrsunternehmungen in Städten, Automobilwerke, Baumwollspinnereien, die Gruben und Stahlwerke des Fürsten Donnersmarck, auf dessen Wunsch er in ihren Aufsichtsrat eingetreten war. Aus einer Aufstellung, die ich seinem Sekretär Hugo Geitner verdanke, ist ersichtlich, daß er insgesamt im Laufe der Jahre bei 86 deutschen und 21 ausländischen Unternehmungen leitend tätig war. Auf das Ausland entfielen: Italien 6, Schweiz 6, Südamerika 2, Spanien 2 Unternehmungen und je eine auf Afrika, Finnland, Frankreich, Österreich und Rußland. Von den deutschen Gesellschaften (Aktiengesellschaften, Gesellschaften mit beschränkter Haftung und Studiengesellschaften) entfallen auf:

1. Elektrizität und verwandte Gebiete

24

2. Metallindustrie

10

3. Bergbau usw.

8

4. Bahnen – Kleinbahnen

8

5. Chemie

7

6. Telegraphen und Kabel

6

7. Banken, Trust Gesellschaften

5

8. Spinnereien – Webereien

4

9. Luftschiffahrt

3

10. Glasindustrie

2

11. Walzwerke

1

12. Kali-Industrie

1

13. Waggonbau

1

14. Automobilfabriken

1

15. Werften

1

16. Papierfabriken

1

17. Keramische Industrie

1

18. Edelstein-Industrie

1

Als besonders wichtige und große Unternehmungen sind unter diesen hervorzuheben, außer der A. E. G., der Berliner Handelsgesellschaft und der Bank für elektrische Unternehmungen in Zürich, folgende:

zu 1. (Elektrizität und verwandte Gebiete)

Berliner Elektrizitäts-Werke,  
Felten & Guilleaume, Köln  
Elektrizitäts A.-G., vorm. Lahmeyer & Co., Frankfurt a. M.,  
Osram G. m. b. H., Kommandit Ges., Berlin  
Schlesische Gas- und Elektrizitäts A.-G., Gleiwitz,  
Deutsch-Überseeische Elektrizitäts-Ges., Berlin;

zu 2. (Metallindustrie)

Metallbank und Metallurgische Ges., Frankfurt a. M.,  
Gebr. Körting, Hannover,  
Ludw. Loewe & Co., A.-G., Berlin,  
Glockenstahlwerke vorm. Rich. Lindenberg A.-G., Remscheid,  
Mannesmannröhrenwerke, Düsseldorf;

zu 3. (Bergbau usw.)

Schlesische Zinkhütten (Donnersmarck),  
Internationale Kohlenbergwerks-Gesellschaft, Köln,  
Braunkohlen- und Brikett-Industrie A.-G., Berlin,  
Hohenloherwerke A.-G.;

zu 4. (Bahnen – Kleinbahnen)

Allgemeine Lokalbahn und Kraftwerke A.-G., Berlin;

zu 5. (Chemie)

Th. Goldschmidt A.-G., Essen,  
Rütgerswerke A.-G., Berlin,

- Permutit A.-G., Berlin,  
Elektrochemische Werke G. m. b. H., Bitterfeld;
- zu 9. (Luftschiffahrt)  
Deutsche Luftreederei, Berlin;
- zu 10. (Glasindustrie)  
Vereinigte Lausitzer Glaswerke A.-G., Weißwasser-Berlin;
- zu 12. (Kali-Industrie)  
Actiengesellschaft Thiederhall, Thiede;
- zu 13. (Waggonbau)  
Linke-Hofmann-Lauchhammer A.-G., Berlin;
- zu 14. (Automobilfabriken)  
N. A. G., Berlin;
- zu 15. (Werften)  
Deutsche Werft, Hamburg.

Von *ausländischen* Gesellschaften, denen er seine Tätigkeit gewidmet hat, wären besonders hervorzuheben:

- Otavi-Minen (Afrika),  
Officine Elettiche Genovesi, Genua,  
Unione Tramways Elettrici, Genua,  
schließlich die beiden großen elektrischen Bahnen in Valparaiso und Santiago.

Zu den laufenden Geschäften dieser zahlreichen Unternehmungen kam von Zeit zu Zeit noch irgendeine gewaltige Transaktion, wie sie die beginnende Konzentrationsperiode in der Großindustrie mit sich brachte, so die Fusion der A. E. G. mit Union, der A. E. G. mit Felten & Guillaume, der A. E. G. mit Lahmeyer, die er alle drei durchführte. Alles das bedingte tägliche Verhandlungen, Einzelbesprechungen, Sitzungen, Versammlungen, Fabrikbesichtigungen, eine gewaltige Korrespondenz, deren Registratur viele Bände füllt, viele Reisen, am häufigsten an den Rhein, nach der Schweiz und Italien. Eine besondere Art hatte Walther Rathenau bei Fabrikbesichtigungen, die ihm einen nicht bloß oberflächlichen, sondern ganz intimen Einblick in die technischen und kaufmännischen Vorgänge sicherte: er setzte sie plötzlich und überraschend an und führte sie dann genau bis in kleine Einzelheiten durch. In seinem noch vorhandenen *Tagebuch über die Jahre 1911-1914* kehren auf jeder Seite wie die Wochentage im Kalender die Namen der großen Wirtschaftsführer jener Jahre wieder: Carl Fürstenberg, Fürst Henckel, Franz von Mendelssohn, Salomonsohn, Paul von Schwabach, F. von Guillaume, Krupp-Bohlen, Eberhard von Bodenhausen, Klöckner, Ballin, Hagen, Stinnes. Nicht lockerer, sondern immer dichter wird das Netz zweckhafter Beziehungen. Aber von

Tag zu Tag erweitert sich auch Rathenaus Anschauung von den wirklichen Vorgängen bei der weltwirtschaftlichen Fabrikation und Verteilung. Schon die in einer bescheidenen Provinzfabrik, in Bitterfeld, geschriebene »Physiologie der Geschäfte« bekundete, wie scharf und ge-scheit er sogar aus einem Winkel das Wirtschaftsleben zu beobachten und durchschauen wußte. Jetzt steht er in einem Mittelpunkt und kann das Bild täglich, fast stündlich durch neue Züge bereichern. Er bekommt von der Leitung aus eine Übersicht über den Mechanismus, über alle seine Räder und Transmissionen, über die Kräfte, die ihn treiben, die Reibungen, die ihn hemmen, wie sie nur ganz wenige sich verschaffen können, und eine noch kleinere Zahl zu erfassen die Phantasie und die physische Ausdauer hat. Er kennt die ganze europäische Produktions- und Verteilungsmaschine wie ein Rennfahrer seinen Motor, den er Stück für Stück auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt, auf guten und auf schlechten Wegen ausprobiert, bei jedem Wetter gesteuert hat. Er kennt jedes Rädchen, jede Feder, jede Röhre, weiß, wie und unter welchen Bedingungen er am sparsamsten und sichersten arbeitet, welche Leistungen man von ihm verlangen kann, welche nicht.

Er kennt auch seine Fehler: die, die verbessert werden könnten, und die, die ihm sozusagen einfabriziert, und daher nicht zu verbessern sind. Vor allem auch die Schwächen, die die *politische* Konstruktion der Maschine Europa zur Folge hat; und unter diesen die besonderen Schwächen des Teilstücks Deutschland. Ein beispielloser wirtschaftlicher Aufstieg hatte Deutschland in wenigen Jahren zur drittgrößten Wirtschaftsmacht der Welt gemacht; ein fast ebenso erstaunlicher politischer Abstieg es in denselben Jahren vom ersten Platz unter den Großmächten in eine Außenseiterstellung gedrängt. Eine leichtsinnige Politik, die allerlei Liebhabereien und plötzliche Einfälle für Staatsnotwendigkeiten erklärte, – die zur gleichen Zeit England mit der Flotte, Frankreich in Marokko und Rußland durch ein blindes Eintreten für Österreich beunruhigte, – hatte – vom Russisch-Französischen Bündnis über die Englisch-Französische Entente – auf der Konferenz von Algeciras Anfang 1906 zu einer Niederlage geführt, die noch verschleiert, doch das erste unverkennbare Symptom der erschütterten Weltstellung Deutschlands war. Die deutsche Regierung antwortete auf das Wetterzeichen nicht durch Änderung ihres Kurses, sondern durch Reden und Rüstungen; und als der Reichstag Schwierigkeiten machte, durch Reichstagsauflösung, die Gelegenheit bot zu mehr Reden und mehr Rüstungen. Die Wahl vom 5. Februar 1907 warf die Sozialdemokratie zu Boden, überzeugte das Zentrum von der Richtigkeit des Regierungskurses und machte so die Bahn frei, die von Seitensprung zu Seitensprung und von Flottenvorlage zu Flottenvorlage zum Weltkrieg führte. Acht Tage nach der Wahl, am 12. Februar 1907, griff Rathenau in einem Artikel: » *Die neue Ära* « im »Hannoverschen Courier« zum erstenmal öffentlich in die Politik ein. Dieser Artikel ist nicht bloß als erste politische Kundgebung Rathenaus, sondern auch deshalb beachtenswert, weil er das politische Kräftespiel *grundsätzlich* anders sieht als die

damals leitenden deutschen Politiker. Er geht davon aus, daß die richtige Methode in der Politik die ist, » *die Dinge naturgeschichtlich zu betrachten und unter Ausschaltung kleinerer Momente die Bilanz der Hauptkräfte und ihrer Abwandlungen zu ziehen. Denn Naturkräfte und Massenzustände sind stärker als Menschen, Kombinationen und Wünsche*«. Als der wesentlichste Machtfaktor unter allen Machtfaktoren, die die internationale Geltung eines Landes bestimmen, galten damals allgemein seine effektiven Rüstungen, die Zahl der kampfbereiten Truppen, Kanonen, Panzerschiffe, die es in kurzer Zeit in die Waagschale werfen konnte. Rüstungen waren daher die Hauptsorge des Kaisers und der Regierung. Der damalige Reichskanzler Fürst Bülow formuliert in seiner »Deutschen Politik« (S. 20) seinen Leitgedanken als Reichskanzler mit den Worten: » *Den Bau einer ausreichenden Flotte zu ermöglichen, war die nächstliegende und große Aufgabe der nachbismarckischen deutschen Politik.*« Rathenau aber erwähnt in seinem Artikel bei der Aufzählung der Kräfte, die die internationale Stellung eines Landes bestimmen, Rüstungen bis auf eine knappe, fast verletzend ironische Verbeugung vor den neuen Panzerkreuzern überhaupt nicht; indirekt aber spricht er ihnen einen entscheidenden Wert ab, indem auch Kriege heute keine Entscheidung herbeiführten.

» *Daß neuere Kriege nicht mehr durch Einzelkämpfe der Heroen wie zu Homers Zeiten (statt ›Heroen‹ lies ›Panzerkreuzer‹), noch durch gedrillte Grenadiere entschieden werden, ist uns geläufig. Der Kriegsgott unserer Tage heißt wirtschaftliche Macht ... Aber auch Kriege entscheiden nur selten.* Die Völker sind nicht mehr gute Feinde, sondern böse Konkurrenten, und das Mühlenspiel der äußeren Politik strebt nach Stärke der Situation, nicht nach Katastrophen. In diesem Spiel aber hat jeder so viel Steine als seine *wirtschaftliche* Kraft ihm leiht, und so zeigt sich heute mit höchster Deutlichkeit, was unbemerktbar zu allen Zeiten gegolten hat: daß eine Nation nach außen genau so viel Terrain gewinnen und beherrschen kann, als ihrer inneren Schwerkraft an *moralischen, intellektuellen und wirtschaftlichen Werten* entspricht.«

Also *nicht Rüstungen*, sondern *moralische, intellektuelle und wirtschaftliche Kräfte* sind die entscheidenden Mittel der internationalen Politik geworden. Grundsätzlicher konnte man die damalige deutsche Politik, die zwar gewiß den Frieden wollte, aber das rücksichtslose Aufrüsten als ihren Hauptbeitrag zu seiner Wahrung betrachtete, nicht ablehnen als dieser in der Form vorsichtige, in der Sache die Politik des Kaisers ins Herz treffende Artikel. Darin unterscheidet er sich von der in der Form viel schärferen, in der Sache nicht eigentlich grundsätzlichen Kritik, die damals Harden Woche für Woche in der »Zukunft« an der kaiserlichen Politik übte. Rathenaus Methoden und Gesichtspunkte sind von vornherein die des 20. Jahrhunderts, Hardens wie die der damaligen deutschen Regierung noch immer die des 19. Das ist vielleicht der sachliche Grund, der neben vielen persönlichen, Hardens Endurteil über Rathenau als Außenminister bestimmte: daß dieses Amt »fast das einzige« gewesen sei, »für das ihm alle Vorbedinge, Wissen, gradlinig schlichte Sachlichkeit, Psychologie,

Staatsmannsvoraussicht, mitleidende, bang und froh mitatmende Liebe zum Volk, fehlten.« (Nachruf in der »Zukunft« vom 8/22. Juli 1922.) Wahrscheinlich auch einer von den Gründen, die Rathenau, nachdem er zur Macht gelangt war, hinderten, Harden einen Posten anzuvertrauen. Von den bürgerlichen Parteien aber hat damals keine sich grundsätzlich von diesen veralteten und irreführenden Methoden und Urteilen befreit. Wie fern Rathenaus Anschauungen, die aus seiner präzisen Kenntnis des internationalen Kräftespiels stammten, allen damals maßgebenden deutschen Politikern lagen, zeigt, daß trotz ungeheurer Aufwendungen für Heer und Marine, nicht die geringsten Vorbereitungen wirtschaftlicher Art für den Krieg getroffen wurden, so daß erst Rathenau selbst nach Kriegsausbruch eingreifen mußte, um die wirtschaftliche Rüstung nachzuholen.

Aber die erste politische Kundgebung Rathenaus ist auch noch sonst bemerkenswert. Denn ihre eigentliche Spitze richtet sich gegen das halb-absolutistische kaiserliche System und die Bevorzugung des Adels, fordert Zulassung Bürgerlicher zu den einflußreichen Staatsstellungen, Bildung einer großen bürgerlichen liberalen Partei, Konstitutionalismus. Die erste russische Revolution hat soeben mit einer Kapitulation des Zarentums geendet, die Republik in Frankreich ist durch die Niederlage der klerikalen Reaktion im Dreyfuß-Prozeß auf linksradikaler Basis gefestigt. » *Das politische Klima Europas*«, schreibt Rathenau, » *scheint sich ein wenig zu ändern*. Im Osten versiegt ein kühlender Behälter des Absolutismus, im Westen trocknet eine klerikale Niederung. *Man wird die Frage vernehmen müssen, welche Kulturgründe es rechtfertigen, daß Deutschland absolutistischer als fast alle zivilisierten Länder und klerikaler als die meisten katholischen Staaten regiert wird?* Deutschland ist nicht mehr das Land der Träumer und Professoren. Der wirtschaftliche Weltkampf zeigt die Deutschen im Erfolge an dritter, intellektuell an erster Stelle. Es wird schwer zu motivieren sein, – auch vor dem Auslande, das uns respektieren soll, – daß dem Deutschen soviel weniger konstitutioneller Einfluß bei seinen Staatsgeschäften gegönnt ist als dem Schweizer, dem Italiener, dem Rumänen. Das Thermometer des Kontinents zeigt heute auf »Selbstverwaltung«, *und es kann bei uns nicht auf lange Zeit ein Separatklima erhalten bleiben ... Nicht Ackerbau, nicht Feudalismus*, noch auch der katholische Klerus schaffen uns die enorme Zunahme wirtschaftlicher Werte, deren unsere wachsende Bevölkerung bedarf; die *bürgerliche Intelligenz* schafft sie. Diese aber ist heute politisch zersplittert, gesetzgeberisch wenig bedeutend und als Regierungsfaktor Null ... Über lang oder kurz müssen die neuen Kraftkomponenten zusammenwirken: *die Liberalisierung Europas*, das wiedererwachende Interesse an konstitutionellen Fragen, die äußere politische Spannung und das Zurückweichen überlebter Phantome. Und es wäre wohl denkbar, daß die resultierende Kraft eine *bürgerliche nationale Bewegung* auslöste, an Stärke etwa der agrarischen Bewegung vergleichbar, die unserer Handelspolitik die Richtung gewiesen hat und jetzt zu einer gewissen Sättigung gelangt ist. Eine solche Bewegung

würde *den konstitutionellen Gedanken des Liberalismus aufnehmen* und doch, ähnlich wie in England, nicht regierungsfeindlich, sondern geschäftlich-positiv in der Richtung der Landesinteressen wirken. Sie würde mit größerer Entschiedenheit als die rechte Seite unserer Mittelparteien eine *Beteiligung an der Regierung fordern*, und innerhalb dieser die bürgerlichen Interessen gegenüber feudalen, einseitig agrarischen und orthodoxen vertreten ... Sie würde die *Modernisierung des Staatsbetriebes* unterstützen und die äußere Geschäftsführung, sei es in kolonialen, sei es in Großmachts-Aufgaben, weitsichtig auffassen. *Eine bürgerliche Evolution dieser Art kann das Land auf die Dauer nicht entbehren.*«

Bülow, der für seinen soeben aus der Wahlschlacht siegreich hervorgegangenen klerikalen Flottenblock einen liberalen Anstrich wünschte, und in Walther Rathenau wahrscheinlich nichts weiter sah als einen liberalisierenden, dilettierenden, in einigen Salons der Hofgesellschaft ganz gut eingeführten jungen Millionär, ließ ihn sich kommen und bot ihm an, den Kolonialsekretär Dernburg als dessen rechte Hand auf seiner Inspektionsreise nach Afrika zu begleiten. Rathenau nahm den Antrag an und kam so zum erstenmal in eine offizielle Stellung. Reizvoll wäre es zu wissen, was sich der Auftraggeber und der Auftragnehmer, der damalige und der künftige deutsche Außenminister, als sie sich zum ersten Male amtlich gegenübermaßen, gesagt haben. Jeder hielt den andern zweifellos für einen Dilettanten, der Kanzler Rathenau und Rathenau den Kanzler. Beide waren große Sprechtalente, voller Glanz, mit Zitaten, Aphorismen, Bildern um sich werfend, beide Zyniker in dem Sinne, daß sie immer den, mit dem sie gerade sprachen, nicht sehr hoch schätzten, doch etwas fürchteten; und durch eine sorgfältig verhüllte Verachtung ihre innere Sicherheit stärkten. Leider ist über dieses historische Gespräch nichts erhalten. Und aus dem Auftrag selbst ergab sich unmittelbar nichts von Bedeutung. Rathenau begleitete Dernburg, der wahrscheinlich einen christlichen Begleiter vorgezogen hätte, zweimal, 1907 und 1908, nach Afrika, hatte, wie aus seinen Briefen hervorgeht, Freude an der großen afrikanischen Landschaft und wird sein Abhängigkeitsverhältnis manchmal peinlich empfunden haben. Die beiden Reisen waren mehr oder weniger angenehme Ferien, die Rathenau nichts eintrugen, seine übrige Tätigkeit unterbrachen, im übrigen nicht beeinflussten.

Mittelbar allerdings lenkten sie in erhöhtem Maße seine Aufmerksamkeit auf England und das deutsch-englische, damals schon zur Sorge berechtigende Verhältnis. Nach der Rückkehr von seiner zweiten Reise 1908 überreichte er Bülow eine *Denkschrift »Über Englands gegenwärtige Lage«*, die, wie die Zeit gelehrt hat, Englands Haltung und die Auswirkungen der deutschen Flottenpolitik ohne die damals üblichen Illusionen richtig kennzeichnet. Zu Anfang skizziert die Denkschrift die Fundamente der gehäuften Macht Englands, schildert dann ausführlich die Gefahren, die dieses Fundament, Englands industrielle und koloniale Vorherrschaft, bedrohen und zeigt, wie »beide Sorgen, die industrielle und die koloniale, den

Blick der Nation nach Deutschland hinüberlenken ... Man blickt von außerhalb in den Völkerkessel des Kontinents und gewahrt von stockenden Nationen eingeschlossen ein Volk von rastloser Tätigkeit und enormer physischer Ausdehnungskraft. 800 000 neue Deutsche jährlich! Jedes Jahr fünf eine zusätzliche Bevölkerung nahezu gleich der von Skandinavien oder der Schweiz! Und man fragt sich, wie lange das blutarme Frankreich dem Atmosphärendruck dieser Bevölkerung standhalten könne. – So verkörpert und verörtlicht sich jede englische Unzufriedenheit im Begriff Deutschland ... *Es wäre schwächlich und oberflächlich, wollte man glauben, daß kleine Freundlichkeiten, Deputationsbesuche oder Preßmanöver Unzufriedenheiten stillen können, die aus so tiefen Quellen fließen. Nur unsere Gesamtpolitik ist imstande*, England wenigstens diesen Eindruck zu verschaffen, daß von Deutschlands Seite aus keine Verstimmung, keine Furcht, kein Expansionsbedürfnis und keine Offensive besteht.« Bekanntlich bestand diese Gesamtpolitik darin, mit Hilfe des neuen Reichstags den Flottenbau zu beschleunigen, den Streit mit Frankreich über Marokko zu pflegen, durch ein faktisches Protektorat über die Türkei Rußland England in die Arme zu treiben, und von Zeit zu Zeit Eduard VII. durch einen kaiserlichen Witz, den liebende Verwandte gern überbrachten, oder durch einen kaiserlichen sauer-süßen Brief auch persönlich zu verstimmen.

Aber Rathenau lehnte es im Gegensatz zu Harden ab, für den Abstieg Deutschlands den Kaiser allein verantwortlich zu machen, sondern sah neben diesem als zweite tiefere Ursache des schnellen Abwirtschafens das preußisch-deutsche Regierungssystem, das *die Auslese von Talenten für den Staatsdienst* durch die allzu starke Bevorzugung einer kleinen Anzahl von Familien in verhängnisvoller Weise behinderte. In seiner Antwort an einen Herrn von N. in »*Staat und Judentum*« (S. 199) sagt er: »Ein Volk von 65 Millionen Menschen kann verlangen, daß die führenden Stellen im Staatswesen von allerersten Talenten, die verantwortlichen Stellen von befähigten Spezialisten besetzt werden. *Tausend herrschende Familien können selbst bei hoher und spezialisierter Begabung weder an Zahl noch an Beschaffenheit den gewaltig gesteigerten Verbrauch an Verwaltungskräften decken.* Kein gerecht denkender Mensch wird diesen Familien ihre Verdienste zu schmälern, ihre entschiedene Mitwirkung bei den höchsten Staatsaufgaben zu beseitigen wünschen. Wollen sie aber dauernd die Staatsmaschine monopolisieren, *so werden die Verhältnisse sich stärker erweisen und diejenigen Abhilfen eintreten lassen, die den widerspenstigen Konservatismus Preußens schon mehrmals, wenn auch in hartem Anstoß, zurechtgerückt haben, und die man demgemäß sehr wohl als Fügungen bezeichnen durfte*«. Immer wieder wies er in Schriften, Gesprächen, Briefen auf die gefährlichen Wirkungen dieser willkürlich eingeschränkten Auslese hin. In der »*Kritik der Zeit*« (1911, S. 121) läßt er sich ausführlich über diesen Punkt aus. Hier seien nur folgende Sätze zitiert: »Obwohl der preußische Adel die Kraft bewährt, aus kleiner Menschenzahl viele und bedeutende Talente zu prägen, ist seine Veranlagung nicht eigentlich intellektuell. Seine großen Vorzüge beruhen

auf einem unbeirraren Sinn für das Ehrenhafte, einem scharfen Blick für das Praktisch-Nützliche, auf Mut, Ausdauer und Genügsamkeit ... In dem Maße, wie *die mechanistische Weltwirtschaft ganze Gebiete der Staatsverwaltung in reine Geschäftsbetriebe verwandelte*, der Wechsel der Anschauungen und Aufgaben ein tägliches Umlernen, ein beständiges Erfinden forderte, *zeigte es sich, daß der vorzüglichste Menschendurchschnitt nicht immer ausreichen konnte zur Lösung vorgangsloser Aufgaben und zur Konkurrenz gegen die stärksten Talente des Auslandes*. Denn inzwischen war im Auslande, bewußt oder unbewußt, die Erkenntnis durchgedrungen, daß oberste Verantwortlichkeiten nur von entschiedenen Talenten getragen werden dürfen, und daß *es für Millionenstaaten keine Entschuldigung gibt, wenn diese Talente nicht aufgefunden werden*. So haben sich ohne Zutun der Gesetzgebung als Folge einer freien Praxis in jenen Staaten selbsttätig wirkende Selektionsmethoden von größter Verschiedenheit herausgebildet, die aber alle darin übereinstimmen, daß sie die Talente des Landes aus den Millionen der Mindergeeigneten aussieben, an die Oberfläche tragen und den Verantwortungen zuführen, für die sie von Natur bestimmt sind. Solche selbsttätige Selektionsmethoden zu erläutern, ist hier nicht der Platz; es genügt zu bemerken, daß Preußen sie nicht kennt, und somit darauf angewiesen ist, aus *hundertfach kleinerem Material nach veralteter Übung die Rekrutierung seiner ersten Geschäftsführer vorzunehmen*. So fällt denn die doppelt erschwerte Aufgabe der Entdeckung höchster Begabungen drei königlichen Kabinetten zu, und *es kann kommen, daß bei gesteigerten Ansprüchen an Vermögen, Herkunft, Repräsentation und Glanz der Persönlichkeit die schwersten Verantwortungen in Krieg und Frieden nicht immer auf den stärksten Schultern ruhen*.« An den damaligen Botschaftsrat von Lucius schrieb er 1912: »Die aristokratische Besetzung der Staatsämter ist nicht das, was mich in erster Linie besorgt macht, sondern *der Mangel einer selbsttätigen Auslese*. Aus welchen Gesellschaftsschichten sich tüchtige Leute rekrutieren, ist mir vollkommen gleichgültig. Nötig aber ist, daß eine Garantie dafür besteht, daß nur die Geeignetsten – und diese in möglichst großer Zahl – die Verantwortung tragen.« (Brief Nr. 77.) Dem Rittmeister von Müffling antwortet er im Kriege (1917): »Ich glaube, daß politische und verantwortliche Aufgaben im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte immer schwerer und verwickelter werden und dementsprechend immer höhere Begabungen erfordern, denen Erblichkeiten in immer geringeren Maße Genüge zu leisten vermögen ... Begabung gehört zu den Vorzügen der Erblichkeit meiner Auffassung nach nicht. Sie muß dauernd aus einem gesunden Volke regenerieren. *Mangel an verfügbarer Begabung und überwiegende Stützung auf erbliche Eigenschaften hat zu der Politik der letzten dreißig Jahre und zu der Notwendigkeit der Konflikte geführt*.« (Brief Nr. 244.) Am klarsten aber ist diese Anschauung formuliert in Rathenaus während des Krieges erschienenem Buche »Von kommenden Dingen« (S. 344): »*Richtkraft und Stoßkraft*, die beiden Hauptwaffen im Daseinskampf der Nationen, sind Sache der Völker. Nicht Geschlechter

noch Kasten können diese Kräfte verleihen, *denn der Wettkampf fordert, daß die Gesamtheit aller verfügbaren Menschenkräfte aufgerufen werde*, um ihr ganzes Besitztum an Geist und Willen zu steuern. Richtkraft ergibt sich als Destillat aller erschwingbaren Gedanken, Stoßkraft als Aussonderung aller erreichbaren menschlichen Genialitäten. *Die Beschränkung beider Kräfte auf einen begrenzten Kreis von wenigen hundert oder tausend Seelen bedeutet eine freiwillige Verarmung des Geistes und Willens, an der ein Volk stirbt, wenn seine Nachbarn ihren vollen Besitz ihm entgegenstellen.* Ein Volk von Millionen ist metaphysisch verpflichtet, zu jeder Zeit und auf jedem Gebiet eine starke Willensrichtung und eine Vielheit höchster Begabungen zu erzeugen; geschieht das nicht, oder werden diese Kräfte durch Einseitigkeit, etwa des Erwerbstriebes oder der Technik oder des Müßigganges abgelenkt, *oder werden sie aus politischer Indolenz und Verantwortungslosigkeit nicht aufgefunden, so hat das Volk sich sein Urteil gesprochen.*«

Es ist daher nicht verwunderlich, daß Rathenau schon früh einen noch tieferen Pessimismus empfand als den schon damals üblichen; aus dem Zusammenwirken von zwei so verhängnisvollen Ursachen wie der anormalen Geistesverfassung des Kaisers und der mangelhaften Auslese für den Staatsdienst, folgte er die Unvermeidlichkeit einer Katastrophe. Schon im Herbst 1906 erwiderte er mir auf meine Worte: »die Mißwirtschaft dauere schon so lange, daß man anfangen könne zu hoffen, sie werde ohne Katastrophe ablaufen.« »Sie irren sich, eine Bank wie die Deutsche Bank kann fünf Jahre von gänzlich unfähigen Direktoren geleitet werden, ohne daß draußen jemand etwas merkt; aber dann wird allmählich der Abstieg beginnen. Bei einem Staat wie Deutschland kann ein Mißregiment *vielleicht zwanzig Jahre* ohne großen Schaden dauern; dann melden sich aber plötzlich überall die Folgen.«

Nach der zweiten afrikanischen Reise war Rathenau bis zum Kriege nicht wieder amtlich tätig. Der Umfang seiner Beschäftigung bei der A. E. G. und den Dutzenden von anderen Unternehmungen nahm ständig zu; gleichzeitig aber auch seine literarische Tätigkeit. 1908 sammelte er, wie um aufzuräumen, eine Anzahl von Aufsätzen und Aphorismen, die in der »Zukunft« anonym oder unter Pseudonymen wie W. Hartenau, Walther Michael, Renatus, Ernst Reinhart erschienen waren, in einem mit seinem Namen gezeichneten Bande »*Reflexionen*«. Das Buch erschien als bibelartiger Riesenquartband auf kostbarem Papier in Zweifarbendruck; seine pomphafte Ausstattung machte viele irre, die es deshalb für die Laune eines Millionärs hielten. Die Aufmachung wies allzu deutlich auf den Wohlstand des Verfassers und seine Schätzung seines Werkes hin. Ich erinnere mich des Eindrucks; er war nicht günstig. Man las nicht, – oder nur flüchtig, – und lächelte. Vielleicht beginnt von diesem Zeitpunkt die kaum greifbare, selten ausgesprochene, immer fühlbare, leise Geringschätzung, die Rathenau wie eine leichte Wolke umgab, sein Bild für die meisten trübte, und ihm so bitter

weh und unrecht tat. Denn ihm, der so gern eine Wand zwischen sich und andere zog, war das Heraustreten aus seiner Anonymität nicht leicht geworden; er hatte Wertvolles, sein Allerbestes gegeben, und der Erfolg war, er wurde unbesehen, lächelnd und spöttisch abgelehnt. Einige Jahre später, nachdem er schon sein drittes Buch veröffentlicht hatte, faßt er in einem Brief an einen Freund, die Haltung der Welt zu seinen Arbeiten in die Worte zusammen: »Sie wollen über das Buch schreiben? Lieber, ich warne Sie. Wenn Sie nicht in das abgestempelte Urteil einstimmen, das lautet: › *geistreich, kühl, Dilettant auf sechzehn Gebieten, leidlicher Kaufmann*‹, so werden Sie ausgelacht. Die Leute wollen mich so haben, und ich bin zufrieden, wenn sie mich als unschädlichen Narren gewähren lassen. Sie fragen mich: ›Wo finden Sie nur Zeit für solche Allotria?‹ und wenn ich ihnen sagte, *daß das mein Leben ist*, so würden sie zum Arzt schicken. Seien Sie vorsichtig, lieber Freund, es gehört nicht zum guten Ton, mich gut zu behandeln.« (Brief 65, 20. I. 1912.)

Das war der Augenblick, wo die Tragik Rathenaus sozusagen aus ihm heraustrat; die Doppelheit seiner Natur, die ihn bis dahin innerlich zerfleischt hat, wird plötzlich zu einer Waffe, mit der er von außen bekämpft wird. Die Welt benimmt sich dabei nach dem unsterblichen Rezept von Bartolo im »Barbier von Sevilla«: »Zu Anfang ein leises Gerücht, das dicht über dem Boden hinstreicht wie eine Schwalbe vor dem Gewitter, – pianissimo: Flüstertöne – und im Fliegen fällt ein vergifteter Pfeil! Irgendein Ohr nimmt ihn auf und führt ihn, – piano, piano – geschickt in dein Ohr ein. Jetzt ist das Unheil gesät; es keimt, kriecht auf dem Boden lang, tritt seine Fahrt an, eilt – *rinforzando* – mit Teufels Geschwindigkeit von Mund zu Mund. Plötzlich, du weißt nicht wie, siehst du die Verleumdung sich aufrecken: schrill pfeift sie, bläht sich auf, wird im Nu riesengroß. Sie nimmt einen Anlauf, breitet die Flügel, fliegt auf, umrauscht, entwurzelt, reißt alles mit sich fort, schlägt wie Blitz und Donner ein und wird, mit der Hilfe Gottes, ein allgemeiner Schrei, ein Crescendo, ein Chor der Rache und Verdammnis. Wer zum Teufel könnte ihr widerstehen?« Die Etappen, die von der gleichgültigen Ablehnung von Rathenaus »Reflexionen« zu den Kugeln in der Königsallee führen, lassen sich ziemlich lückenlos aneinanderreihen. Zuerst ignoriert man ihn. Dann, als er mit der »Kritik der Zeit« und der »Mechanik des Geistes« fortfährt, seine Gedanken der Öffentlichkeit aufzudrängen, beginnt im Kreise seiner Berufsgenossen das Flüstern und der Ärger, daß ein Mann mit achtzig Aufsichtsratsposten auch noch Bücher schreibt. Man findet ihn komisch, daß er als Geschäftsmann die Geburt der Seele predigt; kompromittierend, daß er als Reicher den Luxus angreift; empörend, daß er zu gleicher Zeit eine Villa im Grunewald baut; grotesk, daß er sich dazu auch noch ein königliches Schloß, Freienwalde, vom Hofmarschallamt aufschwätzen läßt. Doch das wären alles kleine Sünden, über die man lachen könnte. Unverzeihlich aber, wenn nicht pathologisch, ist, daß er als Großindustrieller für die Verstaatlichung industrieller Monopole, die Abschaffung des Erbrechts, die Wegsteuerung

des Reichtums, die Befreiung des Proletariats, die klassenlose Gesellschaft und andere rote Unmöglichkeiten eintritt; das stempelt ihn zu einem gefährlichen Subjekt, gegen das jedes Mittel recht ist.

Ohne Zweifel war er selbst sich der Paradoxie der Situation bewußt, daß er, der große Unternehmer, als Verkünder von Forderungen auftrat, die radikaler waren, als die der »Hetzer« in seinen Betrieben. Er sah sich immer ganz klar wie in einem Spiegel und erkannte gewiß, wie unwahrscheinlich und gefährlich die Rolle war, die er auf sich nahm. Man hat ihm Eitelkeit als Beweggrund vorgeworfen. Das scheint mir oberflächlich. Die wirklichen Beweggründe lagen tiefer: Drang, die Befreiung der Seele von den Fesseln der Mechanisierung, wenn er sie schon nicht zu Ende leben durfte, wenigstens zu Ende zu denken; unwiderstehliches Einsetzen des Verstandes, der, angefeuert von der Phantasie, unaufhaltsam wie eine abgeschossene Leuchtkugel die praktischen Voraussetzungen innerer Freiheit bis in ihre letzten Winkel aufhellte: man wird Rathenau nicht gerecht, wenn man nicht die unwiderstehliche Macht des Verstandes, der in ihm wie ein entfesselt Element wütete, – er haßte ihn daher wie seinen ärgsten Feind – im komplizierten Getriebe seines Innern immer vor Augen behält. Dann die gleichen Beweggründe, die ihn später gegen alle Warnungen, bei offener Lebensgefahr, mit einer Art von Tollkühnheit das Außenministerium übernehmen ließen: ein ihm eigener, sehr auffallender, vielleicht von seinen jüdischen Vorfahren ererbter *Fatalismus* – und das Umspringen der Hemmungen, die die Klugheit einschaltet, in den *Reiz der Gefahr* für einen »Furchtmenschen«, der nichts an sich so verachtete und wegzuerziehen bestrebt war wie die Furcht. Er gehörte nach seiner seelischen Struktur zu den Menschen, die Nietzsche in der »Fröhlichen Wissenschaft« gezeichnet und »*vorbereitende* tapfere Menschen« genannt hat: »Menschen, die mit innerlichem Hange in allen Dingen nach dem suchen, was in ihnen zu *überwinden* ist;« und die weiter gekennzeichnet werden als »*Gefährdetere* Menschen, fruchtbarere Menschen, glücklichere Menschen! Denn ... das Geheimnis, um die größte Fruchtbarkeit und den größten Genuß vom Dasein einzuernten, heißt: *gefährlich leben!*« (Nietzsche, Werke V, S. 215.) – Schließlich alle Beweggründe zu einem unwiderstehlichen Antrieb in sich vereinigend, *geistiger Hochmut*, der mit Eitelkeit nichts gemein hat: die Sünde der Erzengel, die sie in Miltons »Verlorenem Paradies« in die Hölle stürzt, die Sünde Luzifers, des »Lichtbringers«, der Wille, vor niemandem den Geist zu beugen, restlos und zu jeder Zeit unabhängig zu sein von Meinungen anderer.

Und doch hat ihn das Maß von Feindschaft, das er erntete, überrascht. In seiner »Apologie« sagt er: »Leidenschaftlich wurde die Feindschaft seit den Jahren, als meine Schriften sich mit wirtschaftlichen Dingen befassen mußten. *Mächtige Verbände und Vereine der Industrie und des Handels glaubten ihre Interessengebiete verletzt, ein gewaltiger Aufwand an Geld und Arbeit setzte ein, um durch Pressefeldzüge, Wanderredner, politische Agitation und massenhafte*

*Druckschriften meine gefährlich erachteten Gedanken zu bekämpfen.*« (S. 72.) Und in einem Brief aus dem Jahre 1918: » *Es ist ein Quantum von Haß gegen mich aufgewühlt worden und wird weiterhin aufgewühlt durch große Feldzüge der Interessenten, des Hansabundes und aller möglichen Vereine, so daß es einiger Willensstärke bedarf, um mich dessen zu erwehren. Dank für meine organisatorische und geistige Arbeit habe ich nie erwartet; das Maß der Feindschaft, das an seine Stelle getreten ist, wurde wohl seit Jahrzehnten keinem anderen in Deutschland zuteil.*« (Brief Nr. 439.) Dieser oder jener, der nachmittags mit ihm in einem Aufsichtsrat gesessen oder eine vertrauliche Besprechung gehabt hatte, finanzierte vielleicht am gleichen Abend eine Versammlung, in der gegen ihn wegen seines »Doppellebens« zum Sturm geblasen wurde. Denn das war das Gift, mit dem er bekämpft wurde, *sein »Doppelleben«: »Dieser Mensch lebt nicht seine Lehre. Sein Grundsatz ist: Richtet mich nach meinen Worten, nicht nach meinen Taten.*« (Apologie S. 83.) »Anderen predigt er Bedürfnislosigkeit; er selbst lebt wie ein Fürst. Andere sollen ohne Hinblick auf den Lohn für ihre Seele arbeiten; er läßt sich mehrere Dutzend Aufsichtsratsstellen teuer bezahlen. Besitzunterschiede und Erbrecht will er abschaffen, damit ein jeder gleiche Chancen habe; er aber nützt für sich gierig die bevorzugte Chance, die ihm die Stellung seines Vaters gibt. Ihr sollt wieder demütige Christen werden; er selbst aber bleibt, bleibt selbstverständlich, Talmud-Jude!«

Jeder, der Rathenaus Persönlichkeit studiert hat, wird den infamierenden Vorwurf der Heuchelei, der Unehrllichkeit, des Betruges, der hinter diesen Anklagen steckt, als das Gegenteil der Wahrheit zurückweisen. Denn in Wirklichkeit wuchsen die Widersprüche, die man ihm entgegenhielt, mit Schicksals Gewalt aus dem Innersten seiner Persönlichkeit. Richtig aber war, daß seine zwei Naturen sich im Leben verschieden und widerspruchsvoll auswirkten und daher leichtes Spiel der Demagogie gaben, die primitive Naturen, denen solche Widersprüche fremd sind, gegen ihn aufhetzte. Die Villa im Grunewald war nicht, wie er in seiner »Apologie« sagt, nur »bürgerlich anständig«, sondern weit über Mittelstandsmaß hinaus geräumig, künstlerisch und kostbar. Sein Aufwand bewegte sich nicht, wie er glaubte, »etwa in den Grenzen, die für jüngere Prokuristen industrieller Werke gelten«, sondern war, bei aller Genauigkeit in Geldsachen, der übliche eines Großindustriellen. Das Schloß in Freienwalde hat er nicht bloß gekauft, um es vor der Zerstörung zu retten, sondern weil er Freude hatte, in einem von seinem Lieblingsarchitekten Gilly geschaffenen altpreußischen, historischen und hübschen Herrnsitz einige Sommerwochen zu verbringen. Äußerlich hinderte ihn nichts, auf seine Aufsichtsratsposten zu verzichten, seinen Aufwand auf das zum Leben Unentbehrliche herabzusetzen, in einer wirklich bürgerlich-bescheidenen Wohnung seinem Werk und seiner Seele zu leben. Will man bei Rathenau eine tragische Schuld konstruieren, so liegt sie hier; aber nicht in dem, was er tat oder unterließ, sondern, wie bei jeder echt tragischen Figur, in dem, was er war. Sie folgt mit schicksalsschwerer Notwendigkeit aus seiner

Kompliziertheit. – Aber auch seine Ideen folgen aus seiner Kompliziertheit. Und gerade diese Gegensätzlichkeiten, in denen sie wurzeln, verleihen ihnen ihren Wert: Denn sie wurzeln in den gleichen Widersprüchen wie die Welt des zwanzigsten Jahrhunderts. Und für Menschen, die zu dieser Welt gehören, sind nicht diejenigen Ideen wertvoll und erlösend, welche in einfachen Seelen gewachsen sind: denn sie können ihnen den Boden, in dem sie gedeihen würden, die göttliche Einfalt, nicht bieten, – bestenfalls sie pflegen wie exotische Gewächse, die auf fremden Boden vielleicht noch einige kranke Blüten, aber keine reife Frucht mehr tragen werden. Sondern nur solche Ideen sind für sie befruchtend, die in Menschen mit einer Seele wie die ihrige geboren sind; weil nur solche Ideen in ihnen ihr gewohntes Klima finden und zur vollen Reife sich entfalten können. Daher sagt Rathenau zu wenig, wenn er in seiner »Apologie« schreibt: »Was meinem Schreiben Kraft gibt, die eine, die es hat, das ist, daß es nicht aus den Fingern gesogen und nicht ergrübelt ist. Es ist erlebt und vom Leben geschenkt«; er sagt damit zu wenig, weil er gleich hinterher einen Teil seines Lebens verleugnet, indem er bestehende Widersprüche wegzuretouchieren unternimmt. Die Wahrheit ist, daß nur, weil er, wie Conrad Ferdinand Meyers Ulrich von Hutten in einer ähnlich durcheinanderwogenden Zeit, »*ein Mensch mit seinem Widerspruch*« war, daß nur deshalb seine Ideen uns, die wir alle auch »Menschen mit unseren Widersprüchen« sind, ernsthaft herausfordern und befruchten können. Hätte Rathenau auf seine Aufsichtsratsposten verzichtet, ein Arbeiterquartier bezogen, dort dürftig gelebt und sich ganz seinem Seelenheil gewidmet, so wäre er vielleicht ein Heiliger geworden; aber das große Zeitproblem hätte er nur für sich gelöst, denn diese Lösung hätte die Welt draußen ebenso kalt gelassen wie das Fortbestehen von Bettelmönchen oder Yoghis. Aber daß er mit allen seinen Widersprüchen und ohne sie aufzugeben eine Lösung anstrebte, – mag die seine brauchbar sein oder nicht, – daß er alte und neue Ideen durch seine Widersprüche hindurchfiltrierte, daß das Schicksal ihn zwang, – wozu es nur wenige zwingt, – ganz der zu sein, der er war, das setzte ihn zwar dem Haß und den Kugeln seiner Feinde aus; das gibt ihm aber auch ein Schwergewicht, das Heilige und reine Theoretiker in unserer Zeit nicht beanspruchen können. Er hat bei Tolstoi, dessen Lehre in der Polyphonie seiner Seele ebenfalls verführerisch mitschwang, ganz richtig den Punkt bezeichnet, wo er sich von ihm trennen mußte: »Tolstois Irrtum war, daß er nicht dem erfüllten Gesetz seiner Natur folgte, sondern einer theoretischen Idee gehorchte, die seinen künstlerischen und denkerischen Schöpfergeist verwarf, um die schwachen Kräfte des Enthusiasmus emporzutreiben ... Wer aber das Leben der enthusiastischen Natur nicht aus unbewußter Notwendigkeit von selbst und von Anbeginn ergreift, sondern aus bewußtem Wollen, wo nicht gar aus Absicht erstrebt, der tut sich Gewalt und handelt wider den Geist« (»Apologie« S. 92.) Mag man es als tragische Schuld empfinden, daß einer nach der Krone griff, der nicht die Kraft hatte, sie zu halten, – auf ihn herabblicken dürfte nur, wer nach dem gleichen Ziele gestrebt und aus

einer ähnlich komplizierten Natur, ohne seine Kompliziertheit zu verleugnen, die Einheit, die Rathenau versagt war, errungen hätte.

Und nun gesellt sich im Laufe der nächsten Jahre allmählich zu dieser inneren Tragik auch eine äußere, eine Tragik der Situation. Unheimlich fängt der Hintergrund an zu leuchten, vor dem seine Figur sich bewegt. Noch ist zwischen beiden ein Abstand, eine Ferne. Aber langsam setzt der Hintergrund sich in Marsch, kommt auf die Figur zu; zieht sie in sich hinein, verschlingt sie.

1911: *Agadir*; erstes Wetterleuchten des Weltkrieges: Deutschland macht den Panther-sprung nach Marokko und findet England zum Kriege bereit an Frankreichs Seite; Italien geht nach Tripolis und wirft die Fackel in den Balkan, an dessen Flammen Europa und die Welt sich entzünden werden. Bülow ist in Ungnade, Bethmann an seiner Stelle Reichskanzler, Kiderlen Staatssekretär des Äußern. Auf *Agadir* reagieren die Börsen panikartig; kurzer Schreck, denn im übrigen ist Hochkonjunktur. In allen europäischen Hauptstädten: Berlin, Paris, London, Petersburg beginnt der Tanz vor der Guillotine. Von diesen letzten Jahren vor dem Weltkrieg kann man sagen, was Talleyrand von denen vor der Großen Französischen Revolution gesagt hat: »wer sie nicht erlebt hat, weiß nicht, was leben heißt.« Die Welt scheint von Sinnenlust und Angst wie berauscht. Ein Taumel hat sie erfaßt. Und immer da, wo er gerade am tollsten ist, taucht in seiner Mitte dionysisch mit seinen Bacchantinnen der Genius des Tanzes, Nijinski, auf. Rathenau aber schreibt: »Ich sehe Schatten aufsteigen, wohin ich mich wende. Ich sehe sie, wenn ich abends durch die gellenden Straßen von Berlin gehe; wenn ich die Insolenz unseres wahnsinnig gewordenen Reichtums erblicke; wenn ich die Nichtigkeit kraftstrotzender Worte vernehme oder von pseudogermanischer Ausschließlichkeit berichten höre, die vor Zeitungsartikeln und Hofdamenbemerkungen zusammenzuckt. Eine Zeit ist nicht deshalb sorgenlos, weil der Leutnant strahlt und der Attaché voll Hoffnung ist. Seit Jahrzehnten hat Deutschland keine ernstere Periode durchlebt als diese.« (»Staat und Judentum« 1911. Ges. Schriften I, S. 206.) Er, der seit drei Jahren nur geschäftlich und literarisch tätig gewesen ist, wendet sich wieder der Politik zu. Freienwalde liegt nicht weit von Hohenfinow; der Reichskanzler ist Rathenaus Gutsnachbar; zwischen ihnen entwickelt sich ein freundschaftlicher Verkehr. Bei einem Diner beim Kanzler im Februar bietet der Führer der Nationalliberalen, Bassermann, Rathenau eine nationalliberale Kandidatur für den Reichstag an. Das Angebot verdichtet sich im Mai zu der Einladung, in Frankfurt an der Oder zu kandidieren. Rathenau nimmt an unter der Bedingung, daß er von den Nationalliberalen und Freisinnigen gemeinsam aufgestellt werde, als erster Schritt in der Richtung auf eine große bürgerlich-liberale Partei, wie er sie in seinem »Neue-Ära«-Artikel 1907 gefordert hatte.

Nach mehrwöchigen Verhandlungen unerfreulicher Art zieht Rathenau seine Zusage zurück. Den Ausschlag scheinen die Meldungen aus dem Wahlkreis selbst gegeben zu haben: der Name Rathenau »wirke wie ein rotes Tuch«, weil er Jude sei und wegen seiner bekannten Ansichten. Zum erstenmal bekommt Rathenau seine Unbeliebtheit und die Rückwirkungen seiner Ansichten praktisch zu fühlen. Ein öffentlicher Mißerfolg blieb ihm erspart; das Zwischenspiel blieb geheim. Die meisten, selbst seine nächsten Freunde, erfuhren nichts.

Inzwischen bereitet sich Agadir vor. Während des Frühjahrs wächst die Spannung mit England in der Flottenfrage. Deutschland hat die Wahl zwischen zwei Aufmarschlinien: entweder ohne Umschweife auf eine Verständigung mit England über den Flottenbau losgehen, oder diese auf Umwegen erstreben, indem zunächst ein starker Druck auf England ausgeübt, die Entente gelockert, und erst nachher über die Flotte verhandelt wird. Die deutsche Regierung wählt die zweite Linie: Bethmann antwortet in einer Reichstagsrede auf die englische Anregung zu einer direkten Verständigung ausweichend. Rathenau setzt sich ein für die direkte Verständigung. In einem Artikel »*Politik, Humor und Abrüstung*« in der »Neuen Freien Presse« vom 12. April 1911 (Gesammelte Schriften I, S. 173ff.) macht er dazu praktische Vorschläge, indem er den Gedanken einer *Kontingentierung* der Rüstungen neu in die Debatte wirft. Wieder, wie im »Neue-Ära«-Artikel, als Ausgangspunkt die Anschauung, daß Rüstungen kein entscheidender Machtfaktor eines Staates seien. »Der Umfang der Rolle, die ein Staat auf dem Welttheater zu spielen berechtigt ist, bestimmt sich zu jeder Zeit durch eine Reihe von Gegebenheiten *geographischer, physischer und moralischer Ordnung*. Vorübergehend kann die tatsächliche Machtsphäre die Grenzen der natürlichen Berechtigung überschreiten oder unausgefüllt lassen; *auf die Dauer wird Macht und Machtberechtigung, Ausdehnung und Ausdehnungsberechtigung sich die Wage halten.*« Dieses vorausgesetzt, ist es »sicher schwierig, aber durchaus nicht hoffnungslos, Mittel zu finden, um *auf dem Wege der Kontingentierung* die kriegerische Anspannung auszugleichen und in erträglichen Grenzen zu halten, und *in diesem Sinne ist der Gedanke der Abrüstung keine leere Utopie.*« Praktisch zerfällt, wie er weiter ausführt, die Aufgabe in zwei Teile: »einmal die *Bindung des materiellen Aufwandes an das Vermögen* (d. h. das Volksvermögen), sodann die *Bindung des Menschaufwandes an die Bevölkerungszahl.*« Der erste Teil der Aufgabe läßt sich lösen, indem durch einen internationalen Vertrag bestimmt wird, »daß alle jährlichen Ausgaben für Land-, See- und Luftheer ein *festes Verhältnis zur Gesamtausgabe des Staates nicht überschreiten dürfen.* Ein *internationaler Rechnungshof* hätte die Abrechnungen zu prüfen.« Unbemerkt eilt Rathenau hier den Anschauungen jener Zeit vor dem Kriege weit voraus; denn ein internationaler Rechnungshof mit dem Recht, die Ausgaben der verschiedenen Staaten nachzuprüfen, wäre schon ein Stück einer *überstaatlichen* Organisation. Der zweite Teil der Aufgabe, die Anpassung der Mannschaftsstärke an die Bevölkerungszahl wäre verhältnismäßig einfach. »Denn die Volkszahl ist

durchweg aufs genaueste feststellbar und zumeist festgestellt, so daß es fast seltsam erscheinen müßte, wenn niemals der internationale Vorschlag gemacht worden sein sollte: *ein Höchstverhältnis der Heeresstärken zur Bevölkerungszahl zu bestimmen.*« Die deutsche Regierung jedoch beharrte auf ihrem Plan; der »Panther« demonstrierte vor Agadir, – mehr der Flotte als Marokkos wegen, – mehr im Hinblick auf England als auf Frankreich. England sollte durch eine starke Spannung zwischen Frankreich und Deutschland zu einer vorsichtigen Zurückhaltung genötigt werden; doch es blieb an Frankreichs Seite. Deutschland mußte mit Verhandlungen über Kompensationen für Marokko sein Gesicht wahren; und ein Jahr später zieht Bülow Rathenau gegenüber das Fazit: das Ausland wisse genau, daß wir im Juli 1911 zurückgewichen seien. Tittoni habe ihm gesagt: »Welche Veränderung in dem Benehmen Frankreichs gegen 1905! Man könne nicht fassen, daß diese Situation nur sieben Jahre zurückliege.« (Rathenau, Tagebuch, 4. Oktober 1912.)

1912. *Januar.* In den Pariser Salons ist mehr als die Hälfte der Gesellschaft wie toll für einen Krieg an Englands Seite gegen Deutschland: alte Gräfinnen, Geschäftsleute, Dichter, Journalisten, Mitglieder der vornehmen Klubs. Auf Montmartre, in den billigen Kabarettts, wo der kleine Mann nach Tisch seine Kognak-Kirsche schlürft, ist Agadir und Deutschlands Zurückweichen vor Englands Panzerschiffen das Bravourstück. Mussets Antwort auf das Rheinlied, »*Nous l'avons eu votre Rhin allemand*«, wird Kabarettnummer, und die Galerie rast dazu. D'Annunzio wirft von Paris Kriegssoden wie Brandfackeln nach Italien, alle zehn Tage pünktlich wie ein Trommelfeuer eine; und jede wird in anderthalb Millionen Exemplaren verbreitet, in den Kasernen angeschlagen, an die kämpfenden Regimenter in Tripolis verteilt, von begeisterten Studenten in Cafés und auf Plätzen öffentlich verlesen. Italien glüht. Giolitti, der Ministerpräsident, muß zu der List greifen, ein französisches Schiff, das angeblich Waffen nach Tripolis durchschmuggelt, anzuhalten, um als Gegengewicht etwas von der Kriegsbegeisterung von Österreich auf Frankreich abzdrehen. In England ist die Erregung weniger sichtbar, aber tiefer. *Am 8. Februar erscheint der englische Kriegsminister, Lord Haldane, in Berlin* und bietet zum letztenmal die Hand zu einem Flottenabkommen. Die Verhandlungen scheitern am Widerstand des Marine-Staatssekretärs von Tirpitz. Schlimmer noch: Haldane verläßt Berlin mit dem Eindruck, daß Deutschland weniger zu fürchten sei, als er bis dahin angenommen hat. Er hat festgestellt, daß oben das Chaos herrscht: der Kaiser hat ihm das eine, Tirpitz etwas anderes, und der Staatssekretär des Auswärtigen ein Drittes gesagt; und jeder hat über den andern geklagt. Und außerdem hat er festgestellt, und gerade das hat ihn tief beeindruckt, daß der Geist, der Preußen und Deutschland groß gemacht hat, die hohe philosophische und ethische Kultur, die hinter allen großen deutschen Erfolgen stand, an der Spitze abgestorben ist, gerade dort nichts mehr gilt. Der Kaiser hat ihm, Lord Haldane, der

von Beruf Philosoph ist und die Verwahrlosung der Gräber von Fichte und Hegel beklagte, geantwortet: »In meinem Reiche ist für Leute wie Fichte und Hegel kein Platz.« Selten ist in einem weltgeschichtlichen Augenblick ein Kaiserwort unglücklicher gewesen. – Der Kaiser allerdings meint ein paar Tage später zu Rathenau: »Die Franzosen seien jetzt ängstlich; er brauche nur erst in Cowes zu sein, dann werde er mit dem König von England alles wieder in Ordnung bringen. Sein Plan sei: Vereinigte Staaten von Europa mit Einschluß von Frankreich gegen Amerika.« (Rathenau, Tagebuch, 13. II. 1912.) Die Franzosen ängstlich! Georg V. gegen sein Kabinett! England gegen Amerika! In diesen Worten zeigt sich der Geist, der die deutsche Politik leitet: leichtgläubig, ohne hinreichenden Grund optimistisch, ohne präzises Bild der Kräfte, die wirklich am Werke sind.

Rathenaus Weltbild ist etwas weniger naiv. In zwei in der »Neuen Freien Presse« erschienenen Artikeln befaßt er sich mit der Lage. Im ersten offenbar auf den Kaiser berechneten vom 6. April 1912 »*England und wir. Eine Philippika*« (Gesammelte Schriften I, S. 209ff.) nimmt er den Gedanken der *Kontingentierung* wieder auf und versucht, ihn dem Kaiser durch einen Zusatz schmackhaft zu machen: »*England soll Deutschland einen Neutralitätsvertrag bieten*« (das heißt ein vertraglich gesichertes Versprechen, in einem deutsch-französischen Krieg neutral zu bleiben). »Zeigt sich England zu diesem zwar untätigen, doch friedfertigen Einverständnis bereit, *so ist es an uns, ein Rüstungsabkommen zu finden*, das beiden Nationen Luft schafft: es sei nun, daß nach Churchills Vorschlag Rastjahre vereinbart werden, sei es, daß man Kielzahlen oder Tonnengehalte *kontingentiert*.« Allerdings verkannte auch dieser Vorschlag in einer für Rathenau ungewöhnlichen und merkwürdigen Weise die Psychologie sowohl der englischen politischen Kreise wie des Reichsmarineamts. Für dieses war die Kontingentierung in jeder Form und mit jedwedem Zusatz unannehmbar; für die Engländer das Neutralitätsversprechen, das gerade bewirkt hätte, was England, selbst auf die Gefahr eines Krieges hin, vermeiden wollte, Deutschland freie Hand zunächst gegen Frankreich und später für den beliebigen Ausbau seiner Flotte zu gewähren. In seinem Tagebuch notiert Rathenau unter dem 14. Februar: »Seit Tagen sehr schwere Belastung; fast minütlich besetzt.« Und unter dem 3. April: »Abgespannt und erschöpft seit einigen Tagen.« Vielleicht erklärt die physische Abspannung die psychologische Schwäche dieses ersten Artikels.

Im zweiten Artikel, der »*Politische Auslese*« betitelt ist und am 16. Mai erschien, untersucht Rathenau wieder einmal die Frage, welche Ursachen für die Lage, in die Deutschland hineingeraten ist, verantwortlich sind; und findet sie wieder, wie in seiner ein Jahr früher erschienenen »*Kritik der Zeit*« in der *mangelhaften Auslese* der deutschen Diplomaten und Staatsmänner. Früher war der preußische Adel auch wirtschaftlich der Träger des Staates und konnte in den damaligen viel kleineren Verhältnissen genügend Kräfte zu seiner Leitung stellen. »Heute ist das Bürgertum Träger einer ungeheuren geschäftlichen Intelligenz, der Adel

überflügelt, das Ausland von seinen stärksten Geistern verteidigt, die Weltlage von äußerster Verworrenheit ... Alle Mitbewerber stellen uns ihre bewährtesten Talente, ihre erfahrensten Kämpfer gegenüber. Können auch wir unsere stärksten geistigen Potenzen in Bewegung setzen, so haben wir keinen Kampf zu fürchten; können wir es nicht, so besteht ein Schwachpunkt von jener grundsätzlichen Art, welche schon manchmal Schicksale besiegelt hat ... Nicht von der Arbeiterschaft drohen uns Gefahren, denn dem heutigen Sozialismus fehlt die Kraft positiver Ideen; zwei andere Angriffskräfte werden die preußischen Staatskräfte erschüttern: Mangel an führenden Geistern und ungleiche Verteilung der Lasten. Die Zeitläufte ähneln in seltsamer Weise der Epoche Friedrich Wilhelms II. Möge es diesmal keiner schweren Erschütterungen bedürfen, um das innere Gleichgewicht herbeizuführen.« (Gesammelte Schriften Bd. I, S. 223ff.)

Noch einmal erhebt er im Herbst dieses Jahres seine Stimme in einem im Oktober in der »Zukunft« erschienenen seltsam düsteren, von einer Weltuntergangsstimmung durchzogenen »Festgesang zur Jahrhundertfeier 1813«. Den Grundton dieses sonderbaren »Festgesanges«, der in Wirklichkeit ein verzweifelter Protest gegen den in der Organisation begriffenen hohlen Festrausch ist, drückt das schauerliche Motto aus Hesekiel aus, das unter dem von Rathenau ihm gesetzten Titel »Bedrückung« ihm voransteht: »Du Menschenkind, so spricht der Herr: das Ende kommt, das Ende über alle vier Örter des Landes. Das Ende kommt, es ist erwacht über dich, siehe: es kommt.« (Hesekiel VII, 2.)

Inzwischen hatte Rathenau eine Reihe von Schicksalsschlägen erlitten, die ihn schwer trafen. Wenige Tage nach dem Erscheinen seines Artikels »England und wir« war seine Freundschaft mit Harden ganz plötzlich infolge eines persönlichen Zwischenfalls in die Brüche gegangen, was für ihn einer menschlichen und politischen Katastrophe gleichkam. Lange Verhandlungen und mißglückte Versöhnungsversuche führten zu einer Duellforderung Rathenaus, die Harden aus Prinzip ablehnte: dann wechselten wieder jahrelang bis nach der Revolution Versöhnungen und Brüche miteinander ab; schließlich trat auf Hardens Seite an die Stelle der Freundschaft ein unversöhnlicher Haß, in dem aber bis zuletzt noch etwas Sehnsucht nach Wiederaussöhnung und alte Liebe mitzitterte. Nach Rathenaus Tod hat er nicht bloß den bekannten von Haß diktierten Artikel, sondern in den gleichen Tagen auch einen tief bewegten Brief an Rathenaus Mutter geschrieben. Doch die Einzelheiten dieses Zwistes entziehen sich heute noch der Öffentlichkeit; es muß genügen, festzustellen, daß diese von Freundschaft in gegenseitige Mißachtung und Gegnerschaft übergehende Beziehung für beide Teile ein tief aufwühlendes Erlebnis war.

Noch härter traf Rathenau bald darauf ein zweiter Schicksalsschlag: die lebensgefährliche Erkrankung seines Vaters, der, zuckerkrank, Mitte Mai von einer Reise nach Wien mit einer brandartigen Wunde am Fuß zurückkehrte. Der Fuß wurde ihm abgenommen; und da man

bei seinem Zustande und seiner Heftigkeit nicht wagte, ihn vorher um die Genehmigung zu der Operation zu bitten, mußte Walther die Verantwortung übernehmen. Er konnte befürchten, daß sein Vater bei seiner leidenschaftlichen, eigensinnigen Art ihm nie verzeihen, daß es zu einem Bruche kommen werde. In der Tat war Emil Rathenau, als er das Geschehene erfuhr, so außer sich, daß er wie von Sinnen mit der Krücke nach seiner beim Bette stehenden Tochter schlug. Wie tief aber Walther diese Krankheit und die schwere Verantwortung, die er übernehmen mußte, erschütterte, beweist die Handschrift seines Tagebuches, die während dieser Wochen zum ersten und einzigen Mal ungleichmäßig und erregt ist.

In dieses intellektuell so gradlinige, menschlich so zerrissene, von Pol zu Pol geschleuderte Leben leuchten am tiefsten hinein Briefe aus diesen Jahren an die Freundin, die, weil er von sich nicht loskommt, immer in sich hineinsieht, die Freundin als Spiegel benutzt, jedesmal ein Stück Selbstporträt sind und erschreckend deutlich seine Abgeschlossenheit, wachsende Vereinsamung, Unrast, seine ganz auf sich selbst und seine Problematik eingestellte Natur aufdecken.

Ich habe ebenso gelitten wie Sie und bin krank. Ich erwartete, Sie würden uns früher eine Andeutung machen und mich zurückhalten. (Vielleicht war das unmöglich.) Bezieht sich auf die unerwartete und beiden Teilen unerwünschte Dazwischenkunft Hardens bei einem Besuch Rathenaus. Er (Harden) besuchte mich, um ein Buch zu holen und trat ins Haus, um fünf Minuten zu bleiben.

Ich hatte Ihnen vieles zu sagen, was jetzt vielleicht an Interesse verliert, und wollte Sie auch über manches befragen. Jetzt fühle ich mich zerstört und erschöpft und sitze mit brennenden Augen bei der Lampe.

Herzlichst der Ihre W.

Sie haben mich nicht verletzt, sondern mir Gutes getan. Im einzelnen zwar glaube ich nicht unrecht zu haben; die literarischen Dinge sind durchdacht und hierin erkenne ich unter den Zeitgenossen keinen Richter. »Humble si je me considère, fier si je me compare »Bescheiden, wenn ich mich betrachte, stolz, wenn ich mich vergleiche.«

Aber dies ist wahr: es nagen an mir zuviel Menschen, da ich doch von keinem etwas will und selbst an keinem nage. Ist es wirklich Schwäche? Oder ist es auch ein Teil Menschlichkeit und vielleicht etwas Besseres? Ich will einmal das Schlimmste glauben; dann helfen zwei Dinge:

entweder Flucht oder Härte. Das bleibt zu erwägen.

Ob es richtig wäre, mich von der Industrie zu trennen, wage ich nicht zu entscheiden. Meine letzten drei Arbeiten: die afrikanischen und die verkehrstechnischen, die doch alle wohl ihren Wert haben, wären un-terblieben, wenn ich nicht in dieser Welt mitlebte.

Der größte Fehler, den ich in den letzten Jahren meiner Existenz gemacht habe, und der meinem Wesen eigentlich ganz fern liegt, war Mit-teilsamkeit. Einsamkeit ist nun einmal mein Los und mein Genügen. So wenig ich einen Bruder habe, so wenig kann ein anderer sich in mein Leben versetzen; stellenweise erscheint wohl etwas wie ein Parallelis-mus, und gleich ist alles wieder meilenfern. Wollte ich mich mit ande-ren Maßen messen, so käme ich im Guten und Bösen in die Brüche. Wäre ich ein Sonderling – und warum bin ich es nicht? weil ich dagegen kämpfe – so ließe man mir alle meine Launen. Weil ich aber friedlich und gesellig mit anderen ein Stück Weges gehe, möchte jeder mich nach seinem Geschmack modeln, mit dem er es doch schließlich auch nicht weiterbringt.

Auf Wiedersehen Sonntag und herzlichen Gruß!

Ihr W.

*Donnerstag*

Ich erwarte Sie Mittwoch. Von 6 Uhr ab bin ich frei und dankbar, daß Sie kommen.

Seit Sonnabend mittag habe ich von der Botschaft gelitten, die Sie Sonn-tag wiederholten. Ich zweifle an meinem Verstande, wenn ich glauben soll – wie ich jetzt versuche und doch nicht kann – ich hätte den furcht-baren Hohn Ihrer Zeilen nur geträumt. Sie wollen mich nur noch in Gegenwart eines Dritten sehen? Und das als Antwort, wenn ich nach einem schweren Erlebnis Ihnen frei und freundlich entgegengetreten will? Und nicht genug mit der Bestellung, die mich aufs furchtbarste erschreckte, nein, dasselbe noch einmal, deutlich, kühl, schriftlich?

Hier hört alles Verstehen auf, und ich fühle nur das eine, daß Sie mir wollend oder nicht aufs fürchterlichste Unrecht getan haben. Und nun sprechen Sie gar von Hohn und scheinen mich zu meinen, der ich nur sagte, ich müsse über diesen Gedanken hinwegzukommen suchen und könne Sie bis dahin nicht sehen? Glaubten Sie wirklich, ich könnte

mich so vergessen, daß ich nun zu Ihnen käme, wenn alles zu einem Zusammentreffen in Gegenwart Dritter vorbereitet wäre?

Ich kann nur immer sagen: ich begreife nichts mehr, obwohl ich nun seit Stunden alles von Ihrer Seite klarzumachen suche; es sei denn, Sie hätten selbst vergessen, was Sie mir bestellt und geschrieben haben.

Leben Sie wohl. Es ist keine Bitterkeit, aber viel Kummer.

W.

*Montag nacht.*

Viktoriastraße 3.

Das Einzige, was mich von Ihrem Brief erfreute, sind die ruhigen, voll gefühlten venezianischen Zeilen von P..., dem Hauptmanns Einfluß wohlgetan hat.

Hardens Sache geht mich nichts an. Aber Ihre kühle Ungerechtigkeit verletzt mich aufs tiefste. Da muß ich mich wieder in dieser verdammten Beleuchtung sehen, und alles was mir schwer wurde und was mir schwer wird, was menschlichste Rücksicht und innerer Anstand von mir fordert, wird zum Verbrechen gebrandmarkt. Oft frage ich mich: Sehen Sie mich wirklich so von außen, oder wollen Sie mich vernichten oder ganz verwirren? Sie haben viel; ich habe nichts; aber selbst dies bißchen Gleichgewicht wollen Sie mir nicht lassen, indem Sie auf den einen, einen immer wieder den Finger legen, in dem belustigenden Zweifel, wieviel ich ertrage – und wundern sich, wenn ich von Herrschsucht rede.

Daß Sie mich mit jenem (H.) auf eine Stufe stellen, in schmachvollem Gegensatz mit dem bringen, was Ihrer Natur gemäß ist, verletzt mich doppelt als Schluß und Ende solcher Gedanken.

Diese Ihre Worte, in aller Ruhe geschrieben – die Schrift zeigt mir's – entfremden mehr als ein Jahr des nicht Sehens. Ihnen ist nur die sinnfällige Gegenwart lebendig (denn Ihr Wille ist Herrschaft), mir ist das innere Abbild gleich wert. Das zersplittern Sie wie ein Kind aus Freude an Scherben.

Der Ihre

W. R.

*Montag abend.*

»Sänftigend ins Herz hinein.« Es ist aus den »Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten«.

Und ein paar Zeilen weiter  
heißt es:

In dir trifft Schauen und Glauben überein;  
Doch Forschung strebt und ringt, ermüdend nie,  
Nach dem Gesetz, dem Grund, Warum und Wie.  
Wärme und Herzlichkeit! Oft habe ich in Worten Herzlicheres ausgesprochen, und Sie wissen wohl, nach welcher Seite es mich zieht. Daß es aber mir, dem innerlich Verstummen, möglich wird, Ihnen ab und zu ein Wort zu sagen, das mir sonst unaussprechlich ist, das nehmen Sie hin als eine Halbheit, weil es nicht *mehr* ist; – ist denn das Ausgesprochene mehr als das, was keine Sprache findet?

Nein, zu zweifeln haben Sie kein Recht; ich sage das in einem höheren Sinne als Sie es schreiben. Was Sie das »Ungewisse« nennen, das schwankt nicht in mir, sondern im Bild. Wenn Sie das glauben wollen, so vergleichen Sie nur Ihre eigene Vorstellung: vor einem Jahr und von heute. (Selbst in diesem Brief welche Motivierung!) Daß meine Verstimmung tief und keine augenblickliche war, mußten Sie wissen, denn ich hatte Ihnen – zum ersten Male – auf Ihren Brief nicht geantwortet! Sie kommen über zwei Dinge nicht hinaus: das Mißtrauen und den Argwohn der Eitelkeit. Und diese Schwäche des Blickes entspricht – verzeihen Sie mir es, ich will Sie sicher nicht verletzen! – dem schwächsten Punkte Ihrer sonst so klaren Menschlichkeit.

Sie werden, in Gutem und in Bösem, meinesgleichen nicht wiederfinden, denn mit mir hat der Herrgott ein Experiment angestellt, das selbst, wenn es mißlingt – und das glaube ich häufiger als das Gegenteil – interessant war. Und das Beste ist, daß ich mit Ernst und Ehrlichkeit bei der Sache bin und dem Faden durch alle Windungen folge, gleichviel wohin er führt. Sie wissen, daß Sie in diesem Spiel eine Gewalt haben; ich warne Sie, daß Sie sie nicht mißbrauchen.

Für Ihren heutigen Brief muß ich Ihnen herzlich danken, denn er ist wieder ganz der Ihre, und wenn Ihnen diese Antwort abermals kühl und herzlos scheint, so fragen Sie sich einen Moment, warum ich sie

geschrieben.

Ihr W. R.  
*Montagnacht.*

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre beiden lieben Briefe und die bunten Büsche, die mich mit Farbe und Duft umgeben. Denken Sie! Ich habe gestern den Topf gefunden, der für Ihre halbrunde Nische vor sechzehn Jahren eigens geschaffen worden ist, und die Zeichnung, wie er aufgestellt werden muß, habe ich hineingepackt, damit er Ihnen zu Weihnachten meine Festgrüße bringt.

Heute schicke ich Ihnen gegen alle Gewohnheit ein Buch, und was schlimmer ist, ein trauriges. »Anton Reiser« von Karl Philipp Moritz. Ich glaube, Sie lesen es nicht, und die zweite Hälfte verlohnt vielleicht kaum. Goethe hat dies Buch der Stein geschickt und gesagt, es sei wie von einem jüngeren Bruder, aber einem unglücklichen.

Ich habe nicht das Recht, etwas Ähnliches zu sagen; aber das Buch würde Ihnen manches erklären können. Sie würden sehen, in welcher Gefahr der schwebt, bei dem die Jugend Unterdrückung bedeutet. Aus solchem Labyrinth ins Freie zu finden, ist schwer, fast übermenschlich. Und wem es gelingt, der hat, glaube ich, durch diese Befreiung mehr geleistet als durch alle Wirkung nach außen. Dem Verfasser gelang es nicht ganz. Er bleibt gebrochen und bleibt Zeit seines Lebens an der Oberfläche schwimmen. Die Kraft zur Liebe ging verloren.

Es hätte sich auch ein ganz anderes denken lassen, aber er war zäh, nicht stark. Das eine aber würden Sie verstehen; was nämlich in den Menschen dämonische Wirkungen zuwege bringen. Gefallene Engel und befreite Dämonen: das läuft auf das gleiche. Auch über Erziehung läßt sich hier einzelnes vernehmen.

Ich habe mich gefreut, Sie endlich wiederzusehen, und in einer Welt, der Sie angehören und die Ihnen gerecht wird.

Ich denke, wie Sie oben auf Ihrer kleinen Treppe standen, so hatte ich es gewollt.

Leben Sie wohl. Ich habe in diesem Winter viel Arbeit und will egoistisch und abgeschlossen sein. Leuchten Sie mir ein bißchen in meine

Einsamkeit.

Herzlich  
Ihr W.  
*Sonnabend.*

Ihr Brief hat mich bestürzt und entwaffnet. So daß ich mich nur noch ganz in Ihrer Schuld fühle. Ich komme mir ungerecht und hartherzig vor und weiß doch, daß alles, was ich Ihnen sagte und schrieb, nicht aus kalter Seele kam.

Sie sollten doch auch das eine wissen: mich, den einsamsten Menschen, den ich kenne, der nur die Wahl hat zwischen der leidenschaftlichsten Weltflucht und der grauenhaften Abgeschiedenheit im Fremdengetümmel – was hält mich denn noch auf der Welt zusammen? Sie wissen es ja, ich kann Sie nicht entbehren. Und wenn auch Stunden der Vergessenheit sich einschleichen, wo ich von mir selbst nichts weiß und nur als Mechanismus fühle – mit dem ersten Augenaufschlag finde ich wieder den alten Weg.

Ich muß mich hinweggeben, nicht nur den Dingen, die ich liebe und träume, auch manchem anderen, was mich hart und kalt macht. Das muß ich, denn Menschen meiner Art sind verantwortlich für alles, was die Natur ihnen zugeschrieben hat; mein Recht ist es nicht, ohne Kampf und Strapazen des Geistes ein Leben der Phantasie und Beschaulichkeit zu führen. Ich habe nicht zu fragen weshalb? Die Natur hat in mir heterogene Dinge vereinigt; dies hat sie zu verantworten. Und ich habe ehrlich mein Werk zu vollbringen, ohne zu wissen, wem zuliebe. Deshalb müssen Sie leiden, das weiß ich. Sie besitzen mich nicht ganz; aber niemals wird ein Mensch mich soweit besitzen wie Sie. Es hat sich in den letzten Jahren in meinem Empfinden etwas geändert, aber nicht in Gebieten der Tiefe. Ich bin ruhiger, aber auch zuversichtlicher. Und glauben Sie mir: in aller Ferne ist das, was mein Herz beruhigt, ein sicheres Gefühl von Ihnen zu mir und von mir zu Ihnen. Ich sage das nicht gern, denn ich habe anderes verschwiegen, was ich mir hoch anrechne. Und dennoch noch eines: können Sie denn wirklich glauben, daß diese Stimmung, zurückzukehren zu Gedanken, auszusprechen, zu enthüllen – so selten und so unerhört in meinem Leben – glauben Sie denn, daß das Dinge des Augenblickes und des Zufalles und der

Äußerlichkeit sein können? Und wenn Sie es nicht glauben, so *müssen* Sie doch wissen und empfinden, daß von allem und allem, was Sie mir geben, nur gerade das eine nicht verletzt werden sollte, die Sicherheit, die ich habe, in Ihnen etwas zu finden, das mir gehört und nicht verlorengehen kann. Wenn ich Ihnen Vorwürfe gemacht habe – gewiß vielleicht ungerecht – so lag doch immer im tiefsten Grunde, daß ich in Zweifeln und Wechseln nicht mich etwa verletzt fühlte, sondern meine Zuversicht. Ich habe zuviel im Leben Unruhe erlitten, Zweifel und Sorge, und kann leichter heute verzichten als verzweifeln. Wenn Sie sich mein Leben vorstellen, das Sie innerlich doch nicht recht verstehen (und vielleicht mit Recht) weil es ein zwiefältiges ist, und nicht ein zwispältiges, so würden Sie weniger beunruhigt sein und mich, der ich den Fehler habe, wie ein Hohlglas die Strahlen aufzufangen und zu verdichten, weniger beunruhigen. Wenn der Spiegel noch so leise zittert, so schwankt das Bild auf und nieder.

Können Sie mich verstehen? Aus diesem Wirrwarr, fürchte ich, nicht. Aber ich darf heute nicht die Nacht hindurch schreiben, mein Zug steht vor der Tür, morgen bin ich in Westfalen, übermorgen in München im Continental. Ich glaube, es täte mir gut, zwei Worte – nicht mehr – von Ihnen dort zu finden, denn Ihr letzter Brief klingt mir sonst zu lang in den Ohren und ein Ton darin, der mich ängstigt.

Herzlichst W.

Erst heute kann ich, und heute muß ich Ihnen schreiben, nachdem ich eben die Arbeit dieses Sommers beendet habe. Die »Kritik der Zeit«. Dem Umfang nach klein, kaum 100 Druckseiten, dem Inhalt nach groß, denn eine menschliche Existenz liegt darin. Ihnen mag sie deshalb im Menschlichen etwas bedeuten, wenn ich mir auch nicht vorstellen kann, wie Sie durch diese Gebirgswege sich winden sollen; es ist eine Art von Menschheitsgeschichte. Wem ich sie als Ganzes übergeben darf, weiß ich nicht, und so schwanke ich, ob Drucken einen Sinn hat.

Ich habe mich bemüht, so deutlich zu sein, als ob ich mit Kindern redete, und glaube nun am Schluß, daß es nicht die Kinder sein werden, sondern die Enkel.

Erschrecken Sie nicht! es ist nicht Hochmut, sondern Vereinsamung. Sie haben es mir oft vorausgesagt; so kommt es, und so muß es

kommen. Aber in einem haben Sie sich geirrt: erst so fühle ich ganz mich selbst, die Wünsche werden stiller und stiller, und indem ich jetzt auf das Meer hinausblicke, wo hinter klatschendem Regen ein fernes grüngoldenes Himmelsstück sich emporhebt, empfinde ich Ruhe und Freiheit. Ja, es ist mir, als hätte sich durch diese Schrift, die mir so nahe gegangen ist, ein Teil von mir selbst losgelöst und schwebte frei – ein schönes Vorgefühl glücklichen Sterbens.

Erschrecken Sie nicht! ich möchte Ihr Gefühl nicht verletzen und kann doch nicht schweigen und nicht anders reden. Noch vor einer Stunde waren meine Gedanken, wie eigentlich seit zweiundeinhalb Monaten, ganz in Vergangenenem und Künftigem gefangen: jetzt liegen die Blätter vor mir, wie niedergeweht, fast fremd, nicht mehr mein eigen, und es ist, als wären Jahre vergangen.

Was ich noch zu sagen habe, ist nichtig. Seit Sonnabend bin ich hier – die See ist herbstlich, die ganze Natur rauscht auf in Regen, Wellen, Wolkenballen, Sonnendurchbruch (gerade jetzt, in diesem Augenblick). Bis Ende des Monats denke ich zu bleiben, länger ist keine Hoffnung, in Berlin häuft sich die Arbeit.

Leben Sie wohl! Ich grüße Sie herzlich.

W.

Haben Sie Dank für Ihre versöhnenden Worte, und daß Sie mit zarter Hand den Schleier wegschoben, der sich über unvergeßliche Erinnerungen gelegt hatte ...

Wie kaum zuvor ist es mir in diesem Winter klar geworden, daß eines Mannes Leben nichts bedeutet, wenn nicht alle Kräfte des Geistes und der Verantwortung angespannt werden. Geschenke empfangen, selbst von der Natur, ist ein halbes Unrecht.

Alle guten Wünsche mögen Sie und die Ihren umgeben und Ihnen Haus und Land und Leben erleuchten.

Herzliche Grüße!

W.

22. 12. 11.

1913. *Poincaré*. Am 16. Januar wird Poincaré zum Präsidenten der Französischen Republik gewählt; gegen Pams, dessen Wahlparole der Friede war. Ganz Paris sagt, die einen freudig, die anderen bedrückt: » *Poincaré c'est la guerre*«. Die Dienstzeit wird auf drei Jahre verlängert. Zur Popularisierung der Armee führt Millerand, der französische Kriegsminister, den großen Zapfenstreich ein; jeden Sonnabend spät, mit Lampions und Musik, zieht die Truppe, bunt bewimpelt, durch die Hauptstraßen von Paris; rechts und links auf beiden Bürgersteigen marschieren der Pöbel mit, nationalistische Lieder singend. Die elegante Welt, die zu Nijinski ins Châtelet, zu Caruso in die Oper strömt, hält ihre Autos an, tritt, wenn der Zapfenstreich im Zwischenakt vorbei kommt, auf die Straße und applaudiert. In der Ferne, auf dem Balkan, tobt der zweite Balkankrieg. Rußland legt in Paris eine neue Anleihe von 665 Millionen Franken für strategische Bahnen auf. Der Großfürst Nikolaus, der Höchstkommmandierende des russischen Heeres, macht der Französischen Armee einen offiziellen Besuch; die Großfürstin, die Montenegrinerin, begrüßt von Nancy aus in einer Kundgebung » *die verlorenen Provinzen*«, das Elsaß und Lothringen. In England organisiert Haldane in der Stille das britische Landungskorps. In Deutschland fordert die Regierung vom Volk ein »Notopfer«: eine Milliarde für neue Rüstungen. Um das Notopfer zu begründen, und als Vorspiel zur kommenden »großen Zeit«, wird an 1813 durch eine Nationalfeier größten Stils erinnert.

Rathenau veröffentlicht am 23. März in der »Neuen Freien Presse« eine leidenschaftliche Warnung: » *Das Eumenidenopfer*« (Gesammelte Schriften Bd. I, S. 253ff.). Es lohnte sich, diesen Artikel, den stärksten und unwiderleglichsten, den er geschrieben hat, von der ersten bis zur letzten Zeile zu zitieren; hier seien nur die wesentlichsten Sätze angeführt: »Das Deutsche Reich verlangt von seinen Bürgern eine Milliarde und die Rente von einigen weiteren, um seine Rüstungen gegen den Osten und seine Heermacht gegen den Westen zu stärken. Man sagt, es gilt ein Schicksal abzuwenden, und erinnert an den Opferwillen vor hundert Jahren. Vierzehn Millionen für Spezialtruppen schienen vor sechs Monaten unerschwinglich; tausend Millionen erklären sich selbst. Es ist die Psychologie der Generalversammlungen: Die ärmliche Unterschlagung eines Kassenboten erregt Stürme; der Verlust des halben Gesellschaftskapitels begegnet mutvoll gefurchten Mienen, die sagen »Gottlob, es ist nur die Hälfte« ... Das letzte Menschenalter sah in aller Stille und ohne Erstaunen zwei Welten aufteilen: die afrikanische und die islamitische Welt ... Neun Zehntel dieser Eroberungen fielen an die Staaten des französischen Bundes; Deutschland erhielt durch private Initiative seine Kolonien; durch politische und diplomatische Ausnützung seiner Machtstellung nichts. – Nichts. Und doch trat das Deutsche Reich in die Reihe der kontinentalen Staaten als unbestrittene Vormacht, als Schiedsrichter und Garant ... Eine Kriegsmacht hat es auf die Füße gestellt, wie dieser Planet sie nie zuvor erblickte, und einen Verteidigungszins von eindreiviertel

Milliarden aufgebracht, der nie erhört wurde. Keine Kontinentalmacht hat die Größe seiner Flotte je erreicht; keine seinen Wohlstand, noch die Zahl seiner zivilisierten Bewohner. *Und das Ergebnis: nichts. Weniger als nichts: denn Deutschlands Stimme, vor dreißig Jahren mächtiger als irgendeine andere in Europa, gilt heute keinesfalls mehr, eher weniger als Frankreichs ... In solcher Lage, politisch ausgehungert, mit sinkendem Selbstbewußtsein und innerpolitischer Verstimmung erblicken wir die Umlagerung im Osten ...* Niemals hatte sich bisher der französische mit dem deutschen Dreibund gemessen; heute blickten sich beide in die Augen, und siehe da, wir haben die Sonne gegen uns. Einstweilen nur die Sonne. So mustern wir denn rasch unsere Kräfte, Menschen und Mittel und machen die Rechnung; es fehlt eine Milliarde, sie wird ausgeworfen, und die Rechnung stimmt ... Das Opfer soll und wird gebracht werden. *Vermessen aber ist es, die bundesrätliche Steuervorlage mit den Volksopfern der Zeit um 1813 zu vergleichen. Das Herrlichste jener Zeit war nicht das Opfer und nicht der Sieg, sondern die Einkehr, die beiden voranschritt ... Nicht um Geld und Rüstungen war und ist es zu tun, wenn ein Schicksal abgewendet werden soll. Materielle Kräfte rufen Gegenkräfte wach ... Wird die Verlängerung der Dienstzeit in Frankreich ausnahmslos Gesetz, so ist der Krieg besiegelt ... Die doppelte Spannung, die, gefährlicher als ausgesprochen, zwischen England und uns, ausgesprochener als gefährlich zwischen Frankreich und uns bestand, gewinnt jetzt ihre volle Explosionskraft, verstärkt durch Rußlands Empfindlichkeit, das die Milliarden Saat im Festungsgürtel längs seiner Grenzen aufsprießen sieht. Durch jenes Eumenidenopfer, das uns verkündet wird nach dem Gesetz hundertjähriger Wiederkehr, wird nicht ein Schicksal gewendet, sondern beschleunigt ...* Klassenherrschaft, ausgedrückt durch mangelhafte Selektion und schwache Politik; Konservatismus der Führung, ausgedrückt durch Ungleichheit der Lasten: das ist das doppelte Unrecht und die doppelte Gefahr unseres Landes ... Vielleicht wäre es noch nicht zu spät, die wahren Lehren jener großen Epoche zu befolgen und das Unrecht abzutun. *Das reifste Unrecht unserer Zeit aber besteht darin, daß das fähigste Wirtschaftsvolk der Erde, das Volk der stärksten Gedanken und der gewaltigsten Organisationskraft, nicht zugelassen wird zur Regelung und Verantwortung seiner Geschicke ...* Dieses doppelte Übel schwächt Preußen-Deutschland jahraus, jahrein mehr, als Dutzende von Brigaden gutmachen können ... Nicht die physische Kraft der Bataillone für sich, sondern diese Kraft, multipliziert mit dem Maße der Geschäftskunst, entscheidet über die Weltstellung ... Völkerkriege und Schicksale werden nicht vom Willen geschaffen; sie entspringen Naturgesetzen, die in den Kontrasten des Bevölkerungsdruckes, der Aktivität, des Physikums, ihren Ausdruck finden. *Doch über den mechanischen Schicksalsgesetzen stehen die ethischen und transzendenten.* Wenn innere Kräfte stocken, wenn Formeln, Sitten und Gedanken sich überleben, so ergreift ein äußeres Geschick das Wort und die Führung. *Nicht äußere Verhältnisse und politische Konstellationen, sondern innere Gesetze, sittliche und transzendente Notwendigkeiten führen*

*mit Gewalt unser Schicksal herbei. Unser zähes Volk ist mit dem gleichen Mittel erzogen worden, mit dem es seine Kinder zu erziehen liebt, mit Schlägen. Früher hat der Trotz der Herrschenden die Schicksalsschläge herbeigezogen, nun gesellt sich zu diesem Trotz die Indolenz des Landes, das nicht um seine Verantwortungen kämpfen will und daher um seine Sicherheit wird kämpfen müssen. Tritt aber die Schicksalsstunde heran, so wird man begreifen, daß alle Unternehmung ein Spiel der Winde bleibt, wenn sie nicht in der Tiefe auf doppelt gefestigtem Fundament beruht: auf starker Politik und gerechter Verfassung. Die Leidenschaft, die heute den Interessen des materiellen Lebens frönt, wird dann der Sorge um die Dinge der Gemeinschaft und des Staates weichen, und zugleich mit der Erschütterung des überreichen Gebäudes unserer Wirtschaft werden morsche Rechte und Mächte dahinsinken. In einer Stunde stürzt, was auf Äonen gesichert galt ...»*

Nach dieser gewaltigen Anklageschrift macht er am Schluß des Jahres in einem Artikel: »*Deutsche Gefahren und neue Ziele*« in der »Neuen Freien Presse« vom 25. Dezember 1913 (Gesammelte Schriften Band I, S. 267ff.) einen letzten Versuch, eine Lösung vorzuschlagen, die zugleich Deutschland aus seiner verzweifelten Lage befreien und Europa den Frieden sichern würde: »*Es bleibt eine letzte Möglichkeit: die Erstrebung eines wirtschaftlichen Zollvereins, dem sich wohl oder übel, über kurz oder lang die westlichen Staaten anschließen würden ... Die Aufgabe, den Ländern unserer europäischen Zone die wirtschaftliche Freizügigkeit zu schaffen, ist schwer, unlösbar ist sie nicht. Handelsgesetzgebungen sind auszugleichen, Syndikate zu entschädigen, für fiskalische Zolleinnahmen ist Aufteilung und für ihre Ausfälle Ersatz zu schaffen; aber das Ziel würde eine wirtschaftliche Einheit schaffen, die der amerikanischen ebenbürtig, vielleicht überlegen wäre, und innerhalb des Bandes würde es zurückgebliebene, stockende und unproduktive Landesteile nicht mehr geben. Gleichzeitig aber wäre dem nationalistischen Haß der Nationen der schärfste Stachel genommen ... Was die Nationen hindert, einander zu vertrauen, sich aufeinander zu stützen, ihre Besitztümer und Kräfte wechselweise mitzuteilen und zu genießen, sind nur mittelbar Fragen der Macht, der Imperialismus und der Expansion: im Kern sind es Fragen der Wirtschaft. Verschmilzt die Wirtschaft Europas zur Gemeinschaft, und das wird früher geschehen als wir denken, so verschmilzt auch die Politik. Das ist nicht der Weltfriede, nicht die Abrüstung und nicht die Erschlaffung, aber es ist Milderung der Konflikte, Kräfteersparnis und solidarische Zivilisation.*«

Inzwischen war im Oktober Rathenaus Hauptwerk, die »*Mechanik des Geistes*«, erschienen: »*Dem jungen Geschlecht*« gewidmet. Es erregte zunächst weniger Aufsehen und wurde weniger gekauft als die im Januar 1912 erschienene »*Kritik der Zeit*«. Die ersten dreitausend Exemplare sind erst nach drei Jahren ausverkauft gewesen, während dem gleichgroßen ersten Druck der »*Kritik der Zeit*« bereits nach einem Monat ein Neudruck hatte folgen müssen. Der Grundgedanke der »*Mechanik*«, den Rathenau in seinem »*Festgesang*« in die Worte

zusammenfaßt:

»Mensch! Des trügerischen Schleiers Falten  
Hüllen wirr den Blick mit Eitelkeiten,  
Bergen dir der Gottheit ruhend Walten.

*Mensch, o Mensch, gedenke deiner Seele!«*,

dieser Grundgedanke des Buches stand allerdings in einem unversöhnlichen Gegensatz zum Waffenklirren und Freudentaumel der Zeit. Rathenau blieb die taube Mißachtung, der sein Appell an die Seele in der Öffentlichkeit, die Feindschaft, der sie unter seinen Berufsgenossen begegnete, nicht verborgen. Die Schicksalsschläge, die ihn trafen, hatten das feine Uhrwerk seiner Seele, – die Handschrift bezeugt es – einen Augenblick in Unordnung gebracht. Durch die Selbstanalyse in den Briefen an die Freundin bricht ein neuer Ton: eine Abgeklärtheit, eine beginnende Müdigkeit, Entsagung, eine innere Stille wie Windstille nach dem Sturm. Man fühlt den Abend herannahen.

Ihren lieben und schönen Brief und die roten Rosen fand ich, als ich heut früh heimkehrte; haben Sie Dank! Paul werde ich für seine sorgsame und freundliche Auskunft morgen danken. Jetzt ist es Nacht.

Nein, die Seele wird nicht erkämpft! Aber sie ruht nicht, wie das Geschenk des blauen Himmels, sondern sie wächst, wie alles Lebende, nach ihrem Gesetz. Sie ist auch nicht dem Leben feindlich wie das entstellte asketische Christentum, sondern vollkommen frei, mutig und freudig wie die echten Worte im Neuen Testament. Sie trennt nicht Körper und Geist, sie verlangt keine Entsagung, keinen Dienst und keinen Kultus: ihr innerster Ausdruck ist Gesinnung.

Diese Gesinnung ist aber sowohl die franziskanische wie die goethesche, die heidnische wie die christliche: es ist die Gesinnung, die der Sache lebt und nicht der Person, die nicht das Ich vergöttert, sondern die Schöpfung.

Diesen Weg schreitet man nicht nur, wenn man von der Finsternis kommt. Es hat nie einen echten Geist gegeben, sonnig oder düster, glücklich oder leidend, der ihn nicht gegangen wäre. Die Geister, die am Ich hängen, sahen sich alle gleich, so verschiedene Gesichter sie trugen. Deshalb fürchte ich mich nicht, dies Buch der Jugend zu geben; führt es sie zur Schwärmerei oder Sentimentalität, so versteht sie es nicht. Doch

sie wird es verstehen! und der Weg vom Ich hinweg zur Sache, zur Idee, zum Sein: dieser Weg wird auch zu den stärksten Taten führen.

Ich will kein Vorläufer sein, sondern ein Wegweiser am Kreuzweg, und will jedem freudig nachschauen, wenn er die Richtung hat. Aber wenden werde ich mich nicht mehr; die dünne Kompaßnadel ist zerbrechlich, aber jedes Stückchen weist zum Pol.

Sie glauben, daß von diesem Buch Ihnen nichts gehört? Wenn Sie es ganz besitzen, und Sie werden es besitzen, so werden Sie fühlen, *daß es nicht nur ein Bekenntnis, sondern auch ein umgeschaffenes Erlebnis ist.*

Herzlichst der Ihre

W.

27. 11. 13.

Grand Hotel Quirinal, Rom.

Wie sollte ich die Hand, die Sie mir reichen, nicht ergreifen? Glauben Sie mir, auch in den schwersten Tagen waren Sie mir nicht entfremdet, und in diesen letzten Jahren, die mir die Sorge um meinen Vater, die härteste Prüfung und manches Unerringbare brachten, war Ihr Bild bei mir. – Ihr Bild! Denn bis heute will es nicht mehr gelingen, daß wir uns begegnen!

Sehen wir uns unter Menschen, so fühle ich die Spannung und Ladung, die jedes Wort unfrei macht. Ein paar Augenblicke beherrschen Sie sich – mit Gewalt – das fühle ich – dann folgt eine Bewegung, ein Blick oder ein Wort, das mich im innersten verletzt, ja – verzeihen Sie mir, wenn ich es frei sage – empört. Gegen meine Natur werde ich dann mißtrauisch, verletzlich; was Sie mir Wärmeres sagen, kann ich nicht mehr voll glauben; bei jedem Wort klingt sein Gegensinn mit. – Sind wir allein, so sind alle dritten Dinge wie ein Hauch beiseite geblasen, als wären sie Lüge und Torheit: einmal sagten Sie mir: »wir können doch nicht über Botanik reden« – und es bleibt nichts, als das Ich und Du, doch nicht als ein Gemeinsames, sondern als eine Wetterwolke. Ich frage Sie; wie soll *ich* das lösen? Sie sagen, Sie werden unfrei in meiner Nähe. Nur *in meiner Nähe* unfrei: ist es dann würdig, daß wir uns solchen Lagen aussetzen? Dürfen wir das Beste, das in uns und zwischen uns lebt, durch solche Mächte zerstören? In mir zittern und dröhnen sie wochenlang nach, trotzdem ich etwas von der starken Konstitution meines Vaters

habe. Ich sagte und schrieb Ihnen vor einem Jahre: Von Ihnen hängt es ab, nicht von mir. Was hilft es, heute zu ergründen, was anders hätte sein sollen? Können wir heute nicht die Kraft zur Freiheit aufbringen, so sind wir die Freiheit nicht wert. Und es stirbt mit dieser Freiheit alles Vertrauen, alle Sicherheit und Zuversicht. Denn wie soll ich Sie an meiner Seite fühlen, als Geleiterin meines Lebens und Schaffens, wenn ich weiß, daß Sie in meiner Nähe keine ruhige Stunde finden, wenn sich überdies tausend Widersprüche im Klang und Echo sammeln und jedes freundliche Wort übertäuben? Ich fühle – verzeihen Sie mir abermals, ich muß etwas sehr Hartes sagen: geradezu einen falschen Ton in Ihrem Wesen da, wo Sie sich zu einer Entäußerung, einem Mitgehen, einem Einverständnis entschließen; ich weiß, daß es der beste Wille ist, daß Sie aber von Ihrer Natur ein Opfer verlangen, das anzunehmen mich demütigt. Was soll geschehen? Es handelt sich nicht um Opfer; Freiheit ist nur dann möglich, wenn Sie sich entschließen können, die Dinge und Naturen, wie sie sind, willig und rückhaltlos anzuerkennen. Ich weiß, was das – nicht mir –, sondern Ihrer freigebohrenen Natur bedeutet. Fügen werde ich mich niemals mehr; aber ich werde Sie auch nie verlassen. Ich werde immer kommen, wenn Sie mich rufen, aber ich werde mich schweigend zurückziehen, wenn es noch nicht an der Zeit ist.

Ihre Hand aber nehme ich und halte ich fest in herzlicher Neigung, gleichviel ob wir nah oder fern sind. Ich weiß, daß wir uns nicht ganz verlieren können; das sagt mir auch in dieser Ferne das Gefühl, wenn ich Ihre lieben Schriftzüge sehe, die Ihre Hand geformt und auf denen Ihr Arm geruht hat. Aber Leute, die wie wir sind, von denen verlangt das Leben Kraft, Freiheit und manchmal Härte.

Leben Sie wohl, ich hätte Ihnen mit meinen Wünschen und Grüßen zum Fest etwas von Rom und Ihrem lieben Lande sagen sollen, aber ich denke, das Beste ist ein reiner Himmel, und den soll es über uns geben.

Herzlichst

Ihr W.

21. 12. 1913.

1914. Die Zeit ist aus den Fugen. Eine eigenartige Atmosphäre hat sich gebildet, eine Art von Rauschgas, dessen Komponenten Brutalität, hemmungslose Sinnlichkeit

und Mystizismus sind. In dieser wird langsam ein Blutgeruch bemerkbar. Eine Sonnenfinsternisbeleuchtung macht aus den ungewöhnlichen Ereignissen, die sich überall häufen, Wunder und Zeichen wie vor Cäsars Tod in Shakespeares Tragödie. In Berlin widmen sich Kreise, die sonst anders beschäftigt sind, spiritistischen Sitzungen: Geisterbeschwörungen finden bis in die Umgebung des Generalstabschefs statt. In Paris ermordet mitten im Karneval die Frau des französischen Finanzministers Caillaux den bekanntesten französischen Journalisten. Rußland wird, nachdem es im Januar 600 Millionen Goldfranken zum Ausbau seiner strategischen Aufmarschbahnen bekommen hat, brutal deutlich; am 12. März bringt die »Petersburger Börsenzeitung« eine offiziöse Auslassung: »*Rußland ist kriegsbereit*«, die unverhüllt die Faust zeigt und, wie sich bald herausstellt, vom russischen Kriegsminister Suchomlinow selbst geschrieben ist. Im Juni folgt in den »Preußischen Jahrbüchern« der Aufsatz eines russischen Professors Mitrofanoff über »Die Motive und Ziele der russischen Politik«, der ohne Umschweife Deutschland vor die Wahl stellt zwischen der Zurückziehung seiner Militärmission aus Konstantinopel und dem Krieg. *Am 28. Juni fallen die Schüsse in Sarajewo*. In London steht die season auf ihrem Höhepunkt: eine season, wie sie London nie vorher gekannt hat. Wieder führen die Russen den Tanz an: das russische Ballett – der große russische Sänger Schaljapin – der wie ein Märchenprinz reiche und schöne junge Fürst Jussupoff – der später Rasputin ermordete – auf der Hochzeitsreise mit einer kindlich zarten und anmutigen Großfürstin, die unter ihrem schweren Schmuck aussieht wie ein kostbares Heiligenbild. Und ganz Europa, halb Amerika, halb Asien machen mit. Indische Maharadjahs, die zehn Generationen Sklavenarbeit in Edelsteinen an ihrem Kopfschmuck tragen, Bankiers aus Neuyork, deren Jachten vor Cowes liegen, die schönsten und elegantesten Frauen von Paris, große Künstler: Rodin und Richard Strauß und Debussy und Strawinsky. London überstrahlt alle Hauptstädte der Welt. – Doch plötzlich tritt eine Verwandlung ein. Es sieht so aus, als werde das Fest wie das Festmahl des Belsazar ausgehen. In Irland haben die Offiziere einer englischen Kavallerie-Brigade gegen die Befehle des englischen Kriegsministers gemeutert. Die Regierung wagt nicht, sie zu bestrafen. In London treten eines Tages Mitte Juli die beim Königspalast wachhabenden Soldaten der Irischen Garde aus ihrer Kaserne und bedrohen den vom Kronrat kommenden Premierminister. Beim nachfolgenden Frühstück in seinem Hause, zu dem er zu spät kommt, zieht mich der frühere französische Premierminister Jules Roche zur Seite und sagt: »Wie traurig, so aus der Nähe dem Untergang eines großen Reiches beizuwohnen!« Die Schwester der Lady Randolph Churchill, der Mutter des Marineministers, reist überraschend und unerwartet nach Irland ab, um, wie sie erzählt, 1200 Gewehre, die sie in ihrem Park verborgen hat, zu verteilen. Lady Randolph selbst antwortet dem Deutschen Botschafter, der sie fragt, was diese plötzliche Reise zu bedeuten habe, auf italienisch nur das eine Wort »sangue« (Blut) – und dann, sich besinnend, und aus kohlschwarzen Augen blitzend: – »Aber

wenn wir angegriffen werden, stehen wir alle wie ein Mann zusammen.« Ihr Sohn zieht die englische Flotte zusammen. Am 15. Juli beginnt die »Probemobilmachung« des dritten Geschwaders; am 17. und 18. wird vor Spithead als Schaustück für die in London versammelte Welt, die in Dutzenden von Extrazügen herangefahren wird, die größte Flottenparade der Weltgeschichte abgehalten; sechs Stunden lang defiliert in einer ununterbrochenen Kette die Flotte im Flaggenschmuck, mit der Mannschaft in Parade in den Rahen und spielenden Bordmusiken vor dem König; englisches Seitenstück zum Petersburger Artikel »Rußland ist kriegsbereit!« Sechs Tage später kommt das österreichische Ultimatum; statt des Bürgerkrieges ist der Weltkrieg da!

Rathenau notiert in seinem Tagebuch 1914: »Ende Januar oder Anfang Februar denkwürdiges Gespräch mit Bethmann in Gegenwart von Winterfeldts. Er fragte (vielleicht auch rhetorisch), ob man dem Lande gegenüber Konsequenz oder Opportunität zeigen sollte? Ich antwortete: diese Polarität erschöpft die Frage nicht. *In erster Linie verlangt das Land eine sichtbare Richtung.*« Am 12. März frühstückt er beim Eisenbahnminister mit dem Kaiser, der eine sonderbare Nervosität in bezug auf das Elsaß zeigt: »wir können den Aufmarsch nicht mehr als gesichert ansehen.« Die Frau des Generalstabschefs von Moltke will Rathenau kennenlernen und bittet ihn, einem Vortrage des Mystikers und Propheten Rudolf Steiner in seiner Gemeinde, deren Beschützerin sie ist, beizuwohnen. Aus Rathenaus Briefen spricht in diesem Frühjahr eine neue, merkwürdig weiche Naturnähe; das Reich der Seele schwebt ganz dicht unter der Oberfläche. Am 22. März schreibt er an Fanny Künstler: »Hat Ihnen mein Bild, auf die schöne Staffelei Ihres lieben Gedenkens erhoben, Kräftigung gebracht, so ist es nun Zeit, daß es abgehoben werde. Dieses Geschöpf der Klarheit und Harmonie bin ich nicht. Wie wir alle, leide ich an Sorge und Leidenschaft, Angst und Begierde, Not und Torheit. Wenn mir aus Kämpfen etwas erwachsen ist, so ist es die Möglichkeit, eine Magnetrichtung zu finden, wenn der Zyklon sich gelegt hat. Heute ist Frühlingsanfang. Ich bin an der Havel entlang gefahren; ein Regenschauer kam entgegen, brauste über die Wasserferne und die rot und gelb eingehüllten jungen Baumkronen.« (Brief 120.) An Fritz von Unruh im April: »Wir waren im Freienwalder Kurhaus zu viert bei Tisch, als die Nachricht kam, Hauptmanns, Ekke und ich, und gedachten Ihrer aufs freundschaftlichste. Es war einer von den wolkenlosen Sommertagen, deren wir schon eine ganze Reihe genießen; die Baumblüte im ersten Anschwellen, im Garten ein beblümter Boden, und eine farbig klare Fernsicht von den Hügeln.« (Brief 132.) Am nächsten Tag an Fanny Künstler: »Gern gedenke ich Ihres lieben Heims; es hat mich in freundlichster Weise an die behaglichen Hausungen meiner süddeutschen Verwandten erinnert, die in Mainz und Frankfurt seit Menschenaltern an ihrer Stelle wohnten, in duftenden Zimmern mit alten Erinnerungen, große Birnbäume vor den Fenstern, die uns Kindern mit

ihren flaschengroßen Früchten entzückten. Gestern in Freienwalde, unter wolkenlosem Himmel, war die Fernsicht klar und unermesslich, die ersten Obstbäume blühten auf den Hügeln in sommerlicher Wärme.« (Brief 124.) Dann zu Pfingsten wieder an Fanny Künstler: »Seit gestern bin ich hier, leider noch nicht auf lange, denn es ist Arbeit in Berlin zurückgeblieben. Noch fühle ich: ich kann den Winter nicht abschütteln. Bäume und Hügel umgeben mich wieder, aber ich bin noch zu dumpf und stumpf, um ihre Sprache zu verstehen; das Herz atmet noch kurz und flattert in dem langen Wellenschlage der Natur. Und doch fließt der Himmel in tiefer Ruhe von West nach Ost, Wolkenzüge, Duster und Sonnenglanz ziehen einher, nun ist mit den letzten Wolkenbergen die Nacht aufgestiegen in tiefstem Schweigen.« (Brief 131.) Ende Juni wieder an dieselbe: »Hier blühen, nein, fließen die Rosen. Ich muß nachts das Fenster schließen, weil die Linde überquillt und betäubt. Arbeiten kann ich nicht.« (Brief 135.) Mitte Juli: »Die Rosen machen umständliche Toilette für die zweite Blüte. Die Bäume stehen tiefbelastet im blaugrünen Laub; sie haben ihre Früchte empfangen und beginnen vom Herbst zu träumen. Heiße Tage verschleiern den Horizont, und der Abend steigt, noch immer spät, mit flammender Farbe an den Wolken empor. Wenn ich aufstehe, ist längst heller Tag; ich erwache in Sonne.« (Brief 136.) Schließlich Ende Juli, als der Krieg schon da ist: »Die letzten Tage mußte ich in Berlin sein: nun da ich heimkehrte, finde ich herbstliche Kälte, und das volle Laub fröstelt und scheint sich auf Sommers Ende zu besinnen. Ach, das Ende ist da, die Tage weichen zurück; in allen Gedanken liegt etwas von Abschied.« (Brief 140.)

Wir stehen am Wendepunkt, auch in Rathenaus Leben; und daher empfiehlt es sich, zusammenzufassen, was seine Politik, die er mündlich und schriftlich propagierte, von der kaiserlichen unterscheidet; denn diese schon damals ihm vor Augen stehende Politik ist der Schlüssel zu seinen Handlungen und Stimmungen im Kriege, und wurde später die Grundlage, auf die er nach der Katastrophe eine neue deutsche Außenpolitik aufbaute. Das Material dazu bieten die aus diesem Grunde hier so ausführlich behandelten politischen Aufsätze der Vorkriegsjahre. In einem dieser Artikel, »Politik, Humor und Abrüstung« stellt er die Frage: »Was bedeutet überhaupt geschäftliche oder politische Genialität?« und antwortet: »Mir scheint, nichts anderes, *als daß in der Camera obscura des Geistes sich ein Weltbild darstellt, das alle wesentlichen Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten der Wirklichkeit unbewußt wiedergibt*, und das daher gewissermaßen auch experimentell sich jederzeit verschieben läßt, so daß es innerhalb menschlicher Grenzen sogar das Bild der Zukunft aufweist.« (Gesammelte Schriften Band I, S. 174.) Das ist richtig; mit der Erweiterung, daß nicht bloß Genialität, sondern ebenso jede noch so bescheidene Betätigung in der Politik, wenn sie Erfolg haben soll, ein bewußtes oder unbewußtes, aber jedenfalls *einheitliches und präzises Weltbild* voraussetzt.

Was beim Kaiser, der die Grundlinien der Vorkriegspolitik Deutschlands bestimmte, auffällt, sind in seinem Weltbild die Widersprüche, der Mangel an Präzision, die willkürlichen Annahmen, das Haften an der Oberfläche. Er operiert am politischen Körper wie ein mittelalterlicher Arzt am menschlichen, mit einer Vorstellung von seiner Anatomie, die zum Teil aus der Bibel, zum Teil aus einem Stückwerk von neuesten Einfällen gut bei Hofe angeschriebener Professoren stammt. Rathenau schwebt dagegen ein vollkommen einheitliches und präzises Weltbild vor, dessen Einzelheiten hier oder da unvollkommen oder anfechtbar sein mögen, das aber im großen und ganzen die heutige Wirklichkeit, und zwar nicht bloß ihre Oberfläche, sondern auch ihre Tiefendimensionen wiedergibt. Die Welt von heute stellt sich ihm dar als ein einziger wirtschaftlicher und intellektueller Mechanismus, den die politischen Grenzen nur sehr oberflächlich gliedern. Rüstungen, die bloß eine Verstärkung der politischen Grenzen sind, können deshalb einen Staat nicht auf die Dauer über den Platz hinausheben, den ihm das in der Tiefe wirkende Spiel der wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen Kräfte anweist. Diese letzteren, nicht Rüstungen, bestimmen daher das wirkliche Schwergewicht eines Staates auf der Wage des Schicksals und letzten Endes seine Geltung. Auch sind diese in der Tiefe wirkenden Kräfte in der ganzen Welt untereinander solidarisch, da die ganze Welt eine einzige Maschine ist, und jede irgendwo verlorengelungene wirtschaftliche, intellektuelle oder moralische Kraft das Kraftquantum, das die ganze Maschine und jeden ihrer Teile treibt, vermindert. Deshalb ist die Heranziehung aller in einem Volk vorhandenen wirtschaftlichen, intellektuellen oder moralischen Kräfte und Talente durch eine vorurteilslose, demokratische Auslese für das internationale Schwergewicht eines Staates viel entscheidender als irgendeine Verstärkung seines Rüstungspanzers. Und schließlich, da jeder Staat nur ein Stück der einen großen Maschine ist, so muß er absterben, wenn er sich absondert oder abgesondert wird. In einem Kriege ist die tödlichste Waffe deshalb die wirtschaftliche Absperrung; und wenn er lange dauert, nicht weniger gefährlich die intellektuelle und moralische Isolierung. – Wie völlig fremd das Rathenausche Weltbild der kaiserlichen Politik war, beweisen die Wege, die sie einschlug: daß sie dreißig Jahre auf die Lösung eines Rüstungsproblems, die Vergrößerung der deutschen Flotte ohne Zusammenstoß mit England, als wichtigste und fast einzige Aufgabe hinstarrte; daß sie ein Drittel der Volkskraft, die sozialdemokratische Arbeiterschaft, als »vaterlandslose Gesellen« von jeder Betätigung in der Gemeinschaft abriegelt; daß sie vorzog, eine auch von ihr anerkannte, epigonenhafte Talentlosigkeit in der Diplomatie und den höchsten Staatsstellungen zu dulden, als Talenten aus der breiten Masse des Bürgertums, wie sie zahlreich in diesen Jahren in Industrie und Handel emporkamen, den Zutritt zu leitenden Stellungen im Staate zu öffnen; daß sie, um noch eine Einzelheit zu nennen, auf ihrem eigenen Gebiet, der Kriegsvorbereitung, versagte, weil sie die Bedeutung der Wirtschaft im Kriege übersah und daher seine wirtschaftliche Vorbereitung nicht über ein nicht ernst

genommenes, nie zur Ausführung gelangtes unbestimmtes Projekt förderte. Um diese katastrophale Lücke in den deutschen Rüstungen auszufüllen, mußte daher gerade Rathenau zu Kriegsbeginn in die Bresche springen.

## Kapitel VIII.

### »Von kommenden Dingen«

Die erste historische, ja in ihren Auswirkungen welthistorische Tat Walther Rathenaus war die Organisierung der deutschen Rohstoffwirtschaft zu Beginn des Krieges. – Noch am 31. Juli hatte er in einem Artikel »Zur Lage« im »Berliner Tageblatt« Einspruch erhoben gegen die Politik der deutschen Regierung, die Österreich blind und unbesehen in den Krieg folgte: »Die Reichsregierung hat keinen Zweifel zugelassen, daß Deutschland unerschütterlich seiner alten Bündnistreue folgt. *Ohne den Schutz dieser Treue konnte Österreich seinen Schritt nicht wagen. Deutschlands Regierung und Volk haben den Anspruch, zu wissen, welche Wünsche Rußland ausspricht und Österreich ablehnt. Eine Frage, wie etwa die, ob österreichische Kommissare bei den serbischen Umtriebsermittlungen mitzuwirken haben, ist kein Anlaß für einen Völkerkrieg.*« (Gesammelte Schriften Bd. I S. 305-306.) Der Artikel verrät einen Rest von Hoffnung, wie am Bett eines Sterbenden: sonst hätte er ihn nicht drucken lassen; aber wenig Vertrauen in das Augenmaß und die Festigkeit der deutschen Regierung, und noch weniger in den Friedenswillen der österreichischen. Mit Recht: denn bekanntlich ist gerade die von Rathenau hervorgehobene Forderung von Österreich gestellt worden, mit der Absicht, einen Waffengang mit Serbien unvermeidlich zu machen.

Und so kam doch der Krieg; und Rathenau war wie vernichtet. Zeugnisse bestätigen, daß, während draußen ein noch nie dagewesener Taumel das Volk ergriff, er in Verzweiflung die Hände rang. Eine alte Freundin, Frau von Hindenburg, schildert, wie er zu ihr kam, stumm dasaß, während ihm die Tränen über die Wangen rollten. Wie anders hatte er wenige Jahre früher nach dem Sieg des Flottenblocks dem Reichskanzler Bülow gegenüber gesessen, skeptisch, erwartungsvoll, ohne allzu große Sorge die Bürde seiner ersten offiziellen Stellung entgegennehmend, gewiß leicht den Zaubermantel seiner Sprache ausbreitend. Jetzt war er plötzlich stumm, alt, gebrochen. An eine Freundin schreibt er im September, in jenem strahlend schönen Spätsommer, der allen, die ihn unter den Sternen verbracht haben, wegen seiner Milde unvergeßlich geblieben ist: »Das Jahr hat seine Farben und Jahreszeiten verloren; ich fühle Winter.« (Brief 145.) Ihn fröstelte vor den Todesschatten, die sich für ihn fühlbar über sein geliebtes Land ausbreiteten. Er sah, – was sonst kaum Einer sah, – die ungeheure Weltmaschine, die sich gegen Deutschland in Bewegung setzte. Er kannte ihre unerschöpflichen

Machtmittel, gegen die unser Machtquantum klein und eng begrenzt war, durchschaute die Unzulänglichkeit unserer politischen Leitung, deren Bedeutung im Kriege man blind bespötelte, die Brüchigkeit des politischen Baues, in dem wir vom Sturm überrascht worden waren, die Unvollständigkeit unserer Rüstung. Im Herbst sagte er zum Reichstagsabgeordneten Conrad Haußmann: »Wissen Sie, Herr Haußmann, weshalb wir diesen Krieg führen? Ich weiß es nicht. Sagen Sie es mir. Was soll herauskommen? *Wir haben keine Strategen und keine Staatsmänner.*« (Conrad Haußmann »Schlaglichter« S. 13 u. 20.) Aber was ihn am tiefsten erschütterte, war doch etwas anderes: er fühlte, daß die ethischen Kräfte fehlten, die uns in früheren Kriegen beigestanden hatten. An Fanny Künstler schreibt er im November: »Über diesem offenen Schmerz aber liegt noch ein dumpferer, verborgenerer, der alles in mir betäubt. Wir müssen siegen, wir müssen! *Und haben keinen reinen, ewigen Anspruch ...* Wie anders war der Anspruch auf Einheit, der 1870 bekräftigt wurde! Wie anders war die Forderung der Existenz von 1813! Ein serbisches Ultimatum und ein Stoß wirrer, haltloser Depeschen! Hätte ich nie hinter die Kulissen dieser Bühne gesehen!« (Brief 155.) Und im Dezember: »In diesem Kriege klingt ein falscher Ton; es ist nicht 1813, nicht 1866, nicht 1870. Notwendig oder nicht, höhere Gewalt oder nicht, – *so wie es hier geschah, mußte es nicht geschehen ...* (Brief 157.)

Diese Stimmung blieb. Der Kriegsausbruch war ein Schlag, von dem Rathenau sich nie erholt hat. Er war die Krisis seines Lebens. Und tiefer als alle seine Schriften in das wirkliche Verhältnis seiner zwei Naturen hineinleuchtend ist die Art, wie er auf sie reagierte. Er flüchtete nur in Briefen in das Reich der Seele; in der Praxis reagierte er als »Furchtmensch« mit seinem Verstande, indem er zur Abwehr künftiger Gefahren, die außer ihm in jenem Augenblick fast keiner sah, seine ganze Persönlichkeit in die Bresche warf. »*Wenn alles trügt, so trügt das Leben nicht. Betrachten Sie mein Leben*«, hatte er an die Freundin geschrieben. *Ecce Homo!* Hier war die Wahl zwischen zwei Haltungen, bei der mehr als das Leben, die ganze geistige Existenz auf dem Spiele stand; und er wählte die, die der Verstand, nicht die »Seele« ihm diktierte. »Bald nach Kriegsausbruch«, schreibt er in seinem Tagebuch, »tat ich zwei Schritte 1. ich bot dem Kanzler meine Dienste an und arbeitete ihm ein Projekt einer Zoll-Union Deutschland – Österreich-Ungarn-Belgien-Frankreich aus, 2. ich ging zu Oberst Scheuch ins Kriegsministerium und entwickelte ihm den Gedanken der Rohstofforganisation.« Es zeigt seinen Blick, daß er gleich bei Kriegsausbruch die Gefahren, die nach dem Kriege drohen würden, richtig sah und nicht einen Zollbund der Waffenbrüder vorschlug, wie Naumann später in seinem »Mittleuropa«, sondern die Einbeziehung auch der Gegner, Frankreich, Belgien, also die paneuropäische Wirtschaftsgemeinschaft, zu der die Entwicklung seit dem Kriege immer mächtiger hindrängt.

Praktische Folgen konnte aber damals nur seine zweite Idee haben: der Gedanke der

Rohstofforganisation. In seinem in der »Deutschen Gesellschaft« am 20. Dezember 1915 gehaltenen Vortrag über »*Die Organisation der deutschen Rohstoffversorgung*« (Gesammelte Schriften Bd. V S. 23ff.) hat er die Gesichtspunkte, die ihn dabei leiteten, und die Methoden, die er anwendete, mit klassischer Einfachheit dargelegt. »Rohstoffwirtschaft! Ein abstraktes bildloses Wort, abstrakt und farblos wie so viele Namen unserer Zeit, deren Sprache nicht die schöpfende Kraft hat, um für handfeste Begriffe bildhafte Worte zu schaffen; ein lebloses Wort, und dennoch ein Begriff von großer Schwerkraft, wenn man ihn ganz sich vergegenwärtigt. Blicken Sie um sich: Was uns umgibt: Gerät und Bauwerk, Mittel der Bekleidung und Ernährung, der Rüstung und des Verkehrs, alle enthalten fremdländische Beimengung. *Denn die Wirtschaft der Völker ist unauflöslich verquickt*; auf eisernen und auf wässernen Straßen strömt der Reichtum aller Zonen zusammen und vereinigt sich zum Dienst des Lebens ... Täglich hören wir sprechen von Schwierigkeiten der Volksernährung. Und dennoch: diese Volksernährung beruht auf einer Produktionskraft, die mehr als 80 Hundertstel des Bedarfs ausmacht. Eine Abschließung kann uns beschränken, sie kann uns nicht vernichten. Anders mit jenen anderen Stoffen, die für unsere Kriegführung unentbehrlich sind; *ihre Sperrung kann Vernichtung bedeuten* ... Am 4. August des letzten Jahres, als England den Krieg erklärte, geschah das Ungeheuerliche und nie Gewesene: unser Land wurde zur belagerten Festung. Geschlossen zu Lande und geschlossen zur See war es nun angewiesen auf sich selbst; und der Krieg lag vor uns, unübersehbar in Zeit und Aufwand, in Gefahr und Opfer. Drei Tage nach der Kriegserklärung trug ich die Ungewißheit unserer Lage nicht länger, ich ließ mich melden bei dem Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements, dem Oberst Scheuch, und wurde am 8. August abends freundlich von ihm aufgenommen. *Ihm legte ich dar, daß unser Land vermutlich nur auf eine beschränkte Reihe von Monaten mit den unentbehrlichen Stoffen der Kriegswirtschaft versorgt sein könne*. Die Kriegsdauer schätzte er nicht geringer ein als ich selbst, und so mußte ich an ihn die Frage richten: *Was ist geschehen, was kann geschehen, um die Gefahr der Erwürgung von Deutschland abzuwenden? Es war sehr wenig geschehen* ... Als ich bekümmert und sorgenvoll heimkehrte, fand ich ein Telegramm des Kriegsministers von Falkenhayn, das mich auf den nächsten Vormittag in sein Arbeitszimmer bestellte. *Es war Sonntag, der 9. August*. Die Unterhaltung währte einen Teil des Vormittags, und als sie endete, war der Beschluß des Kriegsministers gefaßt, eine Organisation zu schaffen, gleichviel wie groß, gleichviel mit welchen Mitteln; sie mußte wirksam sein und mußte die Aufgabe lösen, die uns auferlegt war.«

Die »*Kriegsrohstoffabteilung*« wurde durch Ministerialerlaß errichtet. Ihr Vorstand wurde aus einem Obersten a. D., der als Beobachter hineingesetzt wurde, und Walther Rathenau gebildet; als weitere Mitarbeiter hatte Rathenau den Professor Klingenberg von der A. E. G. und den späteren Unterstaatssekretär Wichard von Möllendorf gewonnen, »*der zuerst*«, wie

Rathenau in seinem Vortrag sagt, »in freundschaftlichen Unterhaltungen den Finger auf diese ernste Wunde unserer Wirtschaft gelegt hatte.« Im ganzen bestand die Abteilung bei ihrer Gründung aus fünf Herren, die, weil für sie im Kriegsministerium Schreibkräfte nicht zur Verfügung standen, zunächst einige Stunden täglich Adressen schreiben mußten. Auch der Kreis der Stoffe, die die Abteilung zu bewirtschaften hatte, » *schien ursprünglich klein; ausgeschlossen war das Gebiet der Nahrungsmittel und der flüssigen Brennstoffe, eingeschlossen war alles, was Kriegsrohstoff genannt wurde.* Die amtliche Definition lautete: »solche Stoffe, die der Landesverteidigung dienen und die nicht dauernd oder ausreichend im Inlande gewonnen werden können.« Als unzulänglich erkannt waren zu Anfang wenig mehr als ein Dutzend, später stieg die Zahl von Woche zu Woche, und am Schluß war es ein reichliches Hundert ... Mit *Metall* fing es an, dann kamen *Chemikalien*, dann kam *Jute, Wolle Kautschuk, Baumwolle, Leder, Häute, Flachs, Leinen, Roßhaar.*« Alle diese Stoffe wurden durch das neue, nach einer Anregung von Rathenau zu dem Zweck ersonnene Rechtsmittel der » *Beschlagnahme*« ergriffen; und durch eine andere Neuschöpfung, die *Kriegswirtschaftsgesellschaften*, bewirtschaftet.

Um die Stoffe zu erfassen, oder, soweit sie nicht in genügenden Mengen zu beschaffen waren, zu erzeugen und sie in den Dienst der Landesverteidigung zu stellen, wurden vier Wege beschritten: »Erstens: alle Rohstoffe des Landes mußten (durch Beschlagnahme) *zwangsläufig werden*, nie mehr eigenem Willen und eigener Willkür folgen. Jeder Stoff, jedes Halbprodukt mußte so fließen, daß nichts in die Wege des Luxus oder nebensächlichen Bedarfs gelangte. – Zweitens: Wir mußten alle verfügbaren Stoffe jenseits der Grenzen ins Land hineinzwingen, soweit sie zu zwingen waren, sei es durch Kauf im neutralen, sei es durch Beitreibung im okkupierten Auslande. – Die dritte Möglichkeit, die sich uns erschloß, war die *Fabrikation*. Wir mußten Bedacht darauf nehmen, daß alles das im Inland erzeugt wurde, was unentbehrlich und unerhältlich war. Wir mußten darauf Bedacht nehmen, daß *neue Erzeugungsmethoden* gefunden und entwickelt wurden, wo die alte Technik nicht ausreichte. – Und nun der vierte Weg: Es mußten schwer erhältliche Stoffe durch andere, leichter beschaffbare *ersetzt* werden.«

Die Widerstände, die Rathenau überwinden mußte, hätten manchen starken Mann gebrochen. Einige Militärbürokraten betrachteten ihn, den Zivilisten und Juden, den sie sich gefallen lassen mußten, weil er das nachholte, was sie in langen Friedensjahren versäumt hatten, mit einem Mißtrauen, das sie behaglich vor ihm ausbreiteten. Eines Tages war seine Abteilung durch einen über Nacht gewachsenen Holzverschlag von denen der anderen alteingesessenen Herren im Kriegsministerium wie eine Cholerastation isoliert. Auch mit seinen nächsten Mitarbeitern waren die Beziehungen nicht immer friedlich; mit Industrie, Handel und Landwirtschaft, mit gewissen stellvertretenden kommandierenden Generälen draußen im Lande zeitweise kriegerisch. Aber seine in langer Geschäftspraxis durchtrainierte Zähigkeit und virtuos

von Kindesbeinen an gehandhabte Überlegenheit erwiesen sich doch als stärker wie der Holzverschlager, hinter dem der Guerillakrieg gegen ihn geführt wurde; unter ihrem Schutz konnte er seine Organisation fertigbauen und nach dreiviertel Jahren zum Verdruss seiner Widersacher einem von ihm selbst ausgesuchten Nachfolger aus dem Kriegsministerium, dem Oberstleutnant Koeth, übergeben.

Unter zwei Gesichtspunkten war, und ist auch heute noch, die von Rathenau geschaffene Rohstofforganisation von außerordentlicher Bedeutung:

Sie hat weiten Gebieten des Deutschen Reiches das Schicksal Nordfrankreichs erspart; denn ohne sie hätte das deutsche Heer nur noch wenige Monate die Grenzen schützen können. *Bereits im Oktober 1914 war die Stickstofffrage so brennend geworden, daß Generalstabs-offiziere an der Front die Fortführung des Krieges höchstens bis ins Frühjahr für möglich hielten, weil das Salpeter, eine Stickstoffverbindung, die für die Herstellung aller Sprengstoffe unentbehrlich ist, nur bis dahin reichte.* Diese Sorge war für die Militärs draußen damals viel beängstigender als die Probleme des Mannschaftsersatzes oder selbst der Strategie. Die Katastrophe ist nur durch die Tätigkeit von Walther Rathenau abgewendet worden, der mit unerhörter Geschwindigkeit und Umsicht (in den gleichen Tagen, in denen seine nach der »Seele«, nach innen gekehrte Seite die verzweifelten Briefe an Fanny Künstler schrieb und Conrad Haußmann fragte: »Wozu führen wir diesen Krieg? Ich weiß es nicht«) die nötigen Maßnahmen traf, um die drohende Salpeternot zu beschwören. Durch »*Beschlagnahme*« wurden alle im Deutschen Reich und später im besetzten Belgien, besonders im Antwerpener Hafen, lagernden Salpetervorräte für das Heer gesichert: in der Hauptsache (da das Kriegsministerium für keine Vorräte gesorgt hatte) eine Unzahl von kleinen und kleinsten Posten, die bei den Bauern als Dünger lagerten und in wenigen Wochen in die Erde verstreut und unwiederbringlich für das Heer verloren gewesen wären. Durch die Beschlagnahme und Abführung dieser Vorräte an die Sprengstofffabriken (gegen den verzweifelten Widerstand der Landwirtschaft) wurde die Salpeternot so lange hintangehalten, bis Salpeter, der bis dahin ausschließlich ein Einfuhrartikel gewesen war, im Inlande produziert werden konnte. Zu diesem Zwecke wurde die Inlandsproduktion eines Grundstoffes, aus dem Salpeter gewonnen werden konnte, des *Stickstoffes*, nach dem Haber-Boschschen Verfahren in Deutschland begründet. Zahlreiche Fabriken wurden von Rathenau in Auftrag gegeben, die dank seiner Energie und Organisationsgabe trotz bürokratischer Hemmungen erstaunlich schnell unter Dach kamen und rechtzeitig die auf die Neige gehenden beschlagnahmten Vorräte ergänzten. Bis Weihnachten war die Krisis vorüber. Diese Tätigkeit hat ebensoviel zur Sicherung der deutschen Grenzen, zur Vereitelung des Planes eines Zusammentreffens von Kosaken und Senegal-Negern unter dem Brandenburger Tor beigetragen wie die Schlacht bei Tannenberg und die Schützengräben in

Frankreich. Sie war eine der entscheidenden Kriegshandlungen.

Der zweite Gesichtspunkt weist in die Zukunft. Das streifte schon 1915 Rathenau in seinem Vortrag. Es handelt sich um die *Kriegswirtschaftsgesellschaften, die sein ganz originaler, vorbildlicher Einfall waren*. Ihre Aufgabe war die kaufmännische Verwaltung der beschlagnahmten Rohstoffe; also die Funktion, die Rohstoffe, nachdem sie beschlagnahmt waren, zu erfassen, zu bewachen, wenn nötig, zu sammeln und zu lagern, ihren Preis festzusetzen und sie dann im richtigen Zeitpunkt und in den richtigen Mengen an die Industrie abzuführen. Nie hätte das eine bloß aus Beamten gebildete bürokratische Organisation vermocht. Ebenso wenig konnte das freie Spiel der Kräfte, die private Profitwirtschaft, dieser Aufgabe genügen. Daher erfand und schuf Rathenau eine neue, gemischte Unternehmungsform, die » *Kriegsgesellschaft*«; und diese erst hat die deutsche Wirtschaft in die Lage gesetzt, den Bedürfnissen des Heeres zu genügen. Rathenau verweist in seinem Vortrag auf » *das Paradox ihres Wesens*«: »Auf der einen Seite war ein entschiedener Schritt *zum Staatssozialismus* geschehen; ... auf der anderen Seite wurde eine *Selbstverwaltung der Industrie*, und zwar im größten Umfang, durch die neue Organisation angestrebt; wie sollten die gegenläufigen Grundsätze sich vertragen?« Der Begriff der Kriegsgesellschaft entstand » *aus dem Wesen der Selbstverwaltung, und dennoch nicht der schrankenlosen Freiheit*. Die Kriegsrohstoffgesellschaft wurde begründet *mit straffer behördlicher Aufsicht*. Kommissare der Reichsbehörden und der Ministerien haben das unbeschränkte Veto, die Gesellschaften sind gemeinnützig, weder Dividenden noch Liquidationsgewinne dürfen sie verteilen; sie haben neben den gewöhnlichen Organen der Aktiengesellschaft, Vorstand und Aufsichtsrat, *noch ein weiteres Organ, eine unabhängige Kommission*, die von Handelskammermitgliedern oder Beamten geleitet wird, die *Schätzungs- und Verteilungskommission*. *Auf diese Weise stehen sie da als Mittelglied zwischen der Aktiengesellschaft, welche die freie wirtschaftlich-kapitalistische Form verkörpert, und einem behördlichen Organismus; eine Wirtschaftsform, die vielleicht in kommende Zeiten hinüberdeutet.*« *Durch ihre Tätigkeit wurde die ganze deutsche Wirtschaft nach ihren verschiedenen Produktionsgebieten in Selbstverwaltungskörper übergeführt, die unter der Aufsicht der staatlichen Zentralbehörden die gesamte Produktion und Verteilung in Händen hatten: eine vollkommen durchgeführte, nach einem Plan funktionierende Bedarfswirtschaft*, die zum ersten Male in der Geschichte an der Stelle der privatkapitalistischen Profitwirtschaft dastand. Mit Recht sagte Rathenau in seinem Vortrag: »Unsere Wirtschaft ist (bereits 1915) die geschlossene eines geschlossenen Handelsstaates. In die Zukunft werden unsere Methoden nach mancher Richtung wirken.«

Es ist bemerkenswert, daß auch die Alliierten durch den Druck des Krieges gezwungen wurden, wenn auch langsamer und später, die privatwirtschaftliche Profitwirtschaft durch eine planmäßige Bedarfswirtschaft zu ersetzen. *Sir James Salter*, der bei ihnen die Umstellung

von der einen auf die andere Wirtschaftsform leitete und sich ebenso wie Rathenau über die Bedeutung der Umwandlung für die Zukunft klar war, hat sie in einem nachdenklichen Buche » *Allied Shipping Control*« (Oxford 1921) ausführlich geschildert. Die Not erschien den Alliierten in einer anderen Gestalt als den Zentralmächten: der Mangel, der sie bedrohte, war nicht der von Nahrungsmitteln und Rohstoffen an sich, sondern der des unentbehrlichen Frachtraums, um beide von Übersee heranzuholen. Daher entwickelte sich bei ihnen die Planwirtschaft nicht wie bei uns aus der Erfassung von Rohstoffen für den Heeresbedarf durch eine Abteilung des Kriegsministeriums, sondern aus der Erfassung des Frachtraumes für den Transport durch eine Abteilung des Britischen Marineministeriums. Aber auch sie mußten, um die Beschaffung, den Transport, die Lagerung, Verteilung und Preise der Rohstoffe und Nahrungsmittel den Bedürfnissen des Krieges anzupassen, Kriegsgesellschaften für die einzelnen Produkte, die sogenannten » *Programme Committees*«, bilden, die nach Rathenauschem Vorbilde gemischte Selbstverwaltungskörper unter Kontrolle und Leitung von Regierungskommissaren waren und zu einer geregelten Planwirtschaft zusammenwuchsen. Nur sprengte bei der Entente die Planwirtschaft, weil das Meer die gemeinsame und unteilbare Verbindungslinie aller Alliierten zu ihren Bezugsquellen war, schließlich die nationalen Grenzen und vereinigte gegen Ende des Krieges die nationalen Planwirtschaften der einzelnen Verbündeten, Englands, Frankreichs, Italiens usw., unter einer zwischenstaatlichen Behörde, dem » *Allied Maritime Transport Council*« in London zu einer *internationalen Planwirtschaft*, die mehr als zwei Dutzend Staaten zu einem einzigen auf den Bedarf eingestellten Weltwirtschaftsgebiet vereinigte. Im Vordergrund stand gegen Schluß des Krieges, in den beiden letzten Jahren 1917 und 1918, nicht der Kampf der beiden Heere, sondern das Ringen der beiden Bedarfswirtschaften, die zwischen sich den Erdball bis auf verschwindend kleine profitwirtschaftliche Enklaven in zwei gewaltige staatssozialistische Organisationen aufgeteilt hatten. Und entschieden hat ihn nicht die Niederlage des deutschen Heeres, sondern die Niederlage der deutschen Bedarfsorganisation durch die Blockade und das Convoy-System, das den deutschen Gegenangriff, den unbeschränkten U-Boot-Krieg, den Versuch, die Lebensadern der alliierten Bedarfsorganisation zu durchschneiden, vereitelte. Hätte der U-Boot-Krieg sein Ziel erreicht, so wären ihrerseits die Alliierten nicht durch eine im überlieferten Sinne militärische Niederlage, sondern durch den Zusammenbruch ihrer Bedarfsorganisation zur Übergabe gezwungen worden. Sir James Salter betont in seinem Buch, daß diese Gefahr ihm und allen, die die Lage übersehen konnten, im April 1917, als der U-Boot-Krieg auf der Höhe seiner Erfolge stand, nahe gerückt schien, und nur durch das Convoy-System, zu dem sie die höchste Not bekehrte, abgewendet wurde. Fest steht jedenfalls als geschichtliche Tatsache, daß planmäßig durch öffentliche Organe geleitete Bedarfswirtschaften auf beiden Seiten jahrelang im ganzen befriedigend funktioniert haben, und daß beide Parteien deren

Überlegenheit über die herkömmliche private Profitwirtschaft, wenigstens im Falle höchster Anforderungen im Kriege, durch ihre Maßnahmen anerkannt haben.

Rathenau summierte seine Kriegserfahrungen mit Hinblick auf sein Hauptproblem, – die Überwindung der Mechanisierung durch ein »Reich der Seele«, – in dem im Februar 1917 erschienenen Buche »*Von kommenden Dingen*« und ergänzend in der im Januar 1918 herausgegebenen Schrift »*Die Neue Wirtschaft*«. Die Gedanken, die er hier entwickelt, stecken im Keim schon in seiner 1901 veröffentlichten »*Physiologie der Geschäfte*«. In der Zwischenzeit hatte sie jedoch ein erstes Mal, wie schon dargelegt, das Erlebnis der »Seele«, und jetzt zu zweit der Krieg, weit über ihre erste Fassung hinausgetrieben und präzisiert: das Erlebnis der »Seele«, indem es ihm ein Ziel gab, das transzendent d. h. jenseits von Wirtschaft und Politik lag, der Krieg, indem er Wirtschaftsformen ins Leben rief, die Vorbilder für eine neue, übermechanistische Wirtschaft boten, und einen Gesinnungswandel beschleunigte, der die Hoffnungen auf eine kommende Reform zu rechtfertigen schien.

Drei Zeittendenzen sind es, die vom Kriege gefördert, über die Mechanisierung hinaus, – nach Rathenau auf ein kommendes »Reich der Seele« hinweisen: in der öffentlichen Meinung *ein Verächtlichwerden des bloßen Reichtums (oft in Gestalt des »Antisemitismus«), der einer wachsenden Schätzung der Verantwortung entspricht*, in der Wirtschaft eine *fortschreitende Entpersönlichung des Besitzes*, die durch die Ausbreitung der Aktiengesellschaft und das Überhandnehmen von gemeinwirtschaftlichen Unternehmungen (Kriegsgesellschaften) bedingt wird; in der Politik eine *Entwicklung vom Obrigkeitsstaat zum Volksstaat*.

»Wie setzt sich«, – fragt Rathenau – unter Berücksichtigung dieser Zeittendenzen »die transzendente Aufgabe in die pragmatische um? *Die transzendente Aufgabe lautet: Wachstum der Seele; wie lautet die pragmatische?*« (*praktische*). (Von kommenden Dingen S. 64.)

Antwort: *Der erste Schritt müßte die Aufhebung des proletarischen Verhältnisses sein*. Denn der proletarische Druck ist der schwerste, der heute auf der Seele lastet. Aber ist die Abschaffung des Proletariats, d. h. einer enterbten, durch Not zur Arbeit gezwungenen Unterschicht möglich, *ohne den Produktionsprozeß lahmzulegen?* Würde eine klassenlose Gesellschaft genügend produzieren, um zu leben? Kurz gesagt: *Ist es nötig, heute Sklaven zu halten?* Robert Owen, der große Baumwollspinner und Begründer des englischen Sozialismus, erzählt in seinen Erinnerungen, daß er mit siebzehn Jahren, um 1788 herum, als Verkäufer in einem Warenhaus in London bis zu achtzehn Stunden am Tage arbeiten mußte. Das klingt kaum glaublich. Aber in dem soeben erschienenen für die Englische Liberale Partei ausgearbeiteten Wirtschaftsprogramm (»*Britain's Industrial Future*« bei Ernest Benn, London 1928, S. 390) wird erwähnt, daß gegenwärtig (1928) in England Botenjungen im Alter von sechzehn bis siebzehn Jahren sechzig, siebzig und bis zu zweiundachtzig Stunden in der Woche arbeiten;

ja in Einzelfällen von acht Uhr morgens bis Mitternacht oder ein Uhr, also sechzehn bis siebzehn Stunden täglich. (A. a. O. S. 388.) *Ist es im Interesse der Sklaven nötig?* Wenn nur durch einen Stand von Enterbten die für alle unentbehrliche Menge von Verbrauchsgütern und Leistungen erzielt werden könnte, dann müßte die Antwort: Ja, lauten: das proletarische Verhältnis wäre gerechtfertigt, etwa wie im Bienenstaat die Unterordnung der Arbeitsbienen unter die Königin, in Platos Staat die Sklaverei. Rathenau unternimmt es daher nachzuweisen, daß ein Proletariat, eine enterbte Unterschicht für die Erhaltung der Produktion bei dem Stande der Technik, der öffentlichen Meinung und der privaten Gesinnungen nach dem Kriege nicht mehr notwendig ist.

Bisher waren die wichtigsten *Antriebe zur Produktion* Hunger und Habsucht, Genußsucht und Ehrgeiz. Die kapitalistische Welt ist das Tag für Tag neu erzeugte Erzeugnis dieser Antriebe. Und da diese Beweggründe ihre schöpferische Stoßkraft der Unantastbarkeit und Vererblichkeit des Privateigentums und damit dem Bestehen einer erblich bevorzugten, gesetzlich in ihrem Fundament unantastbaren Herrenkaste, der sogenannten Bourgeoisie verdanken, so ist auch als notwendiges Gegenstück der Bourgeoisie, so lange der Produktionsprozeß vorzüglich von diesen Beweggründen in Gang gehalten wird, ein erblich von Geburt an benachteiligtes Proletariat notwendig. Doch schon vor dem Kriege hat Rathenau, wie wir gesehen haben, das Zurücktreten dieser Beweggründe hinter andere festgestellt. Der Krieg, der die Unantastbarkeit des Privateigentums zum alten Eisen geworfen hat, hat gleichzeitig andere Antriebe begünstigt.

Zunächst ein Wiederhervortreten der *Schaffensfreude*. Die modernen Arbeitsformen haben durch äußerste Teilung und Rationalisierung der Arbeit für die meisten Arbeiter und Angestellten die Schaffensfreude zu einem nur vom Hörensagen gekannten Luxus gemacht. Aber allmählich tritt ein Umschwung ein. Der Produktionsprozeß hat, wie Rathenau in seiner nach der Revolution (1919 bei Eugen Diederichs) erschienenen kleinen Schrift » *Autonome Wirtschaft*« (S. 7) darlegt, » *die Tendenz, Handarbeit in Überwachungsarbeit zu verwandeln und sie hierdurch gewissermaßen zu vergeistigen.*« Allerdings würde das nicht genügen, denn »diese Umwandlung dauert zu lange und geschieht nicht restlos«. Aber sie wird ergänzt durch die im Kriege überall fortgeschrittene Heranziehung des Arbeiters zu einer *Verantwortung über seine Handlangerdienste hinaus*. » *Wird die Verantwortung innerhalb der Verrichtung nebensächlich, so muß sie außerhalb der Verrichtung durch Anteil an der Arbeitsverwaltung gesteigert werden. Die vorläufige Lösung ist das Mitbestimmungsrecht des Arbeiters und Beamten im Unternehmen.*« (A. a. O.) Die endgültige Lösung, von der später zu reden sein wird, ist die » *Neue Wirtschaft*«, die Zusammenfassung der gesamten Wirtschaft zu *Selbstverwaltungskörpern*, in denen jeder Arbeiter ein Mitbestimmungsrecht ausübt. Hier muß es genügen, diesen

Weg zunächst anzudeuten und festzustellen, daß *Schaffensfreude in Gestalt von Verantwortung* bestimmt ist, im Produktionsprozeß als Antrieb eine wachsende Bedeutung zu gewinnen.

Aber nicht bloß die Arbeitsteilung tötet die Schaffensfreude, sondern noch mehr *die Not, der Zwang*, eine verhaßte Arbeit zu verrichten. Gerade die Aufhebung des proletarischen Verhältnisses würde also eine der ärgsten Hemmungen der Schaffensfreude beseitigen. Erst wenn der Daseinskampf über krasse Lebensgefahr emporgehoben ist, » *erst dann* ist Raum geschaffen für die reinen Kräfte, die das künftige Willensdasein bewegen sollen ... *Freiheit von Erbfron ist nötig, Freiheit von Not und Freiheit der Berufswahl*; von diesen Bedingungen haben wir gesprochen; sie sind erfüllbar. Sind sie erfüllt, so bedarf es nicht mehr des Antriebes unedler Bewegungskräfte, der Despotengeißel, Gier und Angst.« (Von kommenden Dingen S. 207 bis 209.)

In diesem Punkte decken sich Rathenaus Anschauungen mit denen von Kropotkin, aber widersprechen wieder denen von Marx, der im »Kommunistischen Manifest«, von zynischer Beurteilung des Menschen ausgehend, »gleichen Arbeits *zwang* für alle, Errichtung industrieller Armeen, besonders für den Ackerbau« forderte. Auf den Einwand, daß ohne Zwang die Mehrzahl oder wenigstens eine untragbar große Zahl von Menschen nicht arbeiten würde, antwortet Kropotkin, daß »Arbeitsscheu vielleicht bei Wilden verbreitet, für die große Masse der zivilisierten Nationen Arbeit dagegen *eine Gewohnheit* und Trägheit ein künstliches Gewächs sei«. (Kropotkin »Der anarchistische Kommunismus« S. 31.) Wer hat recht? Kropotkin oder Marx? Unter den von Rathenau angenommenen Voraussetzungen: freier Berufswahl, gesteigerter Verantwortung des Arbeiters, erhöhten Drucks der öffentlichen Meinung, der einer moralischen Nötigung gleichkäme, Ausschaltung widerwärtiger Arbeiten durch maschinelle Verrichtungen, wird, meine ich, zuzugeben sein, daß in einer *planmäßig für den Bedarf* und daher, wie die Kriegsindustrie, ohne ernstere Absatzkrisen arbeitenden Wirtschaft *die Gesamtzahl der Arbeitslosen und Arbeitsscheuen* kaum größer sein dürfte, als in der heutigen Gesellschaft die Durchschnittszahl der gegen ihren Willen *Arbeitslosen*; und daß daher auch ohne eine zur Arbeit durch den Hunger genötigte Unterschicht mindestens ebensoviel wie heute erzeugt und geleistet werden würde. In denjenigen preußischen Beamten- und Adelsfamilien, welche vor dem Kriege ihren Söhnen ein gesichertes arbeitsloses Auskommen bieten konnten, ist unter dem Druck des Standesbewußtseins, d. h. weil es nicht zum »guten Tone« gehörte, nichts zu tun, die Zahl der Müßiggänger verschwindend gering gewesen. Und außerdem wird bei fortschreitender Rationalisierung der Arbeit und Erhöhung der Produktivität in Zukunft möglicherweise das schwierigste Problem nicht die Beschaffung der notwendigen Arbeitskräfte, sondern die Unterbringung der überschüssigen sein.

Es kommt hinzu, daß bei Ausschaltung der Not ein anderer Antrieb unermesslich verstärkt werden würde: *das Gefühl der Solidarität*. Über das Anwachsen dieses Gefühls und seine Verwurzelung in der fortschreitenden Verflechtung der Menschheit ist bereits gesprochen worden. Schon vor dem Kriege hatte Rathenau in der »Mechanik des Geistes« seine Bedeutung für die Neugestaltung der Welt betont. Durch den Krieg, der die Erkenntnis von der unlösbaren und täglich engeren Verflochtenheit der Menschen und Völker zu einem Gemeingut aller gemacht hat, hat sich das Solidaritätsgefühl mächtig entwickelt. Durch die Ausschaltung der Not aus dem Konkurrenzkampf würde ihm ein weiterer, so unabsehbarer Wirkungskreis eröffnet, daß es mit einiger Zuversicht neben die Schaffensfreude als Antrieb von elementarer Kraft in den Mechanismus der Zukunftswirtschaft eingesetzt werden könnte.

Auf die Eingangsfrage: Ist eine enterbte Unterschicht heute *nötig*? antwortet Rathenau also unumwunden: *Nein*. Auf die zweite Frage, zu der dieses Nein moralisch verpflichtet: Ist die Beseitigung des proletarischen Verhältnisses in absehbarer Zeit *möglich*? ebenso unumwunden: *Ja*. Und es folgt als Beweis im Buch »Von kommenden Dingen« und vor allem in der Schrift »*Die Neue Wirtschaft*« *der große Aufbauplan einer klassenlosen Gesellschaft, in der es kein Proletariat, keine erbliche Unterdrückung, keine von Geburt an bevorzugte Herrenkaste geben würde*. Dieser Plan ist das Kernstück von Rathenaus Lebenswerk, der Niederschlag seiner ganzen Persönlichkeit, das Endergebnis aller seiner Erfahrungen: der mystischen, jenseitigen, religiösen, ebenso wie der in einem selten tätigen und vielseitigen Geschäftsleben gesammelten organisatorischen, technischen, kaufmännischen und sozialen. Was man auch im einzelnen über den Plan denken mag, zwei Dinge lassen sich ihm nicht absprechen: einmal die Ehrlichkeit des transzendenten Willens, des Willens zur Befreiung der Seele, von dem er getragen wird; zweitens die genaue Kenntnis aller wirtschaftlichen Verhältnisse, die ihm zugrunde liegt. Er ist nicht das Projekt eines Stubengelehrten oder Demagogen, und noch weniger der geistvolle Einfall eines nebenbei in Weltbeglückung machenden Dilettanten, sondern der ernsteste Teil der Lebensarbeit eines ungewöhnlich ernsten und seiner Verantwortung bewußten Mannes, der die moderne Welt und vor allem die moderne Wirtschaft wie nur wenige kannte. Ein großer Wirtschaftsorganisator redet über den Umbau der Wirtschaftsorganisation: das sollte ihm mindestens Beachtung sichern.

Die Grundanschauung, von der Rathenau ausgeht, ist die: *daß heute, zum Teil infolge des Krieges, die Beseitigung des proletarischen Abhängigkeitsverhältnisses technisch und psychologisch möglich ist ohne gewaltsamen Umsturz*. Technisch, indem die Steuerschraube rücksichtslos auf den Ausgleich der Vermögensunterschiede eingestellt wird. Psychologisch, weil der Gesinnungswandel, den der Krieg gefördert hat, die Widerstände gegen eine solche

Handhabung der Steuerschraube gebrochen hat.

Als Ergebnis des Krieges hat sich, wie Rathenau feststellt, eine »neue Denkweise« durchgesetzt, die sich in den Satz fassen läßt: » *Eigentum, Verbrauch und Anspruch sind nicht Privatsache.*« (Von kommenden Dingen S. 94.) »Eine kommende Zeit wird schwer begreifen,« meint er, »daß der Wille eines Toten die Lebenden band, daß ein Mensch befugt war, Meilen irdischen Landes abzusperren; daß er ohne staatliche Genehmigung Äcker brachlegen, Bauten vernichten oder aufführen, Landschaften verstümmeln, Kunstwerke beseitigen oder schänden konnte, daß er sich berechtigt hielt, jeden beliebigen Teil des Gesamtvermögens durch geeignete Geschäfte an sich zu bringen und, sofern er einige Abgaben zahlte, nach Gutdünken zu verwenden, jegliche Zahl von Menschen zu beliebiger Arbeitsleistung in seine Dienste zu nehmen, sofern seine Kontrakte nicht widergesetzliche Bestimmungen enthielten, jegliche Geschäftsform zu praktizieren, sofern sie nicht staatliches Monopol oder im Gesetzbuch als Schwindel erklärt war, jeden noch so unsinnigen Aufwand zum Schaden des Gesamtvermögens zu treiben, so lange er im zahlenmäßigen Verhältnis zu seinen Mitteln blieb.« (Von kommenden Dingen S. 95.)

Was folgt? Daß es heute schon möglich ist, weil in weiten Kreisen als wünschenswert anerkannt, gesetzliche Formen der Unterordnung der Wirtschaft unter das Gemeinwohl einzuführen. Daß im Rahmen dieser Neuordnung die Enterbten-Schicht des Proletariats verschwinden muß. *Daß die Neuordnung nicht dem freien Spiel der Kräfte überlassen werden kann, daß sie nicht einer Revolution überlassen werden sollte, daß also der Staat dabei durch seine Gesetzgebung eingreifen und Maßnahmen zur Abschaffung des Proletariats treffen muß.* (Neue Wirtschaft S. 218.) Welche Maßnahmen? In erster Linie eine *äußerste Einschränkung des Erbrechts.* »Unter den unantastbaren, jeder Kritik enthobenen Gütern der Menschheit findet«, so sagt Rathenau, »der Sittenbegriff der Güter- und Machtvererbung keinen Platz. Er mag uns gewohnt und vertraut sein, sakrosankt ist er nicht ... *An diesem Sittenbegriff aber hängt das ganze Wesen unserer gesellschaftlichen Schichtung ...* sie verurteilt den Proletarier zu ewigem Dienst, den Reichen zu ewigem Genuß. Sie bürdet die Verantwortung auf den Müden, der sie verleugnet, und erstickt die Schaffenskraft des Unverbrauchten, der die Verantwortung ersehnt.« (Von kommenden Dingen S. 138ff.) »Beschränkung des Erbrechts, Ausgleich und Hebung der Volkserziehung sprengen den Abschluß der Wirtschaftsklasse und vernichten die erbliche Knechtung des untersten Standes.« (A. a. O. S. 140.) »Die gesetzgeberische Regelung ist«, so meint er allerdings, »eine Frage minderer Bedeutung. Von unermeßlich größerer Bedeutung ist es, daß der künftigen Umgestaltung Änderungen der Gesinnung und ethischen Wertungen vorausgehen.« (A. a. O. S. 141.) Aber doch verlangt er im Anschluß an diese Gesinnungsänderung eine gesetzliche Reform. » *Oberhalb einer mäßigen Vermögenseinheit gehört jeder Nachlaß dem Staat.* (A. a. O. S. 148.)

Durch eine so weitgehende Einschränkung des Erbrechts, daß kein Erbe mehr als eine »mäßige Vermögenseinheit« behält, wird die Zweiteilung des Volkes in ihrer Wurzel getroffen. Aber andere Maßnahmen, die der Gesinnungswandel schon vorbereitet, müssen hinzukommen. So, eine tief eingreifende *staatliche Regelung des Verbrauches*. »*Verbrauch ist nicht Privatsache, sondern Sache der Gemeinschaft, Sache des Staates, der Sittlichkeit und Menschheit.*« (A. a. O. S. 98.) »Die Arbeitsjahre, die der Herstellung einer kostbaren Nadelarbeit, eines gewobenen Schaustückes dienen, sind unwiderruflich der Bekleidung der Ärmsten entzogen, die sechsfach geschorenen Rasenflächen eines Parkes hätten mit geringerem Aufwand Korn getragen, die Dampfyacht mit Kapitän und Mannschaft, Kohlen und Proviant ist dem nutzbringenden Weltverkehr auf Lebenszeit entzogen. – Wirtschaftlich betrachtet ist die Welt, in höherem Maße die Nation, eine Vereinigung Schaffender; *wer Arbeit, Arbeitszeit und Arbeitsmittel vergeudet, beraubt die Gemeinschaft.*« (A. a. O. S. 97.) Das nächstliegende Mittel zur Regelung des Verbrauches ist *ein ausgedehntes, teilweise an die Grenzen der Prohibition getriebenes System von Zöllen, Steuern und Abgaben auf Luxus und übermäßigen Verbrauchsgenuß*. – Dieses System soll *kein finanzielles* sein: »der Ertrag ist eine gleichgültige Nebenwirkung; *sein Sinn liegt ausschließlich in der Beschränkung.*« (A. a. O. S. 142.) Und zwar soll der Verbrauch so besteuert werden, »daß oberhalb eines auskömmlichen Mindestsatzes auf jeden Kopf berechnet (an einer anderen Stelle nennt Rathenau dreitausend Mark Jahresaufwand für eine Familie) für jede Mark weiteren Verzehrs zum mindesten eine Mark dem Staate gebührt.« (A. a. O. S. 105.) »Auf Tabak, Spirituosen ... vor allem auf gefertigte Luxuswaren (auch von den im Lande gefertigten) sind Zölle und Abgaben zu erheben, *die bis zum Mehrfachen des Wertes ansteigen ... Zu besteuern ist der Raumaufwand; abgesperrte Parkanlagen, luxuriöse Gebäude und Wohnräume, Remisen und Garagen sollten zu den Lasten des Landes beitragen. Persönliche Bedienung, in starker Progression der Kopfzahl und der Gehälter, Luxuspferde, Equipagen und Automobile, Beleuchtungsaufwand, kostbares Material, Rang und Titel sind Steuerobjekte nicht im Sinne des Finanzertrages, sondern der Beschränkung.*« (A. a. O. S. 143.)

So einschneidend die Besteuerung des Verbrauchs ist, sie berührt doch schließlich nur den äußeren Umkreis der Herrenrechte; ins Herz treffen sie Rathenaus Vorschläge für einen *Ausgleich des Besitzes, die auf ein völliges Wegsteuern des privaten Reichtums hinauslaufen*. »*Besitzverteilung*«, sagt er, »*ist ebensowenig Privatsache wie Verbrauchsanrecht.*« (Von kommenden Dingen S. 125.) Man spürt aus nicht allzu weiter Ferne den eisigen Hauch von Proudhons Wort: »*La propriété c'est le vol.*« Namentlich, da die Begründung staatlicher Eingriffe in die Besitzverhältnisse revolutionär, ja klassenkämpferisch ist. »*Eine Mehrzahl von Besitzern*

vereinigt sich, zumal wenn Erbllichkeit ihres Rechts gegeben ist, zur Klasse. Außer auf Sicherung sind sie auf Zuwachs bedacht; mögen sie untereinander kämpfen: *der Hauptgegner bleibt der Unterworfenen*, und um so mehr, wenn dieser nicht grundsätzlich vom Besitz ausgeschlossen ist, sondern erwerben kann oder gar bereits besitzt. *Das dringende Interesse besteht, den Enterbten machtlos zu halten, die Machtmittel der Bildung, der Organisation und des Besitzes ihm zu verschließen*, ihm Rechte und Verantwortung nur so weit zu gewähren, als die Erhaltung des notdürftigen Gleichgewichts jeweils erfordert ... Zwei Begleiterinnen steigen empor: ... die eine, untrennbar mit dem Besitz verbunden und im künftigen Verlauf je mehr in den Vordergrund tretend, *die Macht*; die andere durch lange Überlieferung, jedoch vielleicht nicht für immer ihr anhaftend: *die Erbllichkeit: Vereinigt bilden sie die Macht der Klasse.*« (A. a. O. S. 110ff.) » *Heute leben wir, wirtschaftlich betrachtet, in der gesamten zivilisierten Welt unter der Herrschaft einer gewaltigen Plutokratie.*« (A. a. O. S. 120.) (Variation des ihm so bitter verübelten Wortes: »Dreihundert Männer leiten die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents.«) » *Plutokratie ist Gruppentherrschaft, Oligarchie, und von allen oligarchischen Formen die verwerflichste.* (A. a. O. S. 121.) » *Plutokratie wirkt nicht durch gemeinschaftliche Ideale, sondern durch gemeinschaftliche Interessen.*« (A. a. O. S. 122.)

Die ethische und volkswirtschaftliche Legitimation persönlichen Reichtums wird untersucht. » *Woher stammt persönlicher Reichtum, und wie wird er erworben?*« (A. a. O. S. 127.) » *Ist Reichtum Ersparnis?* Bei der Kürze des menschlichen Lebens kann aus regelmäßigem Arbeitseinkommen zur Not ein mittlerer Wohlstand erspart werden; *die Einkünfte, die sich zum Reichtum aufhäufen lassen, sind nicht Arbeitsvergütungen*, sondern Gewinne anderer Kategorien. Die Volksmeinung, daß man durch Sparsamkeit an sich reich werden könne, ist irrig ... Wer reich werden will, muß einen allgemeinen Bedarf befriedigen. Doch dieser Vorsatz genügt nicht: denn der Wettbewerb ist zur Stelle. Er reißt einen Teil der Bedarfsdeckung an sich und verkleinert den Nutzen und schließlich erntet der Unternehmer statt der erhofften Schätze nur eine mäßige Rente oder ein mittleres Arbeitseinkommen. – Die Aufgabe der Bereicherung wird also nur dann gelöst, wenn der Unternehmer den Wettbewerb beschränken, den Nutzen nach Gutdünken bemessen, oder den Kreis der Opferwilligen beliebig ausdehnen kann. *In diese Lage bringt ihn nur das anerkannte oder erzwungene Monopol.*« (A. a. O. S. 128/129.) » *Monopole machen reich; andere Wege zum Reichtum gibt es nicht.*« (A. a. O. S. 130.) » *Zugleich wird ersichtlich, daß es nur weniger Handgriffe der gesetzlichen Ordnung bedarf, um alle Quellen des persönlichen Reichtums zu regeln und, wenn es nötig scheint, zu schließen.*« (A. a. O. S. 131.) Der Krieg aber hat die Vorstellung von der Unantastbarkeit des Privateigentums tief erschüttert. Eingriffe des Staates in die Besitzrechte, Eingriffe bis zur Enteignung, erregen in der öffentlichen Meinung kaum noch Widerspruch, weil die Anschauung Gemeingut geworden ist, daß Interessen aller wirtschaftliche Rechte einzelner

aufheben. *Der Satz: »Wirtschaft ist Sache aller bedeutet den ersten Schritt ins Reich des Künftigen.«* (Von kommenden Dingen S. 297.) *Die Bahn ist daher frei für eine Regelung der Besitzverhältnisse, einen Ausgleich der Besitzunterschiede durch den Staat.*

Unter den Gründen, die Rathenau für die Beseitigung von Besitzungleichheiten anführt, legt er das größte Gewicht auf das *Bildungsmonopol*, das sie Kindern reicher Eltern sichern; »unsere Zeit ... ist müde zu bemänteln, daß an jedem Staatsbürger, dem von seiner Kindheit an die Bildungsmittel der Epoche vorenthalten werden, ein Raub geschieht; ein Raub am Menschen und ein Betrug am Staat.« (A. a. O. S. 111.) Sie fordert daher allgemeinen und gleichen Unterricht für alle. Aber »so wohl gemeint diese Absicht, so bedingt ist ihre Erfüllung ... Aus Mietpalästen und Vorstadthäusern werden die kleinen Klassenfeinde herbeigeht und als Klassennachbarn untergebracht. Die einen gepflegt und standesbewußt, an wohlgesetzte Gespräche Erwachsener gewöhnt, von leidlichen Manieren, leichtem Ausdruck, im Besitz der zarten Bildungsansätze, die aus einer Umgebung von guten Büchern, Kunstwerken, aus Reisen und gelegentlichem Vorunterricht erwachsen, frisch, ausgeschlafen, gut genährt, körperlich geübt. Die andern so ziemlich das Gegenteil. Nun wird von ihnen eine neue Haltung, Sprache und Anschauung verlangt, sie sollen aus einem gewohnten Kreise heraustreten und mühsam, neben dieser Verwandlung, die einen Teil der Kräfte und des Willens verzehrt, die neuen Kenntnisse erwerben, die den Gutgekleideten so leicht werden, ja die sie zum Teil schon besitzen. Verlegenheit und Hilflosigkeit treten hinzu, wandeln sich auch wohl in Starrköpfigkeit, wenn den kleinen Bürgern dunkel und schmerzlich der Abstand fühlbar wird, der sie und die ihren von den Glücklichen trennt. Nur ungewöhnliche Willenskraft und Begabung wird ihn unter dieser Belastung überbrücken und vielleicht ohne Ergebnis für das Lebensziel, die übrigen sinken nach kurzer Berührung zurück in tiefere Hoffnungslosigkeit, die nicht mehr dem äußeren Geschick allein, sondern der vermeinten eigenen Unzulänglichkeit die Schuld zumißt.« (A. a. O. S. 112.) »*Nur auf der Grundlage ähnlicher Lebensumstände, Häuslichkeit und bürgerlicher Herkunft kann gleichartige Erziehung fruchten ... Abermals finden wir uns zu einer Politik des wirtschaftlichen Ausgleichs aus sittlicher Notwendigkeit hingewiesen.*« (A. a. O. S. 113.)

Rathenau fordert also, daß jeder private Reichtum *fortlaufend* durch Vermögens- und Einkommensteuern völlig weggesteuert werde: »*jedoch nicht wie bisher im Sinne einer Notquelle für den Staat*, mit Bangen auferlegt und mit Unmut entrichtet, sondern vielmehr *als Anerkennung dafür, daß oberhalb eines bürgerlichen Auskommens der Erwerbende nur bedingter Mitbesitzer des Erworbenen ist, und daß es dem Staate frei steht, von seinem Überschuß ihm so viel oder so wenig zu belassen wie er will.*« (Von kommenden Dingen S. 143ff.) Diese Forderung geht, wenn man sie ernst nimmt, über die des sozialdemokratischen Programms weit hinaus, das Ungleichheiten des Besitzes nicht ausschließt, nähert sich dem Kommunismus.

Aber hat Rathenau sie ernst gemeint? Ist sie nicht vielleicht bloß eine rote Fahne, die er zum Fenster seiner nach wie vor kapitalistischen Wirtschaft hinaushängt? Die Antwort gibt sein ganzes System; denn gerade diese Forderung weitesten Besitzausgleichs hängt aufs engste zusammen mit seinem Ziele: Beseitigung aller Hindernisse, die die freie Entfaltung des Menschen hemmen; ja, sie ist unter den heutigen Verhältnissen von diesem Ziele nicht zu trennen, insofern in unserer Zivilisation Unbildung innere Freiheit unmöglich macht. Das Christentum, das ebenfalls ein Reich innerer Freiheit in der Seele des Menschen predigte, konnte auf Besitzausgleich, Gütergemeinschaft verzichten, aber erst als die antike Zivilisation im Sinken war, und Bildung und Wissen unnötig wurden, um den Besten der Zeit seelisch gewachsen zu sein.

Mit der Forderung der völligen Beseitigung des Reichtums Privater kehrt das Problem des ausreichenden Antriebs zum Schaffen, das das Verschwinden einer durch den Hunger zur Arbeit gezwungenen Enterbtenschicht stellt, in einer anderen Form wieder, als Frage: welche Antriebe *den wirtschaftlichen Führer und Bahnbrecher*, allen Widerständen zum Trotz, bewegen sollen, hervorzutreten, sich durchzusetzen, große Verantwortungen zu übernehmen, wenn der Antrieb außerordentlicher persönlicher Bereicherung fortfällt? Kein Einwand gegen einschneidende soziale Reformen wird so oft vorgebracht wie der, daß unter einer den persönlichen Profit stark einschränkenden oder völlig ausschließenden Wirtschaftsverfassung die Antriebe zum Fortschritt fehlen, Stagnation und Rückschritt daher unvermeidlich sein würden. »Kann es geschehen, daß der Mechanismus der Gesellschaft, solcher Triebkräfte beraubt, abstirbt, daß die Zivilisationsarbeit der Erde abreißt, die leiblichen und geistigen Güter der Menschheit verkommen? Oder bleiben Kräfte lebendig, die den planetaren Prozeß unter reineren Bedingungen fortsetzen?« (Von kommenden Dingen S. 206.) Rathenau erteilt sich selbst gleich die Antwort: *die Sorge ist unberechtigt*, denn auch in der Führernatur wirken, ebenso wie in dem von Not befreiten Proletarier, *die Schaffensfreude, die Liebe zu seinem Werk, das Gefühl der Solidarität*; wirken als Antriebe, nicht nur im hergebrachten Trott mitzuarbeiten, sondern auch als Neuerer, Führer und Bahnbrecher sich durchzusetzen. Hinzu kommen aber noch die wahren Hauptmotoren des geborenen Führers: *der Wille zur Macht und der Wille zur Verantwortung*, die ihn, auch abgesehen von Genuß und Gewinn, zur Übernahme erhöhter Arbeitsleistung und großer Risiken geneigt machen. Daher läßt sich das Problem wirtschaftlicher Führerschaft in einer Gesellschaft, wo der Einzelne für sich keinen Reichtum erwerben kann, doch bewältigen, » *und zwar durch entschiedene Trennung der drei Wirkungsformen des Vermögens: des Anrechtes auf Genuß, des Anrechtes auf Macht, des Anrechtes auf Verantwortung.*« (Von kommenden Dingen S. 118.) D. h. *man soll der Führernatur die Aussicht auf Macht und Verantwortung lassen; dann kann man ihr ruhig die Aussicht auf*

*persönlichen Profit nehmen: sie wird deshalb nicht weniger schaffensfreudig und schöpferisch sein.*

Um so mehr kann man hierauf rechnen, als die vom Hochkapitalismus auf seiner letzten Stufe ausgebildeten Wirtschaftsformen aus sich heraus eine » neue Denkweise« der großen Unternehmer hervorbringen. In seiner bald nach dem Buch »Von kommenden Dingen« im Oktober 1917 veröffentlichten glänzenden kleinen Schrift » Vom Aktienwesen«, die eine Art von Erkundungsritt vor dem Durchbruch zu neuen Wirtschaftsvorstellungen in der »Neuen Wirtschaft« ist, stellt Rathenau fest, daß »die Großunternehmung heute überhaupt nicht mehr lediglich ein Gebilde *privatrechtlicher* Interessen ist; sie ist vielmehr, sowohl einzeln wie in ihrer Gesamtzahl, ein nationalwirtschaftlicher, der Gesamtheit angehörender Faktor, der zwar *aus seiner Herkunft, zu Recht oder zu Unrecht, noch die privatrechtlichen Züge des reinen Erwerbsunternehmens trägt*, während er längst und in steigendem Maße *öffentlichen* Interessen dienstbar geworden ist.« (Gesammelte Schriften Bd. V, S. 154.) »Fast ausnahmslos«, sagt er schon in dem früheren Buch »Von kommenden Dingen«, »tragen diese Unternehmungen *die unpersönliche Form der Gesellschaft. Niemand ist ständiger Eigentümer*; ununterbrochen wechselt die Zusammensetzung des tausendfältigen Komplexes, der als Herr des Unternehmens gilt ... Dieses Verhältnis aber bedeutet *die Entpersönlichung des Eigentums* ... Die Entpersönlichung des Besitzes bedeutet jedoch gleichzeitig die *Objektivierung der Sache*. Die Besitzansprüche sind derart untergeteilt und beweglich, daß *das Unternehmen ein eigenes Leben gewinnt*, gleich als gehöre es niemand, ein objektives Dasein wie es vormalig nur in Staat und Kirche, in städtischer, zünftiger oder Ordensverwaltung verkörpert war ... Zum Mittelpunkt werden die leitenden Organe einer Beamtenhierarchie ... *Schon heute ist der paradoxe Fall denkbar, daß das Unternehmen sein eigener Eigentümer wird*, indem es aus seinem Ertrage die Anteile der Besitzer zurückkauft ... *Die Entpersönlichung des Besitzes, die Objektivierung des Unternehmens, die Lösung des Eigentums führt einem Punkte entgegen, wo das Unternehmen sich in ein Gebilde ... nach Art eines Staatswesens verwandelt.*« (Von kommenden Dingen S. 151ff.) Diesen Zustand bezeichnet Rathenau als den der » *Autonomie*« der Unternehmung; wobei er für die juristische Begriffsbestimmung und Fortbildung dieser Unternehmungsform auf das *alte deutsche Genossenschaftsrecht* hätte verweisen können, das Genossenschaften nicht wie das Römische Reich bloß als *fiktive*, » *juristische*« Personen ansah, die ihre Rechte von denen ihrer Genossenschafter bloß ableiteten, sondern als *wirkliche, aus eigenem Recht handelnde Gebilde*, die von den zufälligen Genossenschaftern unabhängig ein eigenes Leben führten. Schon *Gierke* hat auf die juristische Ähnlichkeit zwischen der modernen Aktiengesellschaft und dem nach deutschem Genossenschaftsrecht aufgefaßten Staat hingewiesen *Gierke*: »Das deutsche Genossenschaftsrecht« drei Bände 1868, 1873, 1881.. Rathenau

hat daher recht, wenn er sagt, daß die Entpersönlichung des Besitzes die Unternehmung in ein Gebilde nach Art eines Staatswesens verwandle; denn ein prinzipieller Unterschied der juristischen Konstruktion besteht nicht zwischen einer solchen mit eigenem Leben begabten wirtschaftlichen Unternehmung und der als Staat bezeichneten Genossenschaft aller Bürger eines Landes.

Ganz natürlich folgt dieser objektiven Entwicklung des Unternehmens *die subjektive psychologische Entwicklung des Unternehmers*. »Soweit größere Privatunternehmer noch bestehen, haben sie sich längst gewöhnt, ihr Geschäft unter der objektiven Gestalt der Firma als ein selbständiges Wesen zu betrachten. Dieses Wesen führt eigene Rechnung, arbeitet, wächst, schließt Verträge und Bündnisse, nährt sich vom eigenen Ertrage, *lebt als Selbstzweck*. *Daß es den Inhaber ernährt, ist, wo nicht Nebenwirkung, in den meisten Fällen nicht Hauptsache*; ein tüchtiger Geschäftsmann wird dazu neigen, seinen und seiner Familie Verbrauch mehr als nötig zu beschränken, um der Firma reichlichere Mittel zur Erstarkung und Ausdehnung zuzuführen. *Das Wachstum und die Macht seines Geschöpfes ist des Besitzers Freude; weitaus mehr als der Ertrag*. Die Habsucht weicht dem Ehrgeiz und der Schaffenslust. – Gesteigert findet sich diese Denkweise in den Häuptern großer Gesellschaftsunternehmungen. Hier herrscht schon heute *der gleiche Beamtenidealismus wie im Staatsbetriebe*. Die leitenden Organe sorgen für Zeiten, in denen sie nach menschlichem Ermessen längst nicht mehr dem Unternehmen angehören werden. Fast ausnahmslos kämpfen sie dafür, dem Unternehmen den größten Teil seiner Erträge zu wahren, den kleinsten Teil auszuschütten, obwohl ihre persönlichen Einkünfte darunter leiden ... *Der vollkommene Ersatz der Habsucht als treibenden Motors durch Verantwortungsgefühl hat sich vollzogen*. So arbeitet die Psyche des Unternehmers in gleicher Richtung wie die Entwicklung des Besitzverhältnisses.« (Von kommenden Dingen S. 154ff.) Mit anderen Worten, *die Macht, die ein solches Riesenunternehmen dem Unternehmer bietet, ist so verlockend, daß sie für sich allein als Anreiz zu äußersten Anstrengungen genügt, auch wenn er dabei nicht übermäßig viel verdient*.

Doch hier erhebt sich ein anderer Einwand: *würde ein allgemeiner Vermögensausgleich nicht alle bloß gleich arm machen?* Rathenau berechnet, daß bei einem Stand der Produktion in Deutschland wie vor dem Kriege, unter Berücksichtigung der notwendigen Rücklagen für Erneuerung und Erweiterung der Produktionsmittel, jede Familie etwa den Wert von dreitausend Mark Einkommen beanspruchen könnte. Das ist, selbst wenn man der Geldentwertung entsprechend die Summe heute auf etwa viertausend Mark erhöht, ein Familieneinkommen, das in der Tat nur die bescheidenste Lebenshaltung ermöglicht. Und deshalb ergibt sich als dringendste Aufgabe für die Neue Wirtschaft » *durch innere Umformung ... ihren Wirkungskreis so weit zu steigern, daß der Ertrag menschlicher Arbeit bei natürlicher, unpedantischer*

*Aufteilung dem einzelnen würdige Lebensbedingungen und der Gemeinschaft freie Kulturentfaltung sichert!*« (»Neue Wirtschaft« S. 207.) Und als wirtschaftliches Ziel: » *die Hebung des wirtschaftlichen Wirkungsgrades.*« (A. a. O. S. 208.)

Praktisch vielleicht der wichtigste und unanfechtbarste Teil von Rathenaus Reformprogramm ist der, der sich auf Hebung der Produktion und bessere Befriedigung des Bedarfs bezieht. »Dem Wirkungsgrade einer Wirtschaft«, sagt er, »ist eine theoretische Grenze nicht gesetzt. Es sind Werkstätten denkbar, so vollkommen mechanisiert, daß die leichte Aufsicht eines Mannes genügt, um das Uhrwerk der Produktion im Gang zu erhalten; es gibt Betriebe, vor allem in der chemischen und elektrischen Industrie, die diesem Zustand überraschend nahekommen. Denkt man sich ein Land mit tausend arbeitenden Bewohnern in dieser Weise bereitet, so bleibt die Gütermenge, die es erzeugen könnte, ungemessen, und somit der Verzehranteil des einzelnen, sofern eine einigermaßen gerechte Verteilung obwaltet, ein beliebig großer. Einer Begrenzung durch Rohstoffmangel des Planeten sind wir einstweilen noch so fern, daß wir diese Sorge ausschalten dürfen. – Doch läßt sich der Zustand vollkommener Produktionsmechanisierung nicht mit einem Schlage durchführen; *er läßt sich nicht einmal über ein bestimmtes Maß beschleunigen. Denn alle Mechanisierung erfordert Einrichtungen, und diese enthalten ein ungeheures Maß von aufgespeicherter Arbeit und Erfindung, von lebendigem Kapital ... ihre Vermehrung kann nicht schneller fortschreiten, als die jährliche Ersparnis der Welt ... mit der sie gleichbedeutend ist ...* Jede Arbeitersparnis kommt der Vermehrung des Einrichtungsparks der Erde zugute, und seine Ausfüllung in Jahrhunderten wird bewirken, daß der Nutzeffekt der Arbeit sich erhöht, die verfügbare Verzehrmenge wächst, die Arbeitszeit sich verkürzt und die Lebenshaltung sich erhöht ... *Jede nach dem Stande der Technik vergeudete Arbeitsstunde ist daher ein nationaler Verlust.*« (»Neue Wirtschaft« S. 208ff.)

Von diesem Gesichtspunkt der Arbeitsvergeudung kritisiert er unser heutiges Wirtschaftssystem in Grund und Boden. Sein Grundfehler sei » *die wissentlich oder unwissentlich falsche Lenkung des gesamten Erzeugungsvorganges.*« (A. a. O. S. 211.) Sie ergebe sich aus der *ungeregelten Konkurrenz* und der *Einstellung auf den bloßen Profit*, die der Befriedigung von Luxusbedürfnissen vor der des notwendigen Bedarfs der Allgemeinheit den Vorzug gibt. »Wenn wir zwei bis drei Milliarden jährlich für berauschende Getränke ausgeben, wenn wir hunderte von Millionen für Putz, Tand, Schaustellungen opfern, und wenn zehntausende von kräftigen Männern in einer Großstadt hinter Ladentischen lauern, wenn hunderttausende jahraus, jahrein auf der Eisenbahn liegen, um den Konkurrenzkampf von Handelsgeschäften auszufechten, mit dem Ergebnis, daß jede Firma am Jahresende nicht viel mehr und nicht viel weniger verkauft hat als im Vorjahr, so handelt es sich nicht um einen bloßen Verlust an nationaler Ersparnis, sondern *um eine Mißleitung des ganzen Produktionsvorganges*, durch die ins

Ungemessene Kräfte, Materialien vergeudet, Arbeitsmittel gesperrt, die Erzeugungskosten verteuert und äußere Wettbewerbskräfte verringert werden.« (A. a. O. S. 212.)

Die Wirtschaft ist also schon *im ganzen* falsch eingestellt; aber noch dazu *auch im einzelnen falsch und verschwenderisch organisiert*. Ihre Organisationsfehler zählt Rathenau unter vier Kapiteln auf:

*I. Bei gleichen Kraftmengen und Arbeitsstunden erzeugen verschiedene Betriebe ein überraschend ungleiches Quantum von Gütern.* Ursachen der Unterproduktion vieler Betriebe sind: ihr falscher Standort, ihre veralteten Einrichtungen, die mangelhafte Ausnutzung der kraft- und arbeitsparenden technischen Neuerungen. »Der bloße Kohlenverbrauch Deutschlands könnte auf die Hälfte verringert werden, wenn alle Betriebe wissenschaftlich durchdrungen und geordnet und alle Kraftquellen erschlossen würden. Diese Ersparnis würde weit in den Schatten gestellt durch den Gewinn an Arbeit, Material und Transport und die Steigerung der Leistungsfähigkeit und Umsatzmengen, wenn die Durchforschung und Reform sich zugleich auf Lage und Anlage, auf Einrichtung und Betrieb erstreckten.« (A. a. O. S. 216ff.)

*II. Zersplitterung der Erzeugung in Werkstätten und Typen,* die einer planmäßigen, wissenschaftlich durchdachten *Arbeitsteilung zwischen verschiedenen Betrieben und dadurch der Massenherstellung von Gütern im Wege steht.* »Auf dem Begriff der Massenbewältigung und Arbeitsteilung beruht unsere gesamte neuzeitliche Gütererzeugung ... Aber während innerhalb des einzelnen Werkes die Arbeitsteilung bewußt und im steigenden Maße durchgeführt wird, bleibt die *Arbeitsteilung von Werk zu Werk, von Gruppe zu Gruppe* überwiegend dem Herkommen und zufälligem Gleichgewicht überlassen. In den Ländern des stärksten Verbrauches und der gleichförmigsten Erzeugung, in Amerika und England, hat die *Gruppenarbeitsteilung*, wenn ich so sagen darf, die stärksten Fortschritte gemacht; die englische Baumwollindustrie verdankt einen großen Teil ihrer weltbeherrschenden Kraft diesem Grundsatz; es gibt dort gewaltige Werke, die nicht mehr als zwei bis drei Nummern spinnen, während bei uns vielfach kleinere Unternehmungen sich gezwungen sehen, gleichzeitig Grob- und Feinspinnerei zu betreiben. – *Es ist nicht abzusehen, zu welcher Verbilligung und Steigerung der Produktion die wissenschaftlich durchdachte Arbeitsteilung von Gruppe zu Gruppe führen würde.* Der Fachmann kann sich von dieser Wirkung ein Bild machen, wenn er ermißt, daß alle mittleren Werke zu Spezialfabriken umgestaltet sein würden, die bei reichlicher, gleichartiger und ununterbrochener Beschäftigung und höchster Vervollkommnung ihrer Einrichtungen, für einen einfachen, fest umrissenen Zweck sich Stäbe von auserlesenen Spezialisten halten können, die, ohne heute für diese, morgen für jene Zufallsarbeit verantwortlich zu sein, ihre ganze Kraft der Entwicklung ihres eigenen Sondergebiets widmen.« (A. a. O. S. 217, 218.)

Die Arbeitsteilung zwischen verschiedenen Betrieben des gleichen Industriezweiges setzt selbstverständlich eine weitgehende *Typisierung* der Erzeugnisse voraus. »Gelänge es in

Deutschland, und es wird gelingen, wenn auch nicht auf dem Wege des freien Spiels, die *Normalisierung und Typisierung* so weit durchzuführen, als ein wissenschaftlicher Arbeitsprozeß es fordert ..., so wäre bei geeigneter Arbeitsteilung von Werk zu Werk zum mindesten die Verdoppelung der Erzeugung bei gleichbleibender Einrichtung und gleichbleibenden Arbeitskosten gesichert. (A. a. O. S. 221.)

III. Ebenso unwirtschaftlich wie die sozusagen *horizontale Arbeitsteilung* zwischen verschiedenen Betrieben der gleichen Produktionsstufe ist in der heutigen Wirtschaft die *senkrechte Arbeitsteilung zwischen den Betrieben*, die der Urstoff auf seinem Wege zum Zwischenprodukt, Halbprodukt und Endprodukt, und dann vom letzten Erzeuger zum Großhandel, Zwischenhändler, Kleinhändler und Verbraucher durchmacht. »Zur Verteilung nebensächlicher Genußmittel und Verbrauchsgegenstände, wie Tabak, Schreibzeug, Seife, zur Kundenanwerbung durch Eisenbahnfahrten sind der wirtschaftlichen Produktion Armeen junger und schaffenskräftiger Menschen entzogen, deren Bestandszahlen mit sechs Stellen geschrieben werden.« (A. a. O. S. 224.)

IV. *Schließlich fehlt ein ausreichender Schutz der nationalen Arbeit: Schutz gegen die Konkurrenz von außen, Schutz gegen die Vergeudung im Innern.* Solange der wirtschaftliche Nationalismus die Welt beherrscht, dürfen wir »auf unsere Kosten nicht fremde Arbeiter und Angestellte beschäftigen, fremde Kapitalrenten tragen.« Diese Haltung werde »schließlich zu der Einsicht beitragen, daß *auch die Wirtschaft der Welt eine Gemeinwirtschaft ist und sein soll.*« (A. a. O. S. 226.) Aber »vor allem kann das alte sinnlos gewordene Recht aus der Zeit des Kräfteüberflusses nicht unangetastet bleiben, das Recht eines jeden, der es bezahlen kann, über nationale Arbeitskräfte zu persönlicher Bequemlichkeit und Schaustellung, oder zu beliebigen, vermeintlich wirtschaftlichen Zwecken nach Gutdünken zu verfügen ... War es bisher jedem Erben und Mitgiftempfänger freigestellt, sich mit einem Troß von Lakaien zu umgeben, oder, wenn er sich wirtschaftlich zu betätigen wünschte, Arbeiter, Meister, Beamte anzuwerben, mit ihren Kräften und mit zusammengerafften Betriebsmitteln sich auf einem beliebigen, ihm interessant und aussichtsvoll erscheinenden Gebiete industriell zu üben, so wird künftig die sachliche Bedürfnisfrage entscheiden müssen. *Diese Frage des objektiven, wissenschaftlich prüfbaren und nachweisbaren Bedürfnisses wird in den Mittelpunkt aller wissenschaftlicher Entschlüsse treten.*« (A. a. O. S. 228.)

Die Ausmerzung dieser Fehler, die Neugestaltung der Wirtschaft nach richtigeren Methoden und Richtlinien, die fortgesetzte Steigerung ihres Ertrages, um der Allgemeinheit eine immer höhere Lebenshaltung zu gestatten, die Verdrängung der privaten Profitwirtschaft durch eine auf den Bedarf planmäßig eingestellte Gemeinwirtschaft, *können aber nicht dem freien Spiel der Kräfte überlassen bleiben.* In einem gewissen Widerspruch zu seiner

Geringschätzung von »Einrichtungen« im Vergleich zu Gesinnungen befürwortet Rathenau ganz unumwunden eine planmäßige, mit ausreichender Macht durchgeführte und später auf feste Einrichtungen sich stützende »Neue Wirtschaft«. » *Sowenig wie die innere technische Reform der Einzelwerke kann die Gruppenteilung der Arbeit dem freien Spiel der Kräfte überlassen bleiben; nur die zusammenfassende Neuordnung der Wirtschaft kann diese Aufgabe ebenso wie die folgenden bewältigen.* Denn ... *aller guter Wille bleibt, sofern er nicht von entscheidender Autorität getragen ist, vor der eigensinnigen Zersplitterung des Absatzes und Marktes machtlos.*« (A. a. O. S. 218.) Seine eigenen Erfahrungen bei der Errichtung der Kriegswirtschaft werden ihn von der Notwendigkeit einer jeden Widerstand brechenden Macht bei grundlegenden Umgestaltungen und von festen Einrichtungen, um die Neugestaltung zu erhalten, überzeugt haben. Die Frage, welcher Art die hinter der Umgestaltung stehende Macht sein müßte und wie diese Macht zustandekommen soll, wirft natürlich die Frage auf, ob eine Diktatur des Proletariats oder die einer anderen Gruppe, etwa einer faschistischen, nötig wäre, die die staatlichen Machtmittel zu diesem Zwecke an sich riß? Rathenau hat, als er die »Neue Wirtschaft« schrieb, schon die russische Revolution vor Augen gehabt; doch hat er selber nicht an den Erfolg einer plötzlichen revolutionären Umwälzung oder auch nur überhasteten friedlichen Umgestaltung geglaubt, *weil die notwendige gewaltige Vergrößerung der Produktionsmittel nur langsam auf Grund von Ersparnissen möglich sei, und weil die ebenso notwendigen Wandlungen der Gesinnung nicht plötzlich herbeigeführt werden könnten.* Es bleibt daher nur eine der Entwicklung der Gesinnung und der Steigerung der Produktion folgende, allerdings bewußt von Führern geleitete und auf staatliche Machtmittel gestützte *langsame Umwandlung* möglich.

Den Gesinnungswechsel und die unentbehrliche Macht unterstellend, geht Rathenau daran, die Neugestaltung, wie er sie anstrebt und deren Endergebnis er die »NEUE WIRTSCHAFT« nennt, im einzelnen zu schildern. »Denken wir uns«, sagt er, » *alle gleichartigen Betriebe der Industrie, des Handwerks und des Handels für sich zusammengefaßt, etwa alle Baumwollspinnereien für sich, alle Eisendrahtwalzwerke für sich, alle Schreinereien für sich, alle Großhandlungen in Weißwaren für sich, denken wir uns ferner jede dieser Vereinigungen zusammengefaßt mit ihren vorverarbeitenden und nachverarbeitenden Gewerben, also das gesamte Baumwollgewerbe, das Eisengewerbe, das Holzgewerbe und das Leinengewerbe zu gesonderten Gruppen verbunden; die ersten dieser Organismen mögen Berufsverbände, die zweiten Gewerksverbände heißen ... Vereinigungen dieser Art gibt es schon jetzt in großer Zahl und auf jedem Gebiet, doch dienen sie nur gemeinsamen Interessen, nicht gemeinsamer Wirtschaft. – Berufsverbände und Gewerksverbände seien staatlich anerkannte und überwachte, mit weiten Rechten ausgestattete Körperschaften.*« (A. a. O. S. 231.) Grundlegend ist in der Tat

in diesem Fundament seines Baues nicht bloß die Zusammenfassung gleichartiger Betriebe zu Verbänden, sondern auch die *Zweckbestimmung* dieser Verbände, *daß sie nicht bloß Interessenvertretungen sein, sondern wie die Kriegsgesellschaften der Allgemeinheit dienen sollen*; Rathenau hebt mit Recht hervor, daß das sie grundsätzlich unterscheidet von den bisherigen, auch in der reinen Profitwirtschaft immer zahlreicheren Industrieverbänden, Syndikaten, Kartellen und Trusts. Der Wert der auf sie aufgebauten neuen Wirtschaftsordnung wird daher in erster Linie davon abhängen, durch welche Mittel und inwieweit sie an diese gemeinnützige Zweckbestimmung gebunden werden können.

»Die wichtigere der beiden Organisationsformen«, sagt Rathenau, »ist der *Berufsverband*; ... *diese Einheit tritt nicht nur in ein festes Verhältnis zu ihren benachbarten Gruppen, sondern auch zur Arbeiterschaft, zur Öffentlichkeit und zum Staat ...* Am einfachsten läßt sich der Berufsverband *seiner Form nach als Aktiengesellschaft, seinem Handeln nach als Syndikat* denken. *An der Aktiengesellschaft, d. h. dem Berufsverband als Aktiengesellschaft, sind die einzelnen Unternehmungen nach Leistungsverhältnis beteiligt*; sie erwählen die Verwaltung, und diese ernennt die Leiter ... *An das Syndikat (d. h. den Berufsverband als Syndikat) liefert jedes Unternehmen seine Ware ab, soweit sie zum Wirtschaftskreise des Verbandes gehört; was zur eigenen Weiterverarbeitung bestimmt ist, wird verrechnet ... Den Verkauf besorgt der Verband zu Preisen, die für kleine und große Verbraucher, für Händler und Weiterverarbeiter abgestuft sind; auch der Selbstverbraucher hat den Weiterverarbeitungspreis zu zahlen.* – Soweit unterscheidet sich Aufbau und Wirkung des Verbandes kaum von jedem anderen Syndikat. *Die Unterschiede beginnen bei der Mitwirkung des Staates ...* Der Staat überträgt dem Berufsverbände bedeutende Rechte, die zum Teil an Hoheitsrechte grenzen: *das Recht der Aufnahme oder Ablehnung neu Hinzutretender, das Recht des Alleinverkaufs inländischer und eingeführter Ware, das Recht der Stillsetzung unwirtschaftlicher Betriebe gegen Entschädigung, das Recht des Aufkaufs von Betrieben zur Stilllegung, Umwandlung oder Fortführung ...* Als Gegenleistung beansprucht der Staat *mitwirkende Aufsicht in der Verwaltung, soziale Leistungen und Gewinnabgaben ... In der Verwaltung ist der Staat vertreten ..., außerdem die Arbeiterschaft.*« (A. a. O. S. 231ff.)

*Was sind die Funktionen der Berufsverbände?* Rathenau zählt unter anderen auf: *Organisation und Handhabung des Verkaufs und der Ausfuhr, Erweiterung der Absatzgebiete.* – *Beschaffung, notfalls Einfuhr der Rohstoffe und Hilfsmaterialien unter Mitwirkung des Handels, Einfuhr des Fabrikats, soweit und solange die inländische Erzeugung nicht zureicht.* – *Hebung und Verbilligung der Produktion durch Ausbreitung technischer Erfahrung, Verbesserung und Neueinrichtung der Werkstätten, Stilllegung unwirtschaftlicher Betriebe, Aufkauf widerstrebender oder schlecht geleiteter; notfalls Errichtung und Betrieb eigener Musterfabrikation, Erweiterung, erforderlichenfalls Finanzierung gut gelegener und wirtschaftlich betriebener*

Anlagen. – *Ausarbeitung und Durchführung des großangelegten und wissenschaftlich durchdachten Planes der Arbeitsteilung von Werk zu Werk, Bezirk zu Bezirk.* Verteilung der Erzeugungskontingente, Entscheidung und Mitwirkung bei Errichtung neuer Werke. – *Einführung einheitlicher Typen, Normalien und Muster.* Beschränkung der zahllosen überflüssigen Ausführungsnummern und Katalognummern. – *Verhandlung und Verkehr mit den benachbarten Verbänden des Gesamtgewerbes, mit Angestellten- und Arbeiterverbänden.* Vertretung der Berufsinteressen gegenüber der Regierung und Gesetzgebung.« (A. a. O. S. 234ff.) *Also nicht der Staat oder irgendeine staatliche Behörde, sondern der Berufsverband, in dessen Verwaltung der Staat allerdings durch seine Vertreter mitwirkt, gestaltet die Wirtschaft um, setzt, im Einverständnis mit den anderen Berufsverbänden, ihren Plan fest, rationalisiert und typisiert die Erzeugung, hat für den technischen Fortschritt zu sorgen, regelt die Ein- und Ausfuhr.* Hinter ihm, doch in einer weitgehenden Selbstbeschränkung, steht der Staat.

Aber, wird man einwenden, werden die Berufsverbände, der Berufsverband der Schreiner, der Baumwollspinner, der Wollweber, der Buchdrucker, der Hutmacher und Handschuhmacher, werden alle diese Berufsvereinigungen nicht neumodisch aufgemachte Zünfte im Geiste der Meistersingerzeit werden und wieder in Zopf und Gevatternwirtschaft verknöchern? Rathenau antwortet *Nein: denn der Berufsverband ist nicht ein Zweckverband souveräner Einzel- und Kleinbetriebe, um Einzelinteressenten zu schützen, »sondern eine Produktionsgemeinschaft, in der alle Glieder organisch ineinandergreifen, nach rechts und links, nach oben und unten, zur lebendigen Einheit zusammengefaßt, mit einheitlicher Wahrnehmung, Urteilskraft und Willen versehen, nicht eine Konföderation, sondern ein Organismus.*« (A. a. O. S. 235.) Er hätte hinzufügen können, daß schon die Mitwirkung der Allgemeinheit und insbesondere der Konsumenten an seiner Leitung einen Rückfall in die Verknöcherung mittelalterlicher Zünfte ausschließt.

Die Berufsverbände sollen also sozusagen die Nervenzentren der Neuen Wirtschaft werden. »Die Wirkungsweise der *Gewerbeverbände* ist grundsätzlicher und einfacher als die der Berufsverbände ...« Die Hauptaufgaben des organisierten *Gesamtgewerbes* bestehen *in Ausgleich und Vermittlung zwischen den Berufsverbänden, eine Erwerbsgemeinschaft innerhalb des Gewerbeverbandes findet im allgemeinen nicht statt, und es bedarf daher auch nicht der äußeren Form einer Erwerbsgesellschaft; es genügt der Ausbau in Gestalt des Zweckverbandes.* (A. a. O. S. 238.) Im Rahmen des Gewerbeverbandes *finden die Verhandlungen von Berufsverband zu Berufsverband statt über Fragen des Bedarfs, Lieferzeiten, Zahlungsweise, der Arbeitervermittlung, Erweiterung, Betriebseinschränkung.* »Wer der Wirtschaft nahesteht, weiß den ungeheuren Vorteil einzuschätzen, der aus der möglichst ganzjährigen Zusammenfassung der Bedürfnisse sich ergibt. Wenn man in regelmäßigen Zeitabschnitten weiß, wieviel Schienen,

Garne, Kessel, Motoren, Zubehörteile, Chemikalien, Glasscheiben verlangt werden, und in welcher Beschaffenheit, so können *langfristige Fabrikationsprogramme und Aufteilungen* festgesetzt werden, die die ganzen Werke dauernd voll und gleichmäßig beschäftigen, die Erzeugung unabsehbar verbilligen, große Lager unnötig machen, die Verkehrsstraßen entlasten, den Arbeitsprozeß beschleunigen, Kapital und Zinsen ersparen und die Leistung im Bezug auf alle ihre Elemente erhöhen. Das Gesamtgewerbe überblickt seinen ganzen Bedarf im Inlande und Auslande ... Der Handel von Verband zu Verband bedarf keiner zwischentretenenden Vermittlung. Ungezählter Zweigniederlassungen, Reisender nach Hunderttausenden, toter Lager, Ladenhüter, zweifelhafter Kredite, verhüllter Finanzierungen bedarf es nicht mehr ... Dem Handel aber bleibt gleichfalls in erneuerter Form seine eigentliche Aufgabe erhalten; Güter aus verzweigten Quellen in Behälter zu leiten, Güter aus Behältern in verzweigte Kanäle zu tragen, zwischenstaatliche, überseeische Verbindungen zu erhalten.« (A. a. O. S. 238ff.)

Wer wird die Neue Wirtschaft finanzieren, d. h. *das finanzielle Risiko* neuer oder der Erweiterung bestehender Unternehmungen tragen? »Betrachtet man«, sagt Rathenau, »die heutige Wirkungsweise der *größeren Privatvermögen* in rein mechanistischem Sinne und ohne den Blick auf die sittlich-soziale Seite des Problems zu richten, so ergibt sich, daß sie ... *eine wirtschaftlich bedeutende Aufgabe erfüllen: sie tragen das Risiko der Weltwirtschaft*. – Alle Unternehmungen des kapitalistischen Arbeitssystems stimmen darin überein: sie fordern große Mittel und *sind gefährlich*. Jede fiskalische Verwaltungsgemeinschaft ist imstande, Mittel zu beschaffen, *Risiken zu tragen vermag sie nicht*, denn es fehlt ihr der leidenschaftliche Anreiz, der die Sorgen der Verantwortung überwindet, und es fehlt ihr das autokratisch waltende instinktive Urteil, das die Aussichten jenseits der Gefahr vorwegnimmt. Fernstehende neigen zu dem Irrtum, daß dieses Urteil durch fachmännische Studien und Gutachten ersetzt werden könnte; diese Hilfsmittel versagen in allen großen Zukunftsfragen. Die Meinungen der Autoritäten widersprechen sich, und wenn sie sich einigermaßen geeinigt haben, ist der Augenblick verpaßt. – Das Privatkapital begegnet der Größe der Aufgabe durch Assoziation; es begegnet den Risiken seiner Unternehmungen durch unermüdliches Streben nach Erfolg und Gewinn; es überwindet die Dunkelheit des Zukunftsurteils durch die sorgfältigste Auswahl seiner Beauftragten und durch die große Zahl der Versuche. – *Bisher konnte dieser Forderung nur das überschüssige Kapital genügen, das, über den Notbedarf hinaus geschichtet, im Besitze der Wohlhabenden nach Anlage und Vermehrung strebte*; die kleinsten Ersparnisse begnügten sich gern mit erhöhter Sicherheit und geringerer Abenteuerlust ... – Es entsteht nun die Frage: *Welche neuen kapitalistischen Formen können an die Stelle der privaten Unternehmungsmittel treten, wenn der überschüssige Einzelreichtum dem gleichmäßigen Volkswohlstand gewichen ist?*« (Von kommenden Dingen S. 150f.)

Rathenau antwortet: schon heute zeigen fast ausnahmslos alle Großunternehmungen die Form der *Gesellschaft*, werden *durch Angestellte* verwaltet, die mindestens das moralische Risiko für neue oder die Erweiterung bestehender Unternehmungen tragen müssen. Hieran ändert sich, wenn solche Unternehmungen im Sinne der Neuen Wirtschaft gemeinwirtschaftlich werden, nur wenig. »Ist die Verfassung (eines solchen gemeinwirtschaftlichen Unternehmens) wohl durchdacht, so kann das Unternehmen allen künftigen, wenn auch noch so stark wachsenden Kapitalsansprüchen genügen. *Zunächst verbleibt ihm die Rente*, die es bisher jährlich an seine Gesellschafter auszuzahlen hatte. Sodann kann es vorübergehend oder dauernd mit Schuldverschreibungen belastet werden. Es kann im Notfall einen Rückschritt tun und von neuem tilgbare Anteilsrechte begeben, es kann und wird vor allem, unter dem Schutze eines *unerschöpflich reichen Staates* (der Staat der Neuen Wirtschaft ist deshalb »unerschöpflich reich«, weil er allen Reichtum Privater und fast die gesamte Rente aller Unternehmungen wegsteuert) und an sich der Kontrolle dieses Staates unterworfen, erwarten, daß *nach Bedarf ihm Staatsmittel* gegen gebührende Verpflichtungen überwiesen werden. Noch mehr: der Staat selbst wird wünschen und verlangen, daß die autonomen Unternehmungen jederzeit die überschüssigen Mittel seiner Kassen unter entsprechender Aufsicht aufzunehmen und anzulegen bereit sind.« (Von kommenden Dingen S. 153ff.) Tatsächlich erfolgt die Finanzierung eines sehr erheblichen Teils aller Großunternehmungen der Weltwirtschaft heute bereits nach diesen Methoden, weil sie durch Beteiligungen und Aufsicht eines Staates oder einer Gemeinde gemeinwirtschaftlich geworden sind. Im *Deutschen Reich* beträgt nach Professor Julius Hirsch heute schon das Kapital aller gemeinwirtschaftlicher Großunternehmungen *zweiundfünfzig Milliarden Mark*. (Mitteilungen der Industrie- und Handelskammer zu Berlin, 10. März 1927, S. 224.) Nach dem Gutachten über »*Englands industrielle Zukunft*«, das die Englische Liberale Partei kürzlich, offenbar unter Mitwirkung von Keynes, hat ausarbeiten lassen, beträgt das Kapital der in diesem Sinne mehr oder weniger sozialisierten Großunternehmungen *Großbritanniens* vier Milliarden Pfund (*achtzig Milliarden Mark*) oder, nach der Schätzung des Berichtes, *etwa zwei Drittel des gesamten Kapitals, das überhaupt in englischen Großunternehmungen angelegt ist*. (Britain's Industrial Future, 1928, S. 74.)

Mit anderen Worten: *der Staat als Bankier, die Staatsbank*, die in der Neuen Wirtschaft fast den gesamten Reinertrag der Volkswirtschaft auf dem Wege über Steuern auf Verbrauch, Einkommen und Vermögen in sich hineinpumpt, und daneben die Gemeinden, bekommen eine sozusagen unbeschränkte Gewalt über die Erhaltung, Erweiterung und Neugründung von Unternehmungen; *das Risiko* aber für Betriebserweiterungen und Neugründungen werden im wesentlichen *die Berufsverbände mit finanzieller Unterstützung des Staates oder der Gemeinde tragen müssen*. Es ist daher kaum auffallend, daß in der »Neuen Wirtschaft« kein die

Gewerbeverbände überdachendes, den Verkehr von Gewerbeverband zu Gewerbeverband regelndes, die Gesamtwirtschaft lenkendes Organ vorgesehen ist, obwohl die Funktionen eines solchen Organes als unentbehrlich hervorgehoben werden, nämlich: » *Festsetzung, aus welchen Stoffen, mit welchen Mitteln und zu welchen Zwecken der Einzelne und die Gesamtheit produzieren sollen.* (Von kommenden Dingen S. 225.) Der von selbst in der Neuen Wirtschaft entstehende Regulator der gesamten Volkswirtschaft ist der Staat in Gestalt der Staatsbank. »Jede der Forderungen, die wir aus sittlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Erwägungen erhoben haben, *stärkt die Macht und Fülle des Staates. Er wird zum Mittelpunkt alles wirtschaftlichen Lebens;* was die Gesellschaft treibt und schafft, geschieht durch ihn und um seinetwillen; er verfügt über Kräfte und Mittel seiner Glieder mit größerer Freiheit als die alte Territorialherrschaft. Der größte Teil des Wirtschaftsüberflusses fließt ihm zu; in ihm verkörpert sich der Wohlstand des Landes. Die wirtschaftlich-gesellschaftliche Schichtung ist aufgehoben, folglich übernimmt er die ganze Machtfülle der jetzt herrschenden Klassen; die geistigen Kräfte, über die er verfügt, mehren sich ... – *Dieser zum sichtbar gewordenen Volkswillen erhobene Staat kann nicht Klassenstaat sein ... Es erhebt sich die Forderung des Volksstaates.*« (Von kommenden Dingen S. 251.)

Rathenau war von seinem ersten politischen »Neue-Ära«-Artikel in 1907 an für die Heranziehung der breiten Massen des Volkes zur wirklichen Mitbestimmung und zur Stellung von Führern für die leitenden Stellen im Staat eingetreten. Es bedeutete daher bei ihm kein »Umlernen«, wenn er im Krieg jetzt diese selben Forderungen mit verdoppeltem Nachdruck aufstellte.

Denn nichts anderes bedeutet der » *Volksstaat*« als der Staat, in dem die *Auslese* führender Persönlichkeiten aus dem Volk durch keine Einrichtungen oder Vorurteile behindert, und die *Mitbestimmung* eines jeden bei Entscheidungen, die ihn in seinen Interessen oder seiner Weltanschauung berühren, gesichert ist. Sein Gegenteil ist der Feudalstaat, in dem nur Adel oder Besitz den Weg nach oben bahnt, und wichtige Entscheidungen der Kontrolle derjenigen entzogen sind, welche von ihnen betroffen werden. Das wilhelminische Reich war nicht mehr ganz Feudalstaat, sondern eine Mischform, ein in dieser Gestalt auf die Dauer nicht lebensfähiger Zwitter, in dem der Aufstieg zu überragenden Stellungen in der Wirtschaft ziemlich breiten Volksschichten offen stand, alle Führerposten in Heer und Verwaltung dagegen nach feudalen Grundsätzen besetzt wurden; das Mitbestimmungsrecht des Volkes aber nur in politischen Fragen theoretisch anerkannt und auch hier durch geschickte Manipulationen der Oberschicht, Bedientenhaftigkeit der Volksvertreter und Gleichgültigkeit der Bourgeoisie praktisch ausgeschaltet wurde.

An der Spitze der Merkmale, die den Volksstaat vom Feudal- oder Klassenstaat unterscheiden, steht also *die durch nichts behinderte Auslese aus allen Volksschichten, so daß die wirklich*

*Besten an die Spitze kommen.* Wir wissen, welche Bedeutung Rathenau nicht erst seit dem Kriege, sondern von jeher, einer freien Auslese zuschrieb. Für ihre Verwirklichung ist der Name, den die Staatsform trägt, nicht von entscheidender Bedeutung. Unter einer Monarchie wie der englischen oder schwedischen kann die Auslese aus breitesten Volksschichten gesichert sein; eine Republik kann dem Aufstieg Begabter schwer zu überwindende Hindernisse in den Weg legen. In der Deutschen Republik kann ein Arbeiter Reichswehrminister, aber noch immer nicht Leutnant werden, weil das Abiturientenexamen für den Leutnantsposten in der Reichswehr unerlässlich, für einen Ministerposten als nicht unbedingt erforderlich betrachtet wird. Tüchtige englische Offiziere gehen fortlaufend aus dem Volke hervor, weil für den Arbeiter, der umsattelt und Soldat wird, Bildungsmöglichkeiten bereitstehen. »Diese Dinge haben«, wie Rathenau einmal von der Korruption sagt, »nicht mit der Form, sondern mit dem Wesen zu tun, sie sind Geisteszüge der Völker, denen sie entspringen.« Wer Rathenau deshalb nicht als echten Demokraten anerkennen will, etwa weil er so die Staatsform in die zweite Linie hinter ihren Geist zurückstellte, der verkennt die Tiefe seiner Überzeugung; er fand nicht Gefallen am bloßen Namen, sondern forderte unermüdlich immer wieder die Sache.

*Als besten Apparat zur Auslese politischer Talente erachtete er das Parlament mit Einschluß der politischen Parteien.* »Unentbehrlich«, sagt er, »ist Parlamentarismus, weil er eine Auswahl und Schule des Staatsmanns und Politikers ist.« Das ist »der eigentliche Sinn der Volksvertretungen unserer Zeit.« (Von kommenden Dingen S. 326.) Gleichzeitig erfüllen sie noch immer ihre ursprüngliche Funktion als *Kontrollapparate, durch die das Volk sein Mitbestimmungsrecht ausübt*; wenn auch sehr lückenhaft und unzureichend. *Lückenhaft und unzureichend!* Daher übernimmt Rathenau die neue Anschauung, die in Frankreich, Amerika und England während des letzten Menschenalters aus Gierkes Genossenschaftsbegriff abgeleitet worden ist, den *Rätegedanken*: die Anschauung, daß *jede Gruppe von Menschen, die gemeinsam eine Funktion ausüben, aus eigenem Rechte handelt, und daß der Staat über solchen Gruppen nur als oberste, zwischen Gruppe und Gruppe vermittelnde Schiedsinstanz steht.* Eine Anschauung, an die sich die weitere anschließt, daß bei der Mannigfaltigkeit und Unübersichtlichkeit der Interessen im modernen Großstaat der Einzelne *nur durch solche Fachgruppen sein Mitbestimmungsrecht verständnisvoll, unverfälscht und wirksam ausüben kann.* Die autonome Aktiengesellschaft, die sich als selbständiges Gebilde von ihren Aktionären gelöst hat, mag Rathenau für diese Vorstellung empfänglich gemacht haben; doch braucht kaum gesagt zu werden, daß der Rätegedanke, den er übernimmt, weit kühner und umwälzender ist, da diese neue Form der Genossenschaft *auch dem Staat gegenüber eine weitreichende Selbständigkeit beansprucht, ja in Wirklichkeit ein Staat im Staate sein will.*

In seiner im Mai 1919 veröffentlichten Schrift »*Der Neue Staat*« geht Rathenau davon aus,

daß » *der rein politische Staatsbegriff seine einzigartige, nie bezweifelte Suprematie im Aufbau der Nationen eingebüßt habe; es ist Raum für neue Gebilde.*« (Der Neue Staat S. 269.) Er bezeichnet es als eine »Paradoxie«, daß der moderne Mensch ohne weiteres zugibt, »daß alle seine Fakultäten der Politik untergeordnet sind.« (A. a. O. S. 269.) »Nicht daß ich glaubte, in Zukunft werden diese rein politischen Dinge gänzlich aufhören. Sie werden bestehen *neben anderen* ... Doch sie werden ihre Vorherrschaft verlieren: nein, sie haben sie schon verloren ... Während der Imperialismus der Herrschenden zum Gipfel stieg, war der Staat längst zur Interessenausgleichsstelle, zum Ordnungs- und Verwaltungsmechanismus mit unvollkommener Selbstverwaltung geworden ... Die zentralistischen Denkformen aber blieben bestehen und wurden zum Unsinn.« (A. a. O. S. 270/71.) Heute aber »tritt die *Fiktion* der zentralen Weisheitsmacht und der parlamentarischen Selbstverwaltung deutlich hervor. Die Fiktion behauptet: auch nachdem die großen Fragen der politischen Politik das Schicksal der Völker nicht mehr beherrschen, muß eine einzige mittelmäßige Körperschaft ... auf allen Gebieten des nationalen Lebens alles Grundsätzliche wissen, verstehen, beurteilen und entscheiden ... Sie muß nicht nur, sie glaubt es auch zu können.« (A. a. O. S. 272ff.) Im Gegensatz zu dieser Fiktion steht die Wirklichkeit. Übereinstimmend mit den meisterhaften Ausführungen des französischen Professors des Staatsrechts an der Universität Bordeaux, *Léon Duguit*, in seinem Buch » *Les Transformations du droit public*«, der darlegt, daß die angebliche Souveränität des Staates sich immer mehr in kleine Einzelsouveränitäten von Fachgruppen auflöst, die tatsächlich (weil der Staat gar nicht mehr in der Lage ist, sie wirksam zu überwachen) souverän in den verschiedensten Gebieten des modernen Lebens endgültige Entscheidungen treffen, sagt Rathenau vom modernen Staat: » *Er ist schon heute eine Vielheit ideeller Staaten*, eine Vielheit von schiefen Kegeln auf gemeinsamer Grundfläche, deren Spitze sich in der parlamentarischen Wolke verlieren. Genau genommen, gibt es neben dem politischen und juristischen Staat den militärischen, den kirchlichen, den Verwaltungsstaat, den Bildungsstaat, den Verkehrs- und Wirtschaftsstaat. *Alle diese Staaten sind schon heute selbständig*, wenn sie auch in einzelnen richtunggebenden Entschlüssen dem obersten, dem politischen Staat untergeordnet sind. Sie sind fast unabhängig, aber samt und sonders verstümmelt. Denn es fehlt ihnen die Fundamentierung im Boden des Volkes, wenn auch einzelne von ihnen, zumal der kirchliche und der Verwaltungsstaat, gleichsam mit dünnen Luftwurzeln auf örtlichen Selbstverwaltungsgebilden ruhen. Allen wird Volksblut zugeführt lediglich durch die gemeinsame und *gänzlich unzulängliche Herzkammer des politischen Parlaments.*« (A. a. O. S. 287.) » *Zunächst behaupte ich, es ist nötig, daß wir die nebeneinander und ineinander geschachtelten ideellen Staaten voneinander lösen, sie sachlich aufbauen und selbständig hinstellen, einer politischen Spitze freilich untergeordnet. Damit schaffen wir den neuen Staat, den Staat der Zukunft; damit schaffen wir die echte Demokratie.*« (A. a. O. S. 289.)

Also weitestgehende Dezentralisation, nicht nach Landstrichen, sondern nach Funktionen: »Eigenstaatlichkeit« nicht des Landes, sondern der Funktion. Erst hierdurch erhält jeder ein wirksames, nicht nur auf dem Papier stehendes Mitbestimmungsrecht bei den verschiedenen wirt durcheinanderlaufenden Angelegenheiten seines Lebens. Rathenau ist allerdings mit diesen Vorschlägen in der neuen deutschen Reichsverfassung, für die er sie vorbrachte, bis auf verkümmerte Überreste, wie Reichswirtschaftsrat und Betriebsräte, ebensowenig durchgedrungen, wie ich etwas früher mit meinen von den gleichen Gesichtspunkten ausgehenden, auf Anregung des damaligen Außenministers Grafen Rantzau ausgearbeiteten Vorschlägen für den deutschen Völkerbundsentwurf, trotzdem sowohl Graf Rantzau selbst, wie auch sein Berater Professor Walther Schücking und der damalige Chef der juristischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, der jetzige Reichsgerichtspräsident Dr. Simons, im Kabinett dafür mit Nachdruck eintraten. Aber die Entwicklung, die diese Richtung einschlägt, ist nicht mehr aufzuhalten; Symptome sind die neuen Staatsgrundgesetze Rußlands und Italiens, die, obwohl von ganz entgegengesetzt eingestellten Politikern ausgehend, in der Zurückdrängung des regionalen hinter das funktionelle Prinzip übereinstimmen. Es zeigt sich hier der Beginn einer aus der Kompliziertheit und Unübersichtlichkeit des modernen Lebens naturnotwendig hervorwachsenden und daher unwiderstehlichen Gegenbewegung gegen den Nationalismus, welcher Nationalisten sowohl wie Internationalisten sich beugen müssen; und auch Rathenau hat richtig empfunden, daß nur ein funktionell dezentralisierter Staat und eine funktionell gegliederte Welt geeignete Gefäße für die Neue Wirtschaft und die Neue Gesellschaft, die Neue Gemeinschaft der Menschheit sein können. Meine Vorschläge sind 1920 erschienen als »Richtlinien für einen wahren Völkerbund«. Französische, englische, italienische und russische Übersetzungen bald danach.

Der Erfolg der Schriften »Von kommenden Dingen« und »Die Neue Wirtschaft« war sensationell. Nach dem halben Mißerfolg der »Mechanik des Geistes« stellten plötzlich die Auflagenziffern dieser beiden Bücher die der erfolgreichsten Romane in den Schatten. Der ersten Auflage der »Kommenden Dinge« von 5000 Exemplaren im Februar 1917 folgte bereits im März eine weitere von 8000 und im April eine von 11 000 Exemplaren. In etwas mehr als einem Jahre, bis Mitte 1918, wurden von den »Kommenden Dingen« 65 000 Exemplare, von der »Neuen Wirtschaft« gleich im ersten Monat, Januar 1918, 30 000 Exemplare verkauft. Walther Rathenau wurde der am meisten gelesene und am leidenschaftlichsten besprochene deutsche Schriftsteller Diese Ziffern, wie die der früher angegebenen Auflagenzahlen sind der im Reichsamt des Innern von Dr. Ernst Gottlieb mustergültig bearbeiteten *Bibliographie* der Werke Walther Rathenaus entnommen, die mir vom Verfasser freundlichst zur Verfügung gestellt wurde..

Zurückblickend auf den ganzen Umfang und die Wirkungen der von ihm vorgeschlagenen

Reform, sagt er: » *Bedeutender sind die Wirkungen dieser Maßnahmen auf das gesamte Gebiet sittlicher, gesellschaftlicher Beziehungen als diejenigen irgendeines anderen Umschwunges, den die neuere Geschichte kennt.*« (Von kommenden Dingen S. 149.) Richtig. Wird aber zu diesen Wirkungen auch die gehören, um derentwillen er die ganze Reform gefordert hat: *größere Freiheit des Menschen, eine Erweiterung und fortgesetzt fortschreitende Vergrößerung des Spielraumes, innerhalb dessen er seine Seele entfalten kann?* Wird sie aus den Millionen bloßer Arbeitstiere der wirtschaftlichen Weltmaschine wieder Menschen machen? Das ist der Prüfstein, den gerade er an jeden politischen, wirtschaftlichen, sozialen Reformvorschlag anlegt: nicht, ob er den Staat stärkt, ob er die Produktion hebt, ob er den Arbeitsertrag gerechter und gleichmäßiger zur Verteilung bringt; alles das ist wichtig, aber nicht entscheidend: entscheidend nur, ob er den Menschen gradier, tiefer, seelenvoller, – freier von äußeren und inneren Hemmungen hinstellt.

»Es handelt sich nicht darum,« schreibt er in einem Briefe, »aus den Proletariermassen die ›ungezählten Talente‹ herauszufinden, auch nicht darum, aus Gewerkschaftssekretären Minister zu machen, alles das ist nebensächlich und unschädlich. *Aber aus dem, was Sie Mob nennen, sollen Menschen und Gotteskinder werden, trotz aller Schwächen und Laster, die in ihnen stecken mögen, freie Menschen, nicht braves Gesinde und ehrbare Untertanen.*« (Briefe Neue Folge. Brief 142 vom 29. XI. 1919.)

Ob ein Gesellschaftszustand erreicht wird, der das gewährleistet, hängt, wie Rathenau selbst hervorhebt, von mehreren Voraussetzungen ab: daß Solidarität und Verantwortungsgefühl sich stark genug erweisen, um ohne den Druck der Not oder den Anreiz des Reichtums die Produktion in Gang zu halten, ja zu steigern; daß diese Steigerung der Produktion der Vermehrung der Bevölkerung dauernd und immer weiter vorausseilt; daß eine *neue Gesinnung* sich festigt, die die Umstellung dieser vermehrten Produktion vom größten Profit auf den größten Bedarf möglich macht; daß die Demokratie (der »Volksstaat«) stark genug ist, die entstehenden Besitzunterschiede fortlaufend gesetzlich ohne gewaltsamen Umsturz auszugleichen. Worauf Rathenau seine Hoffnung gründet, daß diese Voraussetzungen erfüllbar sind, ist dargelegt worden. Daß sie nur langsam eintreten, und daher die Neue Wirtschaft und die Neue Gesellschaft nur langsam entstehen können, hat er selbst betont. *Sind deshalb seine Pläne, ist insbesondere seine »Neue Wirtschaft«, eine Utopie?*

Die Entwicklung, die sich in den letzten Jahren vollzogen hat, beweist, wie mir scheint, das Gegenteil: nämlich, daß sie in wesentlichen Punkten nur eine richtige Voraussage waren, die sich, wie er voraussah, langsam, aber Stück für Stück verwirklicht. Ein Ansatz, ein noch nicht voll ausgewachsenes Glied »Neuer Wirtschaft« besteht bereits seit 1919: *die Organisation der deutschen Kohlen- und Kaliwirtschaft*. Durch die von der Nationalversammlung erlassenen Gesetze vom 23. März und 24. April 1919 ist die Bewirtschaftung von Kohle und Kali

Selbstverwaltungskörpern unter Oberaufsicht des Reiches übertragen worden, deren Zusammensetzung und Funktionen etwa denen der von Rathenau vorgeschlagenen »Gewerbeverbände« entsprechen; allerdings ohne Sozialisierung, d. h. ohne direkte oder indirekte Enteignung der Unternehmer, aber mit der Zweckbestimmung, die entscheidend ist, daß diese Verbände *keine bloßen Interessenvertretungen sein, sondern die genannten Stoffe »unter Oberaufsicht des Reiches nach gemeinwirtschaftlichen Grundsätzen« bewirtschaften sollen* § 2 des Kohlenwirtschafts-Gesetzes vom 23. März 1919, Ausführungsbestimmungen § 47. Ausführungsbestimmungen zum Gesetz über die Regelung der Kaliwirtschaft vom 18. Juli 1919, § 51.. Auf diese Oberaufsicht hat sich das Reich beschränkt und nur noch das Recht einbehalten, die von den Selbstverwaltungskörpern festgesetzten Preise im Interesse der Allgemeinheit herabzusetzen. Die Wirtschaft führen die Selbstverwaltungskörper, an deren Spitze bei der Kohle ein »*Reichskohlenrat*« steht, in dem Vertreter der *Bergwerkbesitzer*, der *Arbeiter*, der Kohlenhändler, der *Verbraucher* und der Länder beieinandersitzen und das Reich sich durch den Reichswirtschaftsminister vertreten lassen kann. Dieses »Kohlenparlament« leitet die gesamte deutsche Brennstoffwirtschaft, einschließlich Ein- und Ausfuhr, nach gemeinwirtschaftlichen Grundsätzen. Unter dieser parlamentarischen Spitze sind zu Verwaltungszwecken, insbesondere für den Vertrieb der Kohle, sämtliche Bergwerkbesitzer nach Bezirken zu Verbänden, »Kohlensyndikaten«, zusammengeslossen, und alle Kohlensyndikate wiederum zu einem »Reichskohlenverband«, der das Ausführungsorgan des Reichskohlenrats ist und insbesondere jeweilig die Preise festsetzt. Diese Organisation hat noch bedeutende Mängel, aber die Zusammenfassung der deutschen Montanindustrie zu einem gemeinwirtschaftlichen Selbstverwaltungskörper hat sich der privatwirtschaftlichen Zersplitterung der englischen doch in der Praxis so überlegen gezeigt, daß in England gerade ein konservativer Abgeordneter, *Robert Boothby*, nach Studium der deutschen Einrichtungen in einer aufsehen-erregenden Rede in der Parlamentssitzung vom 10. Februar 1928 eine ähnliche Zusammenfassung und Organisation der in tausend durcheinander regierenden Unternehmungen nach reinen Profitinteressen, ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit geleiteten englischen Kohlenwirtschaft gefordert hat, um diese wieder konkurrenzfähig und als Ganzes verhandlungsfähig zu machen Boothby hat seine Ausführungen wiederholt und präzisiert in einem Artikel in der Londoner »Nation« vom 10. März 1928: »An economic Locarno«..

Ein anderes Stück der von Rathenau vorausgesagten Neuen Wirtschaft ist verwirklicht in dem *Reichswirtschaftsrat*, der zwar bei seiner Geburt von seinen Geburtshelfern verkrüppelt wurde, aber doch in seinem Wahlkörper, der eine Zusammenfassung von Arbeitgebern, Arbeitnehmern und Konsumenten nach Wirtschaftsgruppen ist, das Skelett einer öffentlich rechtlichen Organisation der ganzen deutschen Wirtschaft darstellt.

*Vor allem aber bereitet sich die Neue Wirtschaft in der Konzentration ganzer Industriezweige*

zu nationalen und internationalen Syndikaten, Kartellen und Trusts vor. Am weitesten sind bei uns, wie oben dargelegt, auf diesem Wege Kohle und Kali; aber andere große Industrien folgen ihnen auf dem Fuß: Eisen und Stahl, Elektrizität, Chemie, indem sie sich zu nationalen Verbänden zusammenschließen, die allerdings zunächst nur Unternehmer und Unternehmerinteressen vertreten, aber unvermeidlich eine gemeinwirtschaftliche Organisation nach sich ziehen werden, – und auch darin dem funktionellen gegenüber dem regionalen Verwaltungsprinzip Vorspann leisten, daß sie aus innerer Notwendigkeit mit ähnlichen funktionellen Gebilden in anderen Ländern zusammenwachsen.

Soweit die praktischen Anfänge »Neuer Wirtschaft!« Sie sind Fingerzeige in die Richtung, die Rathenau angegeben hat. Eine weitere Gewähr, daß er im wesentlichen richtig die Linien der künftigen Entwicklung vorgezeichnet hat, bietet die Übereinstimmung seiner Vorschläge mit denen der einflußreichsten fortschrittlichen Richtungen in den beiden großen europäischen Industrieländern Deutschland und England. Am nächsten stehen seine Pläne allerdings denen des *englischen*, sogenannten »Gildensozialismus«, der ebenso wie er von vornherein die *Freiheit, nicht den Lohn* in den Mittelpunkt gerückt und ähnliche Wege zur Freiheit vorgeschlagen hat wie er. Gerade daß er *auf menschliche Freiheit und Würde* das Hauptgewicht legt, unterscheidet von seinen ersten Anfängen an den englischen Sozialismus vom kontinentalen. Seine Vorläufer und Begründer, Robert Owen, John Ruskin (»Unto this Last«), William Morris (»Signs of Change«), Oscar Wilde (»The Soul of Man under Socialism«), sein bedeutendster Philosoph Bertrand Russell (»Principles of Social Reconstruction« und »Roads to Freedom«) haben immer konsequent daran festgehalten, *daß der Mensch als solcher und seine Seele, nicht sein mehr oder weniger großer Anteil am Produkt seiner Arbeit, die Hauptsorge der sozialen Reform oder Revolution sein müsse*. Sein ausführlichstes und eigenartigstes Programm hat dieser englische Sozialismus erst kurz vor dem Kriege im »Gildensozialismus« bekommen. Einer der Führer dieser Bewegung, *G. D. H. Cole*, fragt in seinem Buch »*Self Government in Industry*« (London 1917, S. 110): »Was ist das Grundübel unserer modernen Gesellschaft? Zwei Antworten sind möglich, und leider bin ich überzeugt, daß sehr viele wohlmeinende Leute die falsche wählen würden. Sie würden antworten: Armut, während die richtige Antwort lauten müßte: *Sklaverei ... Armut ist das Symptom, Sklaverei die Krankheit*. Gegensätze von Reichtum und Elend ergeben sich unvermeidlich aus dem Gegensatz von Willkür und Unterdrückung. *Die Masse ist nicht unterdrückt, weil sie arm ist, sondern arm, weil sie unterdrückt ist*. Und doch haben Sozialisten viel zu ausschließlich ihre Augen auf das materielle Elend der Enterbten gerichtet und nicht verstanden, daß dieses materielle Elend die Folge der *seelischen Verkrüppelung* des Sklaven ist.« Es bedarf kaum des Hinweises, wie nahe diese Worte der Grundanschauung Rathenaus stehen. Und ebenso nahe stehen ihm die Gildensozialisten in ihren Reformplänen. Auch sie wollen eine Gliederung von Wirtschaft und Staat

nach » funktionellen« Gruppen. Auch sie für jede Gruppe die Selbstbestimmung innerhalb der Grenzen ihrer Funktion. Auch sie für jeden Interessenkreis daher eine eigene Vertretung unter dem politischen Parlament. Auch sie Berufsverbände und Gewerbeverbände, sogenannte » Gilden«, die die einzelnen Berufe und Gewerbe zu Selbstverwaltungskörpern unter Aufsicht des Staates zusammenfassen. – Diesen Rechten jeder funktionellen Gruppe soll die von diesen untrennbare Pflicht gegenüberstehen, ihre Funktion möglichst vollkommen auszuüben, ihre funktionelle Energie auf das höchste zu steigern und daher allen Fähigkeiten innerhalb der Gruppe den Weg zu öffnen, damit sie ungeschmälert im Sinne der Funktion, der die Gruppe dient, wirken können. – Auf dem Umwege über den Begriff der Funktion gelangt daher der Gildensozialismus zu einer neuen und erweiterten Begründung der menschlichen Freiheit. Der Mensch muß frei sein, nicht bloß ganz allgemein als Individuum, als »Zeitgenosse«, als gleiches unter gleichen Individuen; sondern er muß frei sein auch ganz besonders als tätiges Individuum, als spezifisches und ungleiches unter ungleichen Individuen, als Mitträger einer Funktion, als Glied einer innerhalb der menschlichen Gesellschaft spezifisch wirkenden Gruppe, damit seine Kräfte unvermindert zur Stärkung der Funktion, zur Stärkung der Gruppe bei ihrem funktionellen Wirken beitragen. So ergibt sich ein Begriff der Demokratie, der weit über das Politische hinausgreifend, alle Gebiete des menschlichen Lebens erfaßt und mit der Zeit verwandeln muß: der Begriff einer die einseitige bloß politische Demokratie ergänzenden allseitigen funktionellen Demokratie, deren Ziel sich knapp in Nietzsches machtvoll aktivistischen Worten präzisieren ließe: » Freiheit sich schaffen zu neuem Schaffen.« Ich entnehme diese Ausführungen größtenteils wörtlich meinem Artikel über »Gildensozialismus« in der Sonntag-Ausgabe der »Vossischen Zeitung« vom 8. August 1920. Begründet wurde der englische Gildensozialismus durch Arthur J. Penty in seinem Buch »The Restoration of the Gild System« (London 1906). Den besten Aufschluß über die gildensozialistischen Pläne und Bestrebungen geben die Bücher von G. D. H. Cole »Self Government in Industry« (London 1917) und »Chaos and Order in Industry« (London 1920); das von S. G. Hobson und A. R. Orage »Nationals Guilds« (London 1919) und das von Bertrand Russell »Roads to Freedom« (London 1918). Deutsch: Cole, »Selbstverwaltung in der Industrie«, übersetzt von Frau Dr. Thesing; Vorrede von Rudolf Hilferding.

Ähnliche Anschauungen haben inzwischen aber auch in der deutschen Sozialdemokratie unter dem Einfluß von Otto Bauer und Hilferding Fuß gefaßt und die früheren staatssozialistischen Pläne in den Hintergrund gedrängt. Ja, die führenden Sozialdemokraten in der Sozialisierungskommission, Kautsky, Hilferding, Lederer, haben in den schärfsten Ausdrücken die Verstaatlichung des Kohlenbergbaus abgelehnt, weil »die Einordnung des Kohlenbergbaus in den normalen Staatsbetrieb mit seiner bürokratischen Auffassung schwere Hindernisse für eine wirtschaftliche Ausnutzung der Bergwerke bedeuten würde.« (Bericht der

Sozialisierungskommission S. 32.) Und das Ziel, das sie verfolgen, formulieren sie in den Worten: » *Demokratie in den Betrieben mit einheitlicher Leitung der ganzen Industrie, Ausschaltung des Kapitals als herrschende Macht, Aufbau der Unternehmungs- und Wirtschaftstätigkeit auf den schaffenden Persönlichkeiten.*« (A. a. O. S. 35, Mehrheitsbericht.) Grundsätzlich ist eigentlich zwischen ihnen und Rathenau nur der Unterschied, daß die Sozialdemokratie die Eigentümer der sozialisierungsreifen Unternehmungen *gegen Entschädigung enteignen* will, während Rathenaus Plan praktisch das gleiche zuwege bringt, indem er das Eigentum, allerdings nur allmählich, dafür aber *fortlaufend und ohne Entschädigung wegsteuert*. Von Rathenaus Gesichtspunkt ist dieser Unterschied aber wesentlich, weil das fortlaufende Wegsteuern von Eigentum und Einkommen jenseits einer niedrigen Höchstgrenze den Unterschied zwischen arm und reich unwiederbringlich aus der Welt schaffen würde, während einmalige Enteignung gegen Entschädigung diesen Unterschied bestehen ließe: die enteigneten Unternehmer könnten ihr Vermögen in nichtsozialisierten Unternehmungen oder im Auslande anlegen. *Das Ziel, das Rathenau im Auge hat, ist aber gerade die Beseitigung der Vermögensunterschiede, um jedem gleiche Erziehung und gleiche innere Freiheit, gleichen Zutritt zu den Laufbahnen zu eröffnen*; und dieses Ziel ist allerdings nur durch eine *entschädigungslose* Sozialisierung, wie in Rußland, oder vielleicht noch sicherer auf dem von Rathenau vorgezeichneten Wege zu erreichen.

Die Berührungspunkte zwischen Rathenau und dem englischen Gildensozialismus sowie auch der neuesten Richtung in der deutschen Sozialdemokratie legen die Frage nahe, ob und inwieweit er seine Gedanken von anderen entlehnt hat. Bekanntlich hat einige Zeit vor dem Kriege ein illustriertes Blättchen einen Preis ausgeschrieben für den, der in Rathenaus Werken einen einzigen neuen Gedanken nachwies, und ist Rathenau unbegreiflicherweise auf den blöden Scherz eingegangen, indem er selbst die Preissumme stiftete. Die Frage war in dieser Form blöde, weil es völlig neue Gedanken wahrscheinlich seit einigen Jahrtausenden schon nicht mehr gibt: das hat bereits vor zwei Jahrhunderten der französische Moralist La Bruyère gesagt. Die Originalität eines Denkers liegt nicht in dem, was er denkt, sondern in der Art, wie er es denkt: in der Form, die er einem Gedanken gibt, in der Anwendung, die er für ihn findet, in der Verbindung, die er zwischen ihm und anderen Gedanken herstellt, vor allem in der Tiefe des Erlebnisses, aus dem er ihn in sich neu gebiert. Und gerade dieses ist bei Rathenau auffallend: die immer wieder bei ihm festzustellende Tatsache, daß er nur das verwerten konnte, was durch ein persönliches Erlebnis sozusagen glühend-flüssig und formbar in ihm geworden war. Eine Weltanschauung, ja, sogar eine wirtschaftliche Konstruktion schien ihm dann erst brauchbar, wenn sie ihm durch ein persönliches Erlebnis bewiesen war. Er selbst betonte das. »Was Menschen sich zu sagen haben, auch wenn es die Form von Meinungen annimmt,« schreibt er an einen Bekannten, » *sind Erlebnisse*. Dialektik ist kindisch

und läßt kalt.« (Brief 96.) Die Auslese durch die Wirklichkeit, die in seinem Falle eine sehr persönliche und erlebte Wirklichkeit sein mußte, siebte für seinen persönlichen Gebrauch und seine Gedankenkonstruktionen den unabsehbaren Stoff, den er in sich trug. Er las in den letzten Jahren wenig und wartete auf das Erlebnis, das wie eine Fliege ins Netz seiner tausend Gedankenfäden hineinfliegen mußte, um ihm einen Griff zu gestatten. Oft lag er lange auf der Lauer, dann klagte er über Unproduktivität, Hoffnungslosigkeit, Leere, saß müde vor dem unfruchtbaren Glitzern seines Innern. Denn er hatte alles in allem wenige Erlebnisse, aber hier und da eins, und das schlug dann auch so in ihn ein, daß der Gedanke, den es traf, nie wieder verlöschte. »Das Gesetz meiner Existenz«, schreibt er an seinen Verleger S. Fischer, »das mir vorschreibt, Gedanken nicht hervorzurufen, sondern ihnen zuzuhören, läßt mich abwarten, ob überhaupt noch Probleme auftauchen, denen ich mich gewachsen fühle.« (Brief 590.) Einem solchen Mann einen Prioritätsstreit anhängen ist so, als ob man einem Landschaftsmaler Mangel an Selbständigkeit vorwerfen wollte, weil ein anderer vor ihm dieselbe Landschaft gemalt hat. Was wichtig ist, ist nicht, ob dieses oder jenes schon einmal vorher gedacht oder vorgeschlagen worden war; auch nicht, daß Rathenau in der »Kriegsgesellschaft« eine neue vorbildliche Form gemeinwirtschaftlicher Unternehmungen erfunden hat: sondern daß gewisse für die künftige Entwicklung der Wirtschaft und Gesellschaft wesentliche Wirtschaftsformen durch die Verschmelzung mit seinem inneren Erleben in einen neuen Zusammenhang gebracht, einen neuen Sinn, eine neue Richtung, eine neue Stoßkraft bekamen. Es ist hier wie mit dem Unterschied, den er selbst in seiner Antwort an einen Rabbiner zwischen Altem und Neuem Testament macht (Brief 307.) Er gibt zu, daß die meisten Gedanken im Neuen Testament nicht neu, sondern auch im Alten zu finden sind; nur ist im Alten Testament ihre *Rangordnung* anders, und » *auf diesen Gradunterschied der Betonung und Wesentlichkeit kam es mir an.*« Dadurch, daß in Rathenaus Schriften über allen Gedanken und Vorschlägen das Erlebnis der »Seele« wie ein Licht schwebt, daß als Ziel menschliche Freiheit, als Zweck nicht der Staat, nicht die Wirtschaft, nicht irgendein materieller Vorteil für irgend jemanden, sondern *der Mensch, der Mensch schlechthin*, festgehalten wird, entsteht zwischen seinem System und anderen, die ähnliche Gedanken oder Vorschläge enthalten, » *ein Gradunterschied der Betonung und Wesentlichkeit*«, der die wirkliche Originalität Rathenaus ausmacht. Er ist der Mann, der in der Wirrnis zielloser Zivilisation, eng auf Interessen begrenzter Konflikte, gegen die politischen Parteien, gegen seine eigenen Berufsgenossen, gegen sein eigenes böseres Ich, aber gerade deshalb mit Fanatismus, mit Pathos, die Fahne des Menschen, die Fahne des Gottesreiches, das in jeder Menschenseele ruht, die Fahne, auf der geschrieben steht: »In diesem Zeichen wirst du siegen!« entrollt hat.

## Kapitel IX. Vereinsamung

Ich schreibe diese Worte am Nachmittag des 31. Juli 1916, und morgen jährt sich zum zweitenmal der europäische Krieg ... Heute sind es zwei Jahre, daß ich von der Denkweise meines Volkes mich schmerzlich getrennt fühle, soweit sie den Krieg als ein erlösendes Ereignis wertet ... Im Sommerglück der Julisonne jubelte das reiche, lebensfrohe Volk von Berlin dem Kriegsruf entgegen. Lebende und Todgeweihte in hellen Kleidern, heiteren Auges, fühlten sich auf dem Gipfel lebendiger Macht und politischen Daseins ... Den Stolz des Opfers und der Kraft durfte ich teilen; doch dieser Taumel erschien mir als ein Fest des Todes, als die Eingangssymphonie eines Verhängnisses, das ich dunkel und furchtbar, doch niemals jauchzend und um so furchtbarer, geahnt hatte ...« (»Von Kommenden Dingen« S. 234.)

Vom ersten Tage stand Rathenau in seiner Haltung zum Kriege fast allein. Er wußte es und empfand es mit der ganzen Tiefe seiner Sehnsucht nach Gemeinschaft, und gleichzeitig wohl doch auch mit einem leisen Gefühl wie »Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andre Leute«. Während der Annexionismus nicht nur bei uns, sondern auch bei der Entente seine ersten hemmungslosen Orgien feierte, Erzberger Calais forderte und Poincaré sich vom Zaren die Rheingrenze verbriefen ließ, schrieb Rathenau am 10. Oktober 1914 an den Gesandten Gerhard von Mutius, der als Vertreter des Auswärtigen Amtes bei seinem Vetter, dem Reichskanzler, im Hauptquartier war: »Lieber Freund, jetzt nach dem Fall von Antwerpen möchte ich glauben, daß der Zeitpunkt gekommen wäre, um über die Zukunft Belgiens eine beruhigende Erklärung abzugeben. Ich würde eine solche für eine Erleichterung der künftigen Friedensverhandlungen ansehen. Denn nach Wilsons Äußerung und der ganzen Vorgeschichte des Krieges, soweit sie England betrifft, hat es den Anschein, als ob die belgische Komplikation den schwierigsten Punkt in der künftigen internationalen Abwicklung bedeutet. Ich kann es nicht hindern, daß meine Gedanken sich immer wieder der Schwierigkeit des Friedensschlusses zuwenden, die mir fast noch größer erscheint als die des Krieges. Die Hoffnungen auf Erwerb sind hier ins Maßlose gesteigert. Jede Veränderung der Landkarte und jede Zahlung wird für möglich erachtet, und keine genügt der Unersättlichkeit der unverantwortlichen Beurteilung. Für meine Empfindung kann nur derjenige Frieden uns Nutzen bringen, der ein wirklicher Friede ist und unserer Politik eine neue und sichere Grundlage gibt ... Ich würde es als das größte Glück ansehen, wenn es uns gelänge, einen solchen Frieden mit Frankreich zu schaffen, der uns den Feind in einen Bundesgenossen verwandelte ... Deswegen komme ich abermals auf die Hoffnung zurück, die ich durch Sie dem Kanzler nochmals ans Herz legen möchte: durch einen zentraleuropäischen Wirtschaftsaufbau einen inneren Siegespreis zu schaffen, der alle äußeren Errungenschaften übertrifft ... Das österreichische Programm wird erst durch das

*französisch-belgische vervollständigt, und ich möchte immer wieder die Erwägung darauf lenken, daß die wirtschaftliche Vermählung mit dem Nachbarn die künftige politische einschließt.*« (Brief 150.)

Wenige Tage später schreibt er an denselben wieder: » *Wir dürfen niemals vergessen, daß kein Volk isoliert auf der Welt stehen kann; im Kriege muß für den Frieden gesorgt werden, und der Frieden muß ein wirklicher sein. Deshalb wird es die vornehmste Aufgabe des Friedensschlusses werden, dafür zu sorgen, daß auf allen Seiten der Haß sich mildert.*« (Brief 153.) Rathenaus Rat hätte, wenn er befolgt worden wäre, dem Krieg wahrscheinlich einen anderen Lauf gegeben; denn gerade Belgien war es, Belgien und Elsaß-Lothringen, aber Belgien noch mehr als Elsaß-Lothringen, an dem 1917 die letzte Möglichkeit, einen vernünftigen Frieden zu schließen, scheiterte. Der Rat war aber auch sonst in hohem Grade bemerkenswert; denn die Anschauungen, von denen er ausgeht, sind dieselben, die erst zehn Jahre später einer heftig widerstrebenden Welt durch furchtbare Erfahrungen aufgezwungen wurden, nachdem Rathenau selbst sie als Außenminister zum Fundament zunächst der deutschen Außenpolitik gemacht hatte. Es ist, wie gesagt, in hohem Grade bemerkenswert, daß er an diesen Anschauungen, die allerdings zwangsläufig aus seinem Weltbild folgten, und eben Anschauungen, nicht bloße Meinungen waren, unbeirrbar festhielt, während um ihn herum alles im Kriegstaumel den Kopf verlor. Allerdings bewirkten sie damals und noch jahrelang, wie er in den oben angeführten Sätzen bekennt, daß er sich »von der Denkweise seines Volkes schmerzlich getrennt« fühlte; daß es um ihn in unheimlichem Maße menschlich einsam wurde. Solange er die Rohstoffabteilung im Kriegsministerium leitete, wurde ihm seine Vereinsamung durch seine Arbeit und durch dienstliche Beziehungen verschleiert. Als diese Tätigkeit zu Ende ging und der Undank, mit dem sie ihm gelohnt wurde, zutage trat, empfand er, daß er völlig fremd und allein dastand. An seine Freundin schreibt er wenige Tage vor seinem Rücktritt:

Kriegsministerium.

Kriegsrohstoffabteilung. Berlin, 25. III. 15.

»Haben Sie Dank, für Ihre Worte und Wünsche. Ich habe keine Neigung, für mich etwas zu tun. Ich darf nicht sagen, was ich sehe und fühle; wie diese vielen Monate vergehen sollen, weiß ich nicht. Bisher war ich durch Arbeit Tag und Nacht gebunden. Jetzt beginnt der Leerlauf; denn jetzt kann mein Denken nichts mehr bewegen. Am besten wäre es vielleicht, ins Feld zu gehen. Lugano ist mir so gleichgültig wie die Mendel; wenn ich nicht fürchtete, Menschen zu sehen, bliebe ich hier.

Das Schwingen der Entscheidung lastet wie ein Gewitter. Wir werden getrieben in einer Herde, ins Ungewisse, ohne Begreifen.

Musik kann ich nicht ruhig vernehmen. Die H-Moll-Messe neulich abend hat mich gequält; es war freilich eine unschöne, auf Übertreibung gestellte Aufführung. Aber schon die Gegenwart der Massen ist mir unmöglich. Dank für Ihre liebe Absicht!

Leben Sie wohl. Die Berge mögen Ihnen ein frisches Fest der Hoffnung schenken.«

W.

Sechs Wochen nach seinem Rücktritt:

65, Königsallee. 9. V. 15.

»Verzeihen Sie mir, es ist mir jetzt nicht möglich, anders als in flüchtigster Berührung zu reden und zu hören. Im Innern ist alles so verletzt und wund, daß jedes tieferdringende Wort mir Schmerzen macht. Ich suche mich auf Gedanken eines scheinbar fernen Gebietes zu konzentrieren und daneben ein paar gleichgültige Tagesaufgaben zu erfüllen. Ich hoffe, wir sehen uns, wenn ich draußen bin. Gestern war ich dort, Blüten und Blau, und alles tot.«

Ihr

R.

Zu den Verdächtigungen, denen jeder, der als Außenseiter ein Amt übernimmt, ausgesetzt ist, kam bei ihm der *Antisemitismus*, der ihn zum erstenmal seit seiner Einjährigenzeit jetzt, nachdem er sich an weithin sichtbarer Stelle exponiert hatte, persönlich aufs Korn nahm. »Daß ich als Privatmann und Jude unaufgefordert dem Staat einen Dienst geleistet habe«, schreibt er im Mai 1916 an Emil Ludwig, »können beide beteiligten Gruppen mir nicht verzeihen, und ich glaube nicht, daß zu meinen Lebzeiten diese Stellungnahme sich ändert.« (Brief 200.) Bis zu welcher Blödheit sich schon damals gewisse junge Leute der »völkisch« sich nennenden Kreise ihm gegenüber verstiegen, bezeugt die Äußerung eines »Leutnants G.«, die Rathenau hinterbracht wurde: »Wenn dieser Rathenau uns geholfen hat, so ist es eine Schande und ein Ärgernis.« (Brief Rathenaus vom 18. VIII. 16 an Wilhelm Schwaner. Briefe I S. 219.) Hatte er in der Zeit seines gesellschaftlichen Aufstieges in den Salons der Berliner Hofgesellschaft sein Judentum wie einen Diplomatenfrack getragen, der ihm als Fremden von

Distinktion verschlossene Türen öffnete, hatte er damals die Schwierigkeiten, die sein Bekenntnis seiner politischen Laufbahn bereitete, hinwegzuräumen mit einer Art von Bravour abgelehnt, und dann im Aufsatz »Staat und Judentum« die Frage theoretisch und wie aus weiter Ferne erörtert, so wurde ihm jetzt wohl zum erstenmal sein Judentum als schweres persönliches Schicksal zum Bewußtsein gebracht. Mehr noch als die öffentliche Auseinandersetzung mit einem Herrn von T.-F. in der 1917 erschienenen » *Streitschrift vom Glauben*« zeigt sich das in jener merkwürdigen Korrespondenz mit seinem völkischen Freunde, dem Herausgeber einer »Germanenbibel«, Wilhelm Schwaner. In diesen zahlreichen Briefen, die Rathenau den Anlaß gaben, sich als Juden im Spiegel seiner Gegner von allen Seiten zu betrachten, ist auffallend der Ton von äußerster Rücksicht auf Schwaners völkische Gefühle und Gefolgschaft. Rathenau konnte auf Angriffe, die nicht von antisemitischer Seite kamen, mit großer Schärfe antworten. Er war im persönlichen Verkehr durchaus nicht immer friedlich, sondern im Gegenteil durch Widerspruch leicht reizbar und dann manchmal, wenn er sich gehen ließ, von außerordentlicher Schroffheit. Aber auf den Brief, in dem ihm Schwaner – man weiß nicht recht warum – die oben angeführte, vom dümmsten Haß verzerrte Äußerung eines völkischen Leutnants übermittelt, antwortet er nicht nur ausführlich, sondern mit einem fast elegischen Verzicht auf Schutz und Verteidigung; ja, er dankt noch »für den lieben und schönen Brief« Schwaners. Daß er seine antisemitischen Feinde durch Güte und Friedfertigkeit entwarnen könnte, hat er sicher nicht im Traum geglaubt. Daß er sich vor ihnen aus Angst duckte, ist undenkbar: dem widerspricht sein ganzes Leben. Um seine Haltung, die gegenüber dem von Jahr zu Jahr wachsenden antisemitischen Ansturm immer die gleiche blieb, zu verstehen, muß man schon seine Ansichten über Arier und Nichtarier, über blonde und dunkle Rassen, über »Furchtmenschen« und »Mutmenschen« heranziehen. »Inbegriff der Weltgeschichte, ja, der Menschheitsgeschichte ist die Tragödie des arischen Stammes. Ein blondes, wundervolles Volk erwächst im Norden, usw.« Wir haben die Stelle angeführt. Längst nachdem er die Rassentheorie mit dem Verstande überwunden hatte, war sie in ihm noch als Instinkt lebendig. Er gab seinen antisemitischen Gegnern, wenn auch nicht in ihrer Gehässigkeit, so doch in ihren Grundsätzen, bis zuletzt nicht völlig unrecht. Er fühlte sich als »Furchtmenschen« ihnen gegenüber minderwertig. Das Minderwertigkeitsgefühl, das durch die anschwellende antisemitische Hetze genährt wurde, trieb ihn nicht zur Abwehr, sondern noch tiefer in eine innere Einsamkeit, die ihn schmerzlicher drückte als die äußere.

Schon vor dem Kriege hatte er an die Freundin geschrieben: » *Betrachten Sie mein Leben. Kennen Sie ein einsames ...?*« In der »Mechanik des Geistes« singt er das Lob der Einsamkeit. »Einsamkeit ist die Schule des Schweigens. Die produktive Kraft des Geschehnisses liegt im Nachklang. In der Stille ... erheben Dinge und Werke ihre Stimme und sprechen sich selber aus, das Ereignis wird zum Erlebnis ... Der schweigende Geist ... weckt das Echo des

Wesentlichen.« (Mechanik des Geistes S. 212.) Der Tod seines Vaters am 20. Juni 1915 zerschnitt das intimste, vielleicht das letzte Band, das ihn innerlich an einen Menschen knüpfte. Der Mutter gegenüber erfüllte er seine Sohnespflicht von da an mit noch größerem Zartgefühl. Er frühstückte bei ihr, mochte er noch so beschäftigt sein, täglich in der Viktoriastraße und verstand es, ihr das stolze Gefühl zu geben, daß sie für ihn unentbehrlich sei. In Wirklichkeit blieb zwischen ihm und der herrischen Frau, deren Einfluß er weder offen entgegenzutreten noch erliegen wollte, viel bewußt Verschwiegendes. Die viel jüngere Schwester blieb für ihn ein Gegenstand der Erziehung. Aber vom Vater schrieb er acht Tage nach seinem Tode an Wilhelm Schwaner: »Spät haben wir uns gefunden, mein Vater und ich; erst kam Achtung, dann Freundschaft, zuletzt Liebe. Und jetzt sind wir ganz eng vereinigt; ich fühle, wie die letzten Hüllen des Unverstehens gefallen sind und bin ruhig und sicher in seiner Gegenwart ... *Mein Leben beginnt still zu werden, und der Abend bricht an.*« (Brief 169.) Die Rede, die er am Sarge hielt, hat eine Zeitlang die Kampagne der Verächtlichmachung gegen ihn genährt: man warf ihm vor, es sei nur Eitelkeit gewesen, daß er keinen Geistlichen sprechen, sondern sich allein zu Worte kommen ließ und bei einer solchen Gelegenheit eine sorgfältig präparierte und schriftlich fixierte Ansprache gehalten habe. Das Echo dieser Kritiken tönte bis an die Front hinaus. In Wirklichkeit sprach er völlig frei und nicht aus Eitelkeit, sondern weil ihm eine konventionelle Rede am Sarge des von ihm am meisten geliebten Menschen unerträglich schien. Noch nach mehreren Jahren schreibt er: »Seitdem mein Vater und mein Bruder tot sind – für mich sind sie es nicht – hat es keinen Mann gegeben, von dem ich im höchsten Sinne sagen könnte, daß er mein Freund sei.« (Brief 180.)

Die gläserne Wand, die er schon als Kind begonnen hatte, zwischen sich und den Menschen zu ziehen, wurde jetzt auch für ihn undurchsichtig. Oder richtiger: scharf sah er nur noch in die Ferne. Die Nähe verdeckte, nachdem sie ihm nichts mehr bedeutete, immer unheimlicher auch für ihn seine eigene Figur, ihre Problematik, ihr Schicksal, vor allem ihr sein ganzes Gesichtsfeld füllendes Denken. Wie Gespenster drängten sich um ihn die Spiegelbilder seines Ichs, der Schwarm seiner unbotmäßigen Gedanken. »Die Menschheit steht mir näher als früher, aber ich habe nichts mehr, was ich dem Einzelnen geben könnte«, schreibt er bald nach Anfang des Krieges einer Bekannten. Die Spiegelbilder, die er von sich sieht, werden wie ein zweites Ich, das sich von ihm loslöst und ihn von der Welt abschließt. »Es ist, als ob in mir zwei Menschen lebten, von denen der eine erwächst, der andere stirbt. Es stirbt der Begehrende, der von außen zu Erfreude, und mit ihm manche Lebendigkeit, Buntheit, Mitteilbarkeit und Freude, und es erwächst der andere, den ich kaum mehr Ich nennen darf. Denn dieser kümmert sich kaum mehr um mein Schicksal, er verlangt nach Dingen, die unpersönlich sind und macht mich zum Diener von Mächten, die mir keine Rechenschaft zu geben haben. Dieser Andere ist wie ein Teil einer fremden Macht, die sich eine Zeitlang

meines armen Daseins bedient, um zu tun, was ihr gefällt ... Was ich zu schaffen und mitzuteilen habe, gehört mir nicht mehr. Ich kann es nicht mehr verschenken, es löst sich los, wie es ihm gefällt – für wen? Ich habe nicht zu fragen.« (Brief 147. An Fanny Künstler vom 23. IX. 1914.) Und einige Monate später an dieselbe: » *Woran soll ich noch Anteil nehmen? Alles ist Schatten und Traum.*« Brief 161.)

Müdigkeit wird immer häufiger seine Grundstimmung. Die Wunden, die seiner ursprünglich überkräftigen und zähen Natur die persönlichen Konflikte, die schweren Enttäuschungen und Sorgen der letzten Jahre vor dem Kriege geschlagen hatten, seine Verzweiflung über den Krieg und die Zukunft, die er für Deutschland befürchtete, wirkten sich jetzt aus in einer Schwächung seiner Lebenskraft, einem dumpfen Verzicht, einem Versiegen seiner Freudigkeit am praktischen Schaffen. Als sein Vater starb, folgte er ihm zwar als Vorsitzender der A. E. G., übernahm aber von dessen Aufsichtsratsstellen nur diejenigen in Gesellschaften, die notleidend oder noch in einem Entwicklungsstadium waren, oder an denen seinem Vater besonders viel gelegen gewesen war; die anderen lehnte er, im Gegensatz zu seinem früheren unstillbaren Tätigkeitsdrang, ab. An Fanny Künstler schreibt er kurz vor der Niederlegung seines Amtes: » *Sie werden mich verändert finden, denn ich bin alt und müde geworden. Es muß sich im Freien zeigen, ob ich nochmals Lebenskräfte gewinnen kann ... Manchmal wünsche ich den Frieden zu erleben, manchmal nicht.*« (Brief 164.) Wie ein Ertrinkender greift er aus seiner Einsamkeit nach jeder Hand, die sich ihm zu bieten scheint. Zufallsbekanntschaften erblühen plötzlich über Nacht zu überschwenglich gefeierten Freundschaften, die ebenso schnell wieder welk werden und in das Schattendasein seiner älteren Beziehungen zurücksinken. An Wilhelm Schwaner schreibt er im September 1915: » *Ich bin zu lange an innere Einsamkeit gewöhnt; die läßt sich nicht mehr brechen.* Bis vor kurzem habe ich beklagt, daß leidenschaftliche Erlebnisse, die meine mittleren Jahre erfüllten, nicht zum Hausstand und Familienleben führten. Nun ist es vorüber. *Es ist sehr wenig geworden, was ich noch will:* die Reihe meiner Schriften, wenn es möglich ist, beschließen, und dazu tritt dann noch die – wahrscheinlich vorübergehende – Aufgabe, das Werk meines Vaters über die schweren Zeiten unserer Wirtschaft hinwegführen zu helfen. Was dann folgt, frage ich nicht. Ich bin in diesem Kriegsjahr ziemlich grau geworden; *das fühle ich auch im Innern.*« (Brief 176.)

Trotzdem wirkt in ihm, schwächer als früher, weniger kontinuierlich, ohne Freudigkeit, doch immer noch unbezwingbar, der Drang nach praktischer Betätigung. Er beteiligt sich an den Klub-Gründungen, die den »Burgfrieden« durch gesellschaftliche Fühlung zwischen Vertretern verschiedener politischer Richtungen befestigen sollten: insbesondere an der von Carl Vollmöller ins Leben gerufenen » *Deutschen Gesellschaft 1914*« und der von Professor Ludwig Stein und dem Reichstagsabgeordneten Bassermann begründeten »Mittwochs-

Gesellschaft«: beide Vereinigungen spielten bekanntlich im Kriege hinter den Kulissen eine nicht bedeutungslose Rolle; in einer für Deutschland völlig neuen Form stellten sie Verbindungen zwischen der Regierung und Parlamentsmitgliedern, Journalisten, Großindustriellen, Bankiers, Leuten aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens her und beeinflussten durch diese laufenden und zwanglosen Beziehungen namentlich in kritischen Augenblicken die deutsche Politik und die Führung des Krieges oft wirksamer als die zensurierte Presse und »öffentliche Meinung«, oder selbst die in Hörweite der Entente tagenden Parlamente. Besonders gilt dies für die sorgfältig ausgewählte, verhältnismäßig kleine geschlossene Gesellschaft von nur 70 Mitgliedern, die wöchentlich zur vertraulichen Besprechung aktueller Fragen im Hotel Continental als »Mittwochs-Gesellschaft« zusammenkam. Alle Richtungen vom Grafen Westarp bis zu den Sozialdemokraten Heine, Südekum und David waren in ihr vertreten Bassermann und Ludwig Stein forderten zunächst zwölf führende Persönlichkeiten verschiedener Richtung auf, und von diesen, zu denen auch Rathenau gehörte, kooptierte dann jeder vier weitere. Ich gehörte ihr auf Vorschlag von Rathenau seit meiner ersten kurzen Anwesenheit in Berlin von der Front im Winter 1915 an, als ich entsandt war, um beim Reichskanzler und beim Kriegsminister an der Hand von Terrainskizzen und Verlustlisten darzulegen, daß im Gegensatz zu anderen rosig gefärbten Meldungen die Karpathenfront ohne Nachschub mindestens eines neuen Armeekorps voraussichtlich nicht zu halten sei. Ich erwähne dieses, weil Rathenau die politische Gefahr, die diese Situation enthielt, gleich erkannte, die persönliche, nicht bloß dienstliche Fühlung mit dem Kriegsminister herstellte, den Instanzenweg abkürzte, und dadurch zur baldigen Entsendung des später so benannten »Karpathenkorps«, die die Festigung der Front und im Mai den Durchbruch bei Przemysl möglich machte, mittelbar beitrug. Übrigens war dieses einer von den seltenen Fällen, in denen der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg aus politischen Gründen direkt in die militärische Führung des Krieges eingriff, indem er an den Generalstabschef von Falkenhayn schrieb und ihm die dringende Notwendigkeit, die Karpathenfront zu verstärken, darlegte. An den Verhandlungen der Mittwochs-Gesellschaft beteiligten sich regelmäßig Männer wie Feldmarschall Moltke, Generaloberst Kluck, Fürst Guido Henckel, der frühere Botschafter von Stumm, der damalige Führer der Konservativen von Heydebrand und der Lasa, die Abgeordneten Bassermann und Stresemann, der Direktor der Deutschen Bank Mankiewicz, die Großindustriellen Hugo Stinnes und Hugenberg, die Journalisten Professor Hoetzsch und Georg Bernhard; und als Gäste, wenn sie zufällig in Berlin zu Besuch waren, führende verbündete Politiker wie die Grafen Apponyi und Andrassy. In dieser kleinen, in parlamentarischen Formen verhandelnden Versammlung fand Rathenau zum erstenmal für seine Rednergabe eine Plattform.

Kurze Zeit scheint er gehofft zu haben, durch Ludendorff, als dieser eine Diktatur über Deutschland errichtete, Einfluß zu gewinnen und Gelegenheit zu bekommen, seine großen

Reformpläne in die Wege zu leiten. Die Springlebendigkeit Ludendorffs, seine schnelle Auffassungsgabe, die Leichtigkeit, mit der ihn fremde Ideen, wenn sie die seinigen nicht durchkreuzten, entflamten, eine gewisse Kindlichkeit, die Genie bedeuten konnte, machten einen tiefen Eindruck auf Rathenau, der in allem sein Gegenstück war. »Ende 1915, in Kowno, lernte ich Ludendorff kennen«; berichtet er in seinem Aufsatz »Schicksalsspiel« Veröffentlicht am 23. November 1919 im »Berliner Tageblatt«. Wieder abgedruckt in »Was wird werden?« S. 5ff.. »Ich empfand, daß er der Mann war, der uns, wo nicht zum Siege, so doch zu einem ehrenvollen Frieden führen könnte *und gesellte mich von diesem Tage an zur Zahl derer, die alles, was in ihrer Kraft stand, taten, um ihm den Weg zur Obersten Heeresleitung zu ebnen.*«

Auf diese hohe Schätzung Ludendorffs und die Hoffnung, seine eigenen Ideen durch Ludendorffs Einfluß fördern zu können, ist wohl hauptsächlich der eine schwere Fehler, den Rathenau im Kriege machte, zurückzuführen: sein Brief an Ludendorff vom 16. September 1916, in dem er die belgischen Deportationen befürwortete: die zwangsweise Überführung von siebenhunderttausend belgischen Arbeitern nach Deutschland zur Mitwirkung am schwerindustriellen »Hindenburg-Programm«. Bekanntlich war die Maßregel praktisch ein Fehlschlag; menschlich und völkerrechtlich war sie nicht zu rechtfertigen und gefährdete auf das schwerste gerade Rathenaus Kriegsziel, Versöhnung zwischen den Völkern, Milderung des Hasses, wirtschaftliche Einigung Europas. Um seine Haltung in dieser Sache zu erklären, muß man daher neben der Rücksicht auf Ludendorff auch wohl noch andere psychologische Beweggründe annehmen: eine Trübung seines Urteils nicht durch die Kriegspsychose, denn gegen die war er immun, wohl aber durch sein Preußentum, seine tiefe Sehnsucht, restlos deutsch zu sein, die ihn schwach machte gegen antisemitische Angriffe und in diesem Fall die Erwägungen der Vernunft überrannte. Die in ihm streitenden Stimmungen, aus denen er in diese und vielleicht noch andere tragische Widersprüche mit sich selbst hineingeriet (er hat sich später Gewissensbisse gemacht wegen seiner Mitwirkung am Kriege durch die Rohstofforganisation), liegen teilweise zutage in den Worten, die er bald nach Kriegsausbruch an Fanny Künstler richtete: » *Wir müssen siegen, WIR MÜSSEN! und haben keinen reinen, ewigen Anspruch.*« (Brief 155.)

Seine Schätzung Ludendorffs ging jedoch bald in die Brüche. Er selbst hat das dramatische Ende ihrer Beziehungen in dem bereits angeführten Aufsatz »Schicksalsspiel« klar und überzeugend dargestellt. »Im Frühjahr 1917 war das Hauptquartier auf einige Tage in Berlin ... Ich ließ mich bei Ludendorff melden, berichtete ihm über die wirtschaftliche Durchführung des »Hindenburg-Programms« *und sagte ihm, die U-Boot-Gutachten seien, soweit ich sie kenne, falsch, an eine Niederwerfung Englands bis zum Sommer sei nicht zu denken. Ludendorff widersprach; die Unterhaltung war kurz.* An diese Voraussage erinnerte ich Ludendorff brieflich

im Juni 1917. Er forderte mich auf, nach Kreuznach zu kommen A. a. O. S. 7..

Rathenau bereite den Besuch sorgfältig vor durch einen Artikel »Sicherungen« in der »Frankfurter Zeitung« vom 5. Juli, in dem er Annexionen im Osten grundsätzlich ablehnte, aber – eine Konzession an Ludendorff – Erwerbungen im Westen »*theoretisch*«, wie er sich ausdrückte, nicht absolut verwarf Abgedruckt in der Broschüre »Zeitliches« S. 82.. Am 10. Juli fand dann die Unterredung im Hauptquartier statt. »*Der U-Boot-Krieg machte den Hauptteil der Besprechung aus.* Ich erörterte die Monatszahlen, die maximale Schätzungen bedeuteten, die geringe Wirkung auf die englische Wirtschaft, die illusorische Berechnung der Gesamttonnage, die Abwehrmaßnahmen, vor allem die Möglichkeit Amerikas, mehr Tonnage zu bauen als wir versenkten ... Am Nachmittag empfing mich Ludendorff nochmals. Er sagte, daß er nur in einem Punkte meinen Darlegungen widersprechen müsse: das sei die Frage des U-Boot-Krieges. Ich fragte, was ihn dazu bestimme. »*Gründe könne er mir nicht angehen, es sei sein inneres Gefühl, dasjenige Gefühl, das ihm auch für seine strategischen Maßnahmen entscheidend sei.*« »Wäre dies eine strategische Maßnahme, so wäre hierdurch für mich die Frage entschieden. *Doch da es eine Frage der Wirtschaft und der Technik ist,* so wage ich, meine Rechnung und mein Gefühl dem Ihren entgegenzustellen.« »Das respektiere ich,« antwortete Ludendorff, »*doch werden Sie zugeben, daß ich meinem Gefühl zu folgen habe*« A. a. O. S. 9-11.. Als Ludendorff ihm in einer rein statistischen und technischen Frage mit seinem »Gefühl« kam, gab Rathenau ihn auf. In der Mittwochs-Gesellschaft hielt er eine Rede gegen den unbeschränkten U-Boot-Krieg, die für alle, die sie hörten, denkwürdig blieb. Er verwarf ihn, weil er darin ein Experiment sah, das, wie er später schrieb, »wie ein Sprung über den Abgrund nur dann gelingt, wenn es mit hundert Prozent gelingt. Diese hundert Prozent schließen aber einen unbekanntem Wirtschaftsfaktor und einen psychologischen Faktor ein, den man bei uns niemals richtig eingeschätzt hat.« (Brief 228.) Die Rede war eine der glänzendsten, die er gehalten hat, und in der Sache behielt er recht gegen Ludendorff. Aber wir wissen jetzt aus Sir James Salters Buch, daß im April 1917 an den hundert Prozent nur wenig gefehlt hatte.

Je dunkler die Lage wurde, je schwerer und schmerzlicher die ethischen Entscheidungen, um so mehr zog es Rathenau fort in die Einsamkeit, zu seinen inneren Gesichtern, hinaus aus der Gegenwart in eine von ihm mit visionärer Deutlichkeit erschaute Zukunft. Die Schrift »Von Kommenden Dingen« entstand; dann die »Probleme der Friedenswirtschaft«, »Vom Aktienwesen«, die »Neue Wirtschaft«. »Ich schreibe den ganzen Tag«, heißt es in einem Brief an Wilhelm Schwaner; »aber es ist, wie wenn eine Witwe ein Kind trägt; solche Kinder leiden oft vom Weinen. *Ich weine nicht – aber ich lache auch nicht mehr viel.* Für mich und die Meinen habe ich schon oft und viel Sorgen gehabt; besonders 1903, als mein Bruder starb. Aber so wie jetzt war es nicht.« (Brief 209 v. 2. IX. 1916.) Die Briefe an die Freundin aus den letzten

beiden Kriegsjahren durchzieht ein einziger Ton äußerer und innerer Vereinsamung.

65, Königsallee. 15. 1. 17.

Dank für Blumen, Worte, Töne. Faust? nein. Aber ich lese jetzt mit grimmigem Entsetzen Nietzsches Briefe an Overbeck, bis zu den versteinerten Dokumenten des Wahnsinns. So eng am Abgrund, – und noch nicht hinüber! Alles, was dieses glücklich-unglücklichere Ich umschattet, ist mir vertraut, nur, daß meine Einsamkeit bevölkert ist. Doch den Raub und Hohn der Freunde, von denen nie, *nie!* einer für uns eintritt, die lächelnd auf der Abgrundstraße in den Weg treten und einzeln gezwungen werden müssen, dem schwankenden Wagen Raum zu geben, bis es ihnen doch endlich gelingen wird, die Speichen zu brechen, wie habe ich sie erlebt! Erlebe ich sie! Dann werden sie lächelnd und lamentierend den Denkstein aufrichten zum abschreckenden Beispiel, und die ahnungslose Jugend kommt mit ihren Kränzen. – Erschrecken Sie nicht; fürchten Sie nicht, mich weniger heiter zu finden; so gut wie das übrige bewältige ich auch die Stimmung; – bis auf weiteres.

Ich grüße Sie herzlich und in alter Treue  
W.

65, Königsallee, Grunewald.

Was soll ich Ihnen antworten? Die Gesetze der Produktion kennen oder respektieren Sie nicht, wenigstens nicht bei mir. Glauben Sie, daß ich meine Arbeiten wie ein angestellter Journalist aus dem Federhalter sauge? Ich habe in meinem Leben noch keine Gedankenzeile geschrieben, die ich nicht schreiben mußte. Wenn sie aber geschrieben ist, so gehört sie nicht mehr mir. Ohne Glauben gibt es keine Verantwortung und ohne Verantwortung keinen Glauben. Wenn ich die Aufgabe ertrage, produzieren zu müssen, so muß ich den Glauben haben, daß sie mir auferlegt ist; sonst könnte ich sie nicht ertragen. Wenn eine meiner Arbeiten schlecht ist, so liegt es nicht am Mangel guten Willens. Ich mühe mich, so gut jemals sich einer gemüht hat, sie so gut zu machen

wie ich kann. Gelingt das nicht, so muß die Welt sie nehmen wie sie sind; noch immer hat sie mehr guten Willen von mir, als ich von ihr empfangen.

Oder sollte ich mehr äußere Rücksichten nehmen? Daß es nicht etwa zuviel wird? Ich schweige drei, vier Jahre, wenn ich nichts zu geben habe. Wenn ich aber reden muß, so rede ich. Nach Eindrücken frage ich nicht.

Sie wissen, wie hoch ich Ihr Urteil stelle; es ist am stärksten, wenn es ein Gefühl des Gegenwärtigen ausdrückt. Was einer aber tun muß, und was er sieht, das kann niemand ihm sagen; nicht einmal der, der sein ganzes Leben mit ihm erlebt. Das sind Schicksalsdinge; vor denen darf und braucht man sich nicht zu fürchten. Sie erfüllen sich doch; keine Klugheit nützt und keine Torheit schadet; ist der Wille gut, so können sie tragisch sein, aber weder böse noch falsch.

Herzlichst

13. 6. 17.

W.

25. 12. 17.

In diesem scheidenden Jahr möchte ich Ihnen noch einen Weihnachtsgruß schicken. Sie haben in diesem Jahr in tiefen Schmerzen eine wahrhaftige Bestimmung gefunden und sie wahrhaft erfüllt. Ich habe mit Schmerzen an ihrem Schicksal teilgenommen, aber auch mit Freude und Stolz.

Mehr und mehr werde ich den Menschen entfremdet werden; ich halte die Brücken, solange es geht. Mögen Sie nicht Ärgernis an mir nehmen! Ich weiß, Sie haben den guten Willen.

Ihr W.

17. 5. 18.

Wenn ich Ihre Briefe vernichten müßte, so wäre es mir, als wenn ich etwas Lebendiges tötete. Zum Glück ist es technisch unmöglich: ich müßte alle meine Behälter durchsuchen; es ist kaum einer, der nicht eine Erinnerung an sie enthält. Deshalb können Sie zu meinen Lebzeiten leider auch Bettinas Brief nicht erhalten, da ich nicht weiß, wo ich ihn suchen müßte. Daß nichts aufbewahrt ist, das von Bosheit oder

Torheit dereinst mißdeutet werden könnte, bedarf keines Wortes. Sehr müde bin ich auf ein paar Tage hierher geflüchtet und gestern mittag in wolkenloser Hitze angekommen. Heute habe ich stundenlang, fast den ganzen Tag, geschlafen. Der Flieder ist im Verblühen; außer Akazien und Rosen, die zurück sind, ist alles Mitte Juni. Eine große Trockenheit scheint sich vorzubereiten, dieser kleine Landstrich ist ja fast regenlos. Jetzt ist es Abend. Es sind wieder viel Nachtigallen im Garten, aber es ist nicht wie sonst. Etwas Fremdes, nicht zu Ordnenes, schiebt sich dazwischen. Gedanken und Stimmungen zerflattern. Ich fühle nicht, daß Frühjahr ist; kein Erwachen, alles ist ausgesprochen und verrauschend wie im August.

Ich weiß jetzt, daß ich das Ende dieser Wirrnis nicht erlebe; vielleicht keiner von uns. Es ist fast wie Beruhigung. Es kommen langsam andere Menschen, auch sie treten ins Dunkel zurück. Alles was wir tun, ist zu früh und zu spät. Es befreit mich, wenn ich die große Weite des Horizontes sehe, dann verschwindet das Tägliche, das Zeitlich-Willkürliche. Die Dämmerung versinkt im warmen, weit umhüllenden Dunkel, die Wiesen zwitschern und zirpen. Ich könnte Licht machen und weiter-schreiben. Es ist aber noch so viel Müdigkeit und Schwere in mir, daß alles sich mühsam im Kreise bewegt. Seien Sie nicht besorgt, glauben Sie vor allem nicht, ich sei krank. Morgen sollen sogar Gäste kommen, zwei von meinen schwedischen Leuten. Heute früh telephonierte ich Felix ein paar Worte wegen Raumers.

Leben Sie wohl, ich grüße Sie herzlich.

W.

12. August 1918 Hat Bezug auf die Briefe der Freundin.

Nein, ... ganz recht ist es nicht, daß Sie den Wunsch wieder berühren, der mich schmerzt. Da es aber nicht anders sein soll, so werde ich in meinem Testament bestimmen, daß die Briefe unberührt Ihnen ausgehändigt werden, oder an wen Sie bestimmen.

Ihr kleines Bild hat mich erfreut. Es klingt mit dem Frieden Ihres Briefes zusammen: friedlich und dennoch bewegt, licht, scheinbar verklingend, und dennoch leuchtend.

Es ist seltsam, ich habe nun schon manches geschrieben, und immer noch wird es mir so schwer wie beim ersten Anfang. Ich ringe den

ganzen Tag, und abends liegen vier Seiten vor mir. Wie leicht und wie schwer ist das Wort. Die Griechen sagten, unter dem Klange der Lieder haben sich die Zyklopenquadern von Troja zur Mauer gefügt. Das ist ein starkes Bild für ein paar Seiten Prosa, aber ich habe mir diesmal mit einer äußerlich nicht umfangreichen Arbeit eine schwere Verantwortung aufgeladen.

Ich verlasse den Garten nie. Von dem vielen Regen ist die Erde noch immer feucht, die Bäume schwer. Tagsüber ballen sich weiße Wolken und verglühen abends. Nachts schweben zwischen den hellen Fixsternen ganze Berge von halb unsichtbaren kleinen Gestirnen wie Schneeflocken. So klar ist die Luft. Vorgestern mußte ich einen Tag in Berlin sein. Gequält kam ich zurück, und als ich die Gartentür öffnete und in die dunkle Kühle in den ruhenden Raum unter den schweren Baumkronen trat, da fühlte ich, daß ich nur noch eine Sehnsucht habe. Auf meinem Tisch liegen Bücher, kaum geöffnet. Gegen Abend gehe ich manchmal auf den kleinen Berg hinter dem Hause und bringe ein paar Pilze mit zum Abendessen. Wenig Menschen haben mich besucht. Sie finden mich still und gehen bald wieder. Es wird Herbst.

Glauben Sie nicht, daß ich bedrückt oder traurig bin. Seit Beginn des Krieges sind die Arbeitstage hier meine beste Zeit.

Seien Sie herzlichst begrüßt

Freienwalde, 12. 8. 18

Ihr W.

Als der Zusammenbruch nahte, machte er noch einmal den Versuch, die Schranke, die ihn von seiner Umwelt trennte, fast gewaltsam zu durchstoßen. Er wandte sich » *An Deutschlands Jugend*«: (Es ist die Schrift, von der im obigen Brief die Rede ist). »Mit Euch, Deutschlands Jugend, will ich reden. Den Genossen meines Alters habe ich nicht mehr viel zu sagen. Mein Herz habe ich vor ihnen ausgeschüttet, mein Glauben und Schaun, Vertrauen und Sorgen ihnen vor die Seele gehalten. Viele haben meine Schriften gelesen, die Gelehrten, um sie zu belächeln, die Praktiker, um sie zu verspotten, die Interessenten, um sich zu entrüsten und sich ihrer eigenen Güte und Tugend zu erfreuen. Wenn warme Stimmen zu mir drangen, so kamen sie von Einsamen, von Jungen und von denen, die nicht altern und nicht sterben.« (»A. D. J.« S. 6ff.) Der Stil des Appells ist schrill, feierlich prophetisch, stellenweise überladen, gleicht oft einer Hand, an deren Fingern zu viel Ringe stecken, so daß man die zarten, geschickten Glieder darunter vergißt oder übersieht. Der Faltenwurf verdeckt manchmal die

Idee mehr als daß er sie schmückt. Man könnte fast von einem modernen Barock reden. Doch das wäre ungerecht; denn unter dem Pathos, das wie aufgelegt wirkt, brennt Leidenschaft: nur mehr als nötig bemüht um Ausdruck, unsicher wie eine Stimme, die zu lange nur mit sich gesprochen hat. Auch war vielleicht die Spanne zwischen Gefühl und Wort zu groß geworden und konnte nur künstlich überbrückt werden. An Stellen bricht aber doch durch die kunstvolle Sprache, unverkennbar im Ton, das wahre Gefühl durch: »Derer, die getötet worden sind und getötet werden sollen, gedenkt mein Herz in jeder seiner Nächte, *und am heißesten umfaßt es die, denen es schwer wird, und die sich fürchten. Jeder, der mit seiner Seele in den Krieg verstrickt ist, alt oder jung, fürchtet sich und zittert und weint Tränen, die nach innen fließen und das Herz verbrennen.*« (»A. D. J.« S. 1.)

Vieles in dieser Schrift erscheint wie eine nur in apokalyptische Formen gegossene Wiederholung früher entwickelter Gedanken; vor allem die erneute Verkündung des »Reiches der Seele«. Aber hier verdichten sich diese Gedanken zu Forderungen der Zeit. Denn der Krieg ist kein gewöhnlicher Krieg wie die des neunzehnten Jahrhunderts, keine bloße Auseinandersetzung zwischen Regierungen mit Waffengewalt; sondern » *die Krise, die wir erleben, ist die soziale Revolution ... der Weltbrand des europäischen Sozialgebäudes, das nie wieder erstehen wird ...*«, (A. a. O. S. 10 u. 76) das Ende eines untergehenden, der Anfang eines neuen Zeitalters der Menschheit. »Neu wird unsere Lebensweise, unsere Wirtschaft, unser Gesellschaftbau und unsere Staatsform. Neu wird das Verhältnis der Staaten, der Weltverkehr und die Politik. Neu wird unsere Wissenschaft, ja selbst unsere Sprache. – Wem von Euch ist es nicht in den Sinn gekommen, wenn er einen der früheren Schriftsteller der verflossenen Epoche las, etwa Stendhal oder Balzac, daß er sich fragte: Wie ist das möglich? Dreißig Jahre vor dieser Zeit blühte das spielende Jahrhundert in seinem Perlmutterglanz, und diese Menschen in dunklen Kleidern reden in ihrer neuen Aktensprache der Wissenschaft von Industrie und Börse, von Dampfschiffen und Kammern, von bürgerlicher Gesellschaft und Militarismus, und wundern sich nicht über die Neuheit ihrer Welt und wissen kaum, was vor ihnen war? Ist dann wirklich die Rede einmal von einem alten Edelmann, der in jener Tändelzeit jung war, so erscheint er wie ein Fossil, ein Abgestorbener, ein zopfiges Gespenst. So fremd werdet Ihr, (die neue Jugend) an uns vorüberschreiten.« (A. a. O. S. 74ff.)

Weil der Krieg nur Begleiterscheinung der Geburt einer neuen Epoche ist, deshalb wird » *das Entsetzen der Zeit*« erst überwunden werden, wenn ein *neues Menschentum* auf den Plan tritt, dessen Leben in der Seele, nicht in der Gier des Erwerbs und der Unterwerfung unter materielle Zwecke wurzelt, *und wenn eine neue Organisation der Menschheit den bisherigen Zustand politischer und wirtschaftlicher Anarchie ersetzt.*

Wichtiger ist *der neue Mensch*. »Kein Staatsmann kann helfen, kein Staatsakt, keine Änderung der Einrichtungen ... *Kannst du Menschen finden und sammeln?*« ruft er der deutschen

Jugend zu. » *Vergiß nicht: wäre ein deutsches Paradies auf Erden verwirklicht, wir hätten heute die Menschen nicht, es zu verwalten ...* Blicke um dich in diese Parlamente, diese Ämter, diese Akademien, – überall ... *Und abermals werde ich mutlos und frage: Wo sind die Menschen?*« (A. a. O. S. 12-14.) In der Tat war dieses das Problem, das Rathenau am tiefsten beunruhigte. Kurz nach dem Spartacus-Aufstand im Februar 1919 sagte er zu mir: der Bolschewismus sei ein großartiges System, dem wahrscheinlich die Zukunft gehöre; »in hundert Jahren wird die Welt bolschewistisch sein. Aber der russische Bolschewismus gleicht einem bewundernswerten Theaterstück, das auf einer Schmiere von Schmierenschauspielern gespielt wird; und Deutschland wird den Kommunismus, wenn er kommt, genau so im Schmierenstil aufführen. Uns fehlen die Männer für ein so überaus kompliziertes System; es verlangt eine viel feinere und höhere organisatorische Begabung als bei uns zu finden ist. Wir haben keine Menschen von genügender Statur; vielleicht die Engländer und Amerikaner. Wir Deutschen können nur à la Feldwebel organisieren, nicht auf der hohen Stufe, die der Bolschewismus fordert. Des Nachts bin ich Bolschewist; aber am Tage, wenn ich in die Fabrik komme, unsere Arbeiter und Beamten sehe, dann bin ich es nicht, – oder noch nicht.« Er wiederholte mehrmals: »noch nicht«. Wie er früher die Schuld an Deutschlands Abstieg in erster Linie der falschen Auslese zumaß und Rettung nur von der Heranziehung besseren Menschenmaterials erwartete, so sah er jetzt im Problem der neuen Ordnung vor allem eine *Charakterfrage*: ob es gelingen werde, an die Stelle des durch Dienst am materiellen Zweck gebrochenen Menschen der mechanistischen Zeit einen Typ mit mehr Rückgrat und einer reineren Gesinnung zu setzen. Daher sein Ruf an die Jugend, aus der allein Typen dieses neuen Menschentums hervorgehen könnten, und vor allem an die deutsche Jugend, in der der Krieg Ansätze zu einer tiefen Wandlung hervorgebracht zu haben schien. Besonders wird er dabei an Fritz von Unruh, seine Brüder und ihren Kreis gedacht haben.

Der neue Mensch war die Voraussetzung; aber doch sah er schon die *neue Ordnung*, »den wirtschaftlichen und sozialen Ausgleich, die Durchgeistigung und Versittlichung der Wirtschaft«, in festen Umrissen wie einen der sicheren Verwirklichung entgegengehenden Bauplan vor sich. »Unverbrüchlich glaube ich an diese Dinge, denn sie sind im Anzuge; ja sie sind unsichtbares Schicksal geworden, denn sie sind erschaut, ausgesprochen, erhört und somit im Geiste verwirklicht.« (A. a. O. S. 13.) »Der kommende Friede wird ein kurzer Waffenstillstand sein, und die Zahl der kommenden Kriege unabsehbar, die besten Nationen werden hinsinken und die Welt wird verelenden, sofern nicht schon dieser Friedensschluß den Willen besiegelt zur Verwirklichung dieser Gedanken.« (A. a. O. S. 86.) Im Hinblick auf den kommenden Frieden wird er weit präziser als bisher in der Festlegung der Grundzüge einer die zwischenstaatliche Anarchie beseitigenden Weltorganisation. Allerdings unterscheidet sich sein Plan sehr wesentlich von dem später verwirklichten, auf den Ideen des achtzehnten

Jahrhunderts fußenden Wilsonschen Völkerbund. »Ein Völkerbund ist recht und gut«, sagt er, »Abrüstung und Schiedsgerichte sind möglich und verständig; *doch alles bleibt wirkungslos, sofern nicht als Erstes ein Wirtschaftsbund, eine Gemeinwirtschaft der Erde geschaffen wird.* Darunter verstehe ich weder die Abschaffung der nationalen Wirtschaft, noch Freihandel, noch Zollbünde: sondern *die Aufteilung und gemeinsame Verwaltung der internationalen Rohstoffe, die Aufteilung des internationalen Absatzes und der internationalen Finanzierung.* Ohne diese Verständigungen führen Völkerbund und Schiedsgerichte zur gesetzmäßigen Abschichtung der Schwächeren auf dem korrekten Wege der Konkurrenz; ohne diese Verständigungen führt die bestehende Anarchie zum Gewaltkampf aller gegen alle. – Der Wirtschaftsbund aber ist so zu verstehen: *über die Rohstoffe des internationalen Handels verfügt ein zwischenstaatliches Syndikat. Sie werden allen Nationen zu gleichen Ursprungsbedingungen zur Verfügung gestellt, und zwar für den Anfang nach Maßgabe des bisherigen Verbrauchsverhältnisses.* Späterhin wird das wirtschaftliche Wachstum der einzelnen in Rechnung gezogen. – *Die gleiche zwischenstaatliche Behörde regelt die Ausfuhr nach entsprechendem Schlüssel. Jeder Staat kann verlangen, daß die ihm zustehende Ausfuhrquote ihm abgenommen werde.* Sie verringert sich entsprechend, sofern er die auf ihn entfallende Einfuhr ablehnt. Die Lieferungen der Staaten geschehen im gewohnten Verhältnis ihrer Gütergattungen. Freie Verständigungen über Abänderungen können getroffen werden, Quotenaustausch ist zulässig. – An internationalen Finanzierungen, die zu Lieferungen führen, kann jeder Staat Beteiligungen im Verhältnis seiner Ausfuhrquote verlangen. – Dies sind die grundsätzlichen Bestimmungen, die vereinbart werden müssen.« (S. 87.) Er fügt dem aber hinzu einen nachdrücklichen Hinweis auf die unvermeidliche Langsamkeit der Entwicklung bis zur vollen Geltung eines solchen Systems. »*Jahrzehnte werden vergehen, bis dieses System der internationalen Gemeinwirtschaft voll ausgebaut ist; weiterer Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte bedarf es, um die zwischenstaatliche Anarchie durch eine freiwillig anerkannte oberste Behörde zu ersetzen, die nicht ein Schiedsgericht, sondern eine Wohlfahrtsbehörde sein muß, der als mächtigster aller Exekutiven die Handhabung der Wirtschaftsordnung zur Verfügung steht.*« (S. 88.)

Wir erinnern uns, daß schon einmal, vor dem Kriege, Rathenau eine *überstaatliche Instanz*, einen zwischenstaatlichen Gerichtshof angeregt hatte, der die Ausgaben der Staaten für Rüstungen prüfen und für die Einhaltung vertraglich festgelegter Rüstungsbeschränkungen sorgen sollte; womit er die grundsätzliche Geltung des bisherigen Souveränitätsbegriffes bewußt oder unbewußt preisgegeben hatte. Im Aufruf »An Deutschlands Jugend« weist er in vorsichtigen, aber unzweideutigen Worten darauf hin, daß der ganze Komplex der mit den Begriffen des Staates und der Nation zusammenhängenden Werte problematisch und vielleicht nicht für alle Zeiten gültig sei. »Der neuzeitliche Mensch«, sagt er, »... kann von Verzweiflung so überwältigt werden, daß er aus seiner Not ins Chaos flüchtet. Es kann ihm geschehen, daß er

getrieben wird, alle Werte anzutasten, daß er die Frage wagt, *ob jene Güter, die Christus nicht als Güter kannte, Vaterland, Nation, Wohlstand, Macht, Kultur, wahrhaft so hoch erhaben, so tief gegründet sind*, daß in ihrem Namen die Welt, friedlich und kriegerisch, sich in die ewige Sünde der Feindschaft, des Hasses und Neides, der Ungerechtigkeit und Unterdrückung, der staatsmännischen Ränke, der Gewalt und des Mordes verstricken dürfe.« (»A. D. J.« S. 35.) Jeder absolute Wert wirkt radikalisiert, macht gegen andere Werte skeptisch, frisst an ihnen wie eine Säure, so daß nur ein Rest, ein bestenfalls relativ gültiger Rückstand, übrigbleibt; so auch in Rathenaus Weltanschauung der absolute Wert der »Seele«.

Aber doch darf man diesen Radikalismus Rathenaus nicht überschätzen: denn es war ein Radikalismus bloß des nach eigenem Gesetze und fast unabhängig in ihm wirkenden Verstandes, dem sein Gefühl widersprach, das eng an Preußen, an Deutschland, an die deutsche Wirtschaft, ja selbst an den preußischen »blonden« Junker gebunden blieb; und in allen entscheidenden Momenten entsprangen seine Handlungen dem Zusammenklang, oft einem Kompromiß zwischen beiden Antrieben. Als mit Ludendorffs Waffenstillstandsgesuch der Zusammenbruch kam, erkannte er sofort die katastrophale Dummheit, »daß man statt der Liquidation den Bankrott erklärte« (»die katastrophalste Dummheit aller geschichtlichen Zeiten« sagte er später ohne Übertreibung). Weil ein in jahrelanger schwerer Verantwortung verbrauchter General die Nerven verloren hatte, steckte Deutschland den Kopf in die Schlinge und ruinierte nicht nur sich, sondern nebenbei auch Europa, indem es einen vernünftigen Frieden, der die Kriegswunden geheilt hätte, unmöglich machte. Klugheit und Gefühl empörten sich gleichmäßig gegen dieses Verbrechen. Am 7. Oktober 1918 veröffentlichte Rathenau in der »Vossischen Zeitung« einen Artikel »*Ein dunkler Tag*«, in dem er den Schritt als »über-eilt« bezeichnete, eine unbefriedigende Antwort (die selbstverständlich war) voraussagte, und die Forderung aufstellte: »Kommt die unbefriedigende Antwort, die den Lebensraum uns kürzt, *so müssen wir vorbereitet sein. Die nationale Verteidigung, die Erhebung des Volkes muß eingeleitet, ein Verteidigungsamt errichtet werden. Beides tritt nur dann in Kraft, wenn die Not es fordert, wenn man uns zurückstößt*; doch darf kein Tag verlorengehen. *Das Amt ist keiner bestehenden Behörde anzugliedern, es besteht aus Bürgern und Soldaten und hat weite Vollmacht.* Seine Aufgabe ist dreifach. Erstens wendet es sich in einem *Aufruf an das Volk*, in einer Sprache der Rückhaltlosigkeit und Wahrheit. Wer sich berufen fühlt, mag sich melden, es gibt ältere Männer genug, die gesund, voll Leidenschaft und bereit sind, ermüdeten Brüdern an der Front mit Leib und Seele zu helfen. *Zweitens müssen alle die Feldgrauen zur Front zurück, die man heute in Städten, auf Bahnhöfen und in Eisenbahnen sieht*, wenn es auch für manchen hart sein mag, den schwerverdienten Urlaub zu unterbrechen. *Drittens müssen in Ost und West, in Etappen und im Hinterland aus Kanzleien, Wachtstuben und Truppenplätzen die Waffentragenden ausgesiebt werden.* Was nützen uns heute noch Besatzungen und

Expeditionen in Rußland? Schwerlich ist in diesem Augenblick mehr als die Hälfte unserer Truppen an der Westfront. *Einer erneuten Front werden andere Bedingungen geboten als einer ermüdeten. Wir wollen nicht Krieg, sondern Frieden. Doch nicht den Frieden der Unterwerfung.*« Der Artikel machte ungeheures Aufsehen. Der Reichskanzler der neuen Volksregierung, Prinz Max, der unter dem rücksichtslosen Druck des Militärs dem Waffenstillstandsgesuch nach heftigem Widerstreben zugestimmt hatte, wurde stutzig und legte am 8. Oktober der Obersten Heeresleitung die Frage vor: »Verspricht sich die Oberste Heeresleitung einen ausreichenden Kräftezuwachs von der *levée en masse*, wie sie von Walther Rathenau in der ›Vossischen Zeitung‹ empfohlen ist?« Vorgeschichte des Waffenstillstandes. Amtliche Urkunden Nr. 36. Ludendorff antwortete dem Prinzen am folgenden Tage in einer Besprechung: »*Nein*. Ich verspreche mir trotz Menschenmangels von *levée en masse* nichts. *Levée en masse* würde mehr zerstören als man ertragen kann.« Und der Kriegsminister General Scheuch schloß sich diesem Votum an A. a. O. Nr. 38.. Rathenau suchte Scheuch auf, legte ihm noch einmal, am 9. Oktober, brieflich dar, was in die Augen stach, aber von der Obersten Heeresleitung scheinbar verkannt wurde, *daß die Räumung des besetzten Gebietes, die Wilson in seiner Antwort auf das Gesuch forderte, »die Besiegelung des Endes unserer Verteidigungsfähigkeit, somit Ergebung auf Gnade und Ungnade« sei.* (Neue Briefe Nr. 50.) Die Militärs blieben bei ihrer Ablehnung. Es wäre müßig, heute untersuchen zu wollen, ob, nachdem Ludendorff einmal sein Waffenstillstandsgesuch gemacht hatte, die Volkserhebung durchführbar gewesen wäre und Erfolg haben konnte. Übrig blieb nach ihrer Verwerfung nur eine furchtbare Erbitterung im Volk gegen Rathenau als »Kriegsverlängerer«. So kam es, daß er, als der Umsturz ausbrach und seine radikalen Ansichten seine Teilnahme an einer revolutionären Regierung natürlich gemacht hätten, »unmöglich« war und einsamer und gefährdeter als je vorher dastand.

Rathenaus Stellung zur Revolution war durch seine Schriften gegeben; er hatte seit Jahren das herrschende System, seine Verfassung, seine Politik, seine Wirtschaft, seine Gesellschaftsform verneint und Vorschläge für eine Erneuerung von Grund auf gemacht. Doch aus Gründen, die nur zu sichtbar waren, – seine Stellung an der Spitze der A. E. G., seine Organisation der Rohstoffwirtschaft, seine Verbindung mit dem »Hindenburg-Programm«, zuletzt noch sein Aufruf zur Volkserhebung, – Gründen, die alle letzten Endes in der Zwiefältigkeit seiner Person ihren Ursprung hatten, ging die Revolution in einer Stunde, die trotz seines gewaltsamen Todes vielleicht die schwerste seines Lebens war, an ihm vorbei. »Als die Revolution kam, waren alle sich einig, daß man mich los sein wollte«, schreibt er ein Jahr später an den sozialdemokratischen preußischen Finanzminister Südekum. (Brief 580.) Und jetzt beginnt die eigentliche Tragödie, in der sein bisheriges Leben nur die Rolle einer Exposition spielt,

jetzt, da plötzlich seine Doppelheit als Gefahr für sein Werk vor ihm steht, als Schicksal, das nicht nur ihn, sondern auch seine Gedanken bedroht. Gegen dieses Schicksal empört er sich, nimmt mit ihm den Kampf auf und rettet schließlich, mit dem Opfer seines Lebens, seine Ideen.

Die nächsten Monate und Jahre muß er einen fast verzweifelten Kampf führen, um aus seiner Vereinsamung herauszukommen und bei der Neugestaltung Deutschlands praktisch helfen zu können. Broschüren, Zeitungsartikel, Reden, Bewerbungen, die »Apologie«, »Der Kaiser«, die »Kritik der dreifachen Revolution«, die kleinen Sammlungen »Nach der Flut« und »Was wird werden?«, die Schriften »Der Neue Staat«, »Die Neue Gesellschaft«, die bei Diederichs erschienene »Autonome Wirtschaft« sind Episoden dieses zähen Ringens.

Schon vor dem Umsturz, im Oktober, als die erste Volksregierung ans Ruder kam, hatte er in einem Aufsatz »*Staat und Vaterland*« Abgedruckt in »Nach der Flut« S. 34ff., das Ziel, das er in seinen großen theoretischen Abhandlungen allgemein aufgestellt hatte, mit Bezug auf die gegenwärtige Lage neu formuliert: »*Die Welt bedarf eines Menschenreiches als Abbild des Gottesreiches, des Reiches der Seele.* Das Menschenreich ist das Reich der Freiheit und der Gerechtigkeit. Im Menschenreich herrscht nicht Reichtum und Erbteil, nicht Willkür und Unterwerfung, nicht Gewalt und nicht Anarchie, sondern *Solidarität*; es führen nicht mehr die Bevorrechtigten, die Streber und Macher, sondern *befähigte Menschen*; *das höchste Gesetz ist nicht Interesse, sondern Schöpfung, das letzte Ziel nicht Reichtum und Macht, sondern Geist.* *Die Knechtschaft der Menschen, der Stände, der Altersstufen und Geschlechter hört auf* A. a. O. S. 48.. Und an einer anderen Stelle desselben Aufsatzes stellt er als »die klare fest umschriebene Aufgabe des deutschen Geistes« hin: »*den Staat und die Wirtschaft der Sittlichkeit und Gerechtigkeit zu schaffen und seine Schöpfung in den Verband der Völker vorbildlich einzufügen* A. a. O. S. 37.. Also das ideale Ziel Fichtes.

Nach dem Umschwung, als er sich beiseitegeschoben sah, unternahm er, um diesen Ideen Gehör zu verschaffen, die Gründung eines »*Demokratischen Volksbundes*«. Er berief eine Reihe führender Persönlichkeiten von geistigem oder wirtschaftlichem Gewicht, die ebenso wie er durch die Revolution ausgeschaltet schienen, zu einer Sitzung am 16. November und setzte ihnen seine Ziele auseinander: Derjenige Volksteil, welcher »augenblicklich nicht den Inhalt bildet der Arbeiter- und Soldatenräte und nicht den Inhalt bildet der Revolutionsgemeinschaft, die sich konstituiert habe«, müsse sich sammeln und zur Verfügung halten »einzeln, in Gruppen, in der Gesamtheit zu jeder ordnenden Mitarbeit, die von uns erwünscht und erwartet werden kann, zu der gutwilligen, zu der freiwilligen, zu der *erfindungsreichen Mitarbeit*, deren wir fähig sind« »Reden« S. 35.. Er wolle keine Partei gründen, weil ihm nur am Gedanken der absoluten Solidarität und Einigung liege; und daher sei die einzige

Forderung, die er ihnen zum Beschluß vorlege, » *die Forderung der Nationalversammlung, der schleunigen Berufung, der schleunigen Errichtung dieser Versammlung*« A. a. O. S. 37.. Das eigentliche Ziel, das er mit der Gründung verfolgte, zeigt sich aber in dem von ihm selbst entworfenen *Aufruf*, den der »Demokratische Volksbund« an das deutsche Volk richten sollte:

- »1. Der ›Demokratische Volksbund‹ steht auf dem Boden der deutschen Revolution.
2. Er ruft alle deutschen Männer und Frauen ohne Ansehen der Religion und Partei mit Ausnahme derer, die offen oder geheim der Reaktion dienen.
4. Der ›Demokratische Volksbund‹ will ein freies Land und Volk mit der Verfassung eines sozialen Freistaates.
5. Erbliche Klassen haben ein Ende. Die Gegenbegriffe Bürgertum und Proletariat entfallen. Jedem Befähigten steht der Aufstieg frei. Militarismus und Imperialismus, Feudalismus und Bürokratismus sind abgetan.
6. Jeder Deutsche hat Anspruch auf Arbeit und Bildung. Niemand darf unverschuldet Not leiden.
7. Vermögen, Einkommen, Erbschaft werden begrenzt.
8. Wirtschaft ist nicht Privatsache, sondern Sache aller. Die wirtschaftliche Erzeugung ist zu heben durch Beseitigung von Arbeitsvergeudung, Materialvergeudung und Transportvergeudung. Syndikate unterstehen dem Staat. Geeignete Betriebe werden verstaatlicht. Einfuhr und Verbrauch von Luxusgütern wird besteuert und beschränkt. Die Wirtschaft muß versittlicht, das Leben vereinfacht werden.«

Der »Demokratische Volksbund« war kurzlebig, oder richtiger, er trat nie wirklich ins Leben und löste sich nach wenigen Tagen offiziell wieder auf. Die Ursache des Fehlschlags gibt Rathenau selbst in einem demnächst in seinen » *Politischen Briefen*« zur Veröffentlichung kommenden Brief an: »Der Demokratische Volksbund konnte nicht bestehen, weil sich herausstellte, daß das Bürgertum nach wie vor dem sozialen Gedanken abgeneigt ist und sich auf nichts Bestimmteres einigen konnte als auf den farblosen Aufruf zur Nationalversammlung, der an Wert verlor, weil alle Parteien und die Regierung ihn sich inzwischen zu eigen gemacht hatten.« Der Aufruf scheint nicht veröffentlicht worden zu sein. Nicht die Arbeiter- und Soldatenräte, sondern die Trägheit des Bürgertums, doch auch die durch die Revolution nicht erschütterten Bürokratien der Gewerkschaften und alten Parteien machten das Aufkommen nicht vorbereiteter, nicht organisierter Bewegungen von vornherein hoffnungslos. Dadurch war der Erneuerung eine Grenze gesteckt oder, man kann es auch so ausdrücken, der Lauf und Auslauf der Revolution vorherbestimmt. Gegen die Gewerkschafts- und Parteisekretäre

konnten selbst Liebknechts Maschinengewehre nichts ausrichten. Rathenau gab sich in dieser Beziehung keiner Täuschung hin. Der einzige gangbare Weg – das sah er – war die Umformung einer der Parteien und ihres Gewerkschaftsanhangs von innen. Die Sozialdemokratische Partei hatte er sich selbst verschlossen durch seine schroffe Ablehnung des Marxismus. Er wandte sich der unter Friedrich Naumanns Führung aus der alten Fortschrittlichen Volkspartei und den süddeutschen Ortsgruppen der Nationalliberalen hervorgehenden »*Deutschen Demokratischen Partei*« zu. Diese Partei war durch Naumann und ihren starken gewerkschaftlichen Einschlag von vornherein *sozial*, durch große Intellektuelle wie Max Weber und Hugo Preuß *auf die Vorherrschaft des Geistes*, durch einen starken Zustrom von Diplomaten und Pazifisten *weltpolitisch auf Verständigung eingestellt*. Hier waren Ansätze, die Rathenau hoffen konnte, fortzuentwickeln. Die Ortsgruppe der »Deutsch-Demokratischen Partei« in *Weiswasser (Oberlausitz)*, wo er Vorsitzender des Aufsichtsrats der Vereinigten Lausitzer Glaswerke A.-G. war, lud ihn ein, zur Nationalversammlung für den Reichstagswahlkreis Rothenburg-Hoyerswerda zu kandidieren. Er nahm die Einladung an. Doch dann kam die Verordnung, daß die Wahlen nicht nach den bisherigen Reichstagswahlkreisen, sondern nach Regierungsbezirken und einem Listensystem vorgenommen werden sollten; und dadurch wurde die Aufstellung der Kandidatenliste Sache der Parteiorganisation des Regierungsbezirks Liegnitz. Auf deren Vertretertagung Ende Dezember 1918, zu der Rathenau erschien, kam es zu einer starken, auch antisemitisch begründeten Opposition gegen ihn; er wurde nicht einmal zu Worte gelassen mit der Begründung, daß dieses eine Bevorzugung gegenüber den anderen nicht erschienenen Kandidaten sein würde. Schließlich wurde er bei der Aufstellung der Liste zur Nationalversammlung für alle Stellen niedergestimmt, bei der Preußen-Liste mit großer Mühe von seinen Freunden auf die sechste Stelle, die aussichtslos war, gebracht. Die Einzelheiten dieser Vorgänge verdanke ich einer mir freundlichst zur Verfügung gestellten Niederschrift des damals in Liegnitz mit anwesenden Sekretärs Rathenaus, Herrn Hugo Geitner..

Böse Rückschläge der gleichen Art folgten jetzt Schlag auf Schlag: fast zu gleicher Zeit mit der Abweisung in Liegnitz erlitt er eine noch schwerere Kränkung durch Streichung aus der gleich nach der Revolution berufenen Sozialisierungs-Kommission; die Unabhängigen hatten gegen ihn Protest erhoben. Wie bitter er gerade diesen Affront empfand, klingt aus dem Ton seines Briefes an den damaligen Volksbeauftragten Fritz Ebert heraus. »Sicherlich ist es Ihnen bekannt, daß ich aus der Sozialisierungskommission noch vor ihrem Zusammentritt ausgeschlossen worden bin, nachdem der Öffentlichkeit in der Aufzählung der Mitglieder mein Name bekannt gegeben worden war. Aus allen Teilen des Landes werde ich nach den Gründen der Ausschließung befragt; ein Protest, von fünfzig Mitgliedern des Soldatenrats unterzeichnet, ist mir übergeben worden. Ich glaube Anspruch zu haben, diese Gründe zu erfahren

... Ich glaube nicht, daß es auf bürgerlicher Seite viele Männer gibt, die unter Gefährdung ihrer bürgerlichen Stellung und ungeachtet aller Anfeindungen das alte System rückhaltlos bekämpft haben, gegen den Krieg aufgetreten und ein neues wissenschaftlich durchdachtes und begründetes vollständiges Wirtschaftssystem aufgestellt haben, wie ich es als meine Aufgabe ansah ... An den ersten Tagen der Revolution habe ich, meinem Gewissen folgend, mich der Volksregierung zur Verfügung gestellt. Sie hat von meinen Diensten keinen Gebrauch gemacht, und mir kann nichts lieber sein als zu wissen, daß es ihr an geeigneteren Kräften nicht fehlt. Wenn aber der neue Volksstaat, für dessen Errichtung ich zeitlebens eintrat, gerade mich ausersieht, um mir ein Mißtrauenszeugnis zu geben, indem er mich aus einer Zahl von Männern streicht, die nicht umhin kommen werden, auch meine Lebensarbeit zu erörtern, so hat außer mir, wie ich glaube, auch die Öffentlichkeit Anspruch, die Gründe zu erfahren. Berlin, 16. Dezember 1918.« (Brief 470.) Die Unabhängigen hielten ihren Einspruch aufrecht.

Wenige Wochen später spielte sich ein weiterer ihn aufs äußerste erregender Vorgang in der eben zusammengetretenen Nationalversammlung ab. In der zweiten Sitzung, am 7. Februar 1919, liefen zur Wahl des ersten Reichspräsidenten zwei Telegramme ein, von denen das eine Hindenburg, das andere Rathenau vorschlug. Bei der Verlesung des ersten lachten die Sozialdemokraten; über den Vorgang bei der Verlesung des zweiten meldet der stenographische Bericht:

»Schriftführer Abgeordneter Dr. Neumann-Hofer (verliest): ›Zum Präsidenten Deutschlands vorschlage im Namen vieler Auslandsdeutschen unseren von Freund und Feind im Inland und Ausland gleich hoch geachteten und weitblickenden Walther Rathenau. (Große Heiterkeit.) Er werde unser Führer. Eugen Müller, Stockholm.« (Große Heiterkeit rechts). Die Deutsche Nationalversammlung im Jahre 1919. Herausgegeben von Justizrat Dr. Eduard Heilfron. 2. Sitzung Freitag den 7. Februar 1919. S. 16.«

Rathenau nahm die »Heiterkeit«, die sich auch gegen Hindenburg gerichtet hatte, tragischer, als sie es verdiente: Monate später in seiner »Apologie« kommt er darauf in einem Ton zurück, der zeigt, wie tief sie ihn verletzt hatte. »Am Tage der Wahl des Reichspräsidenten war von Auslandsdeutschen ein gutgemeintes, doch unbedachtes und höchst abwegiges Telegramm in Weimar eingelaufen, das mit dem feierlichen Vorgang meinen Namen in unge-reimte Verbindung brachte. Es wäre leicht gewesen, diese Äußerung, wie es täglich mit vielen anderen geschieht, beiseite zu legen. Sie wurde verlesen. Das Parlament eines anderen

Kulturstaates hätte aus Achtung für jeden beliebigen Vertreter geistiger Arbeit es angemessen erachtet, die abgeschmackte Verlesung einer abgeschmackten Kundgebung zu überhören oder stillschweigend zu erledigen. Das Erste Deutsche Republikanische Parlament, das bestimmt war, sein Siegel unter die deutsche Schmach zu setzen, zur Sitzung vereint in dunkelster Zeit, in feierlichster Stunde, schüttete sich aus vor Lachen. Minutenlange Heiterkeit verzeichnen die Blätter, und Augenzeugen erzählen, daß Männlein und Weiblein zum Gruß an einen Deutschen, dessen geistige Arbeit sie kannten oder nicht kannten, sich beseligt auf ihren Sitzen kugelten. Als ich es las, war ich erstaunt, doch nicht um meinetwillen betrübt. Ich mußte an das sardonische Gelächter des Unheils in der Burg von Ithaka denken, wie es Homer beschreibt.« (S. 106-107.)

Durch die Vorgänge in Liegnitz und Weimar kam er zur Nationalversammlung und zum Parlamentarismus überhaupt in einen gefühlsmäßigen Gegensatz, der noch schärfer wurde, als der Reichswirtschaftsminister, der Sozialdemokrat Wissell, in der großen Debatte über das Sozialisierungsgesetz sehr deutlich von ihm abrückte und eine, gewiß gutgläubige, aber objektiv falsche Darstellung seiner Ideen gab: er warf ihm u. a. vor, er wolle die deutsche Wirtschaft » zu einem nur wenig gegliederten Großbetriebe, gewissermaßen zu einer großen A. E. G. machen«; und fügte hinzu: »Rathenau will eine zwangsläufige Wirtschaft mit fieberhaft gesteigerter Arbeit. Auch wir wollen arbeiten; aber wir wollen auch dem Menschen das geben, was ihm zukommt« Stenographische Berichte a. a. O. Band III, S. 1490. 23. Sitzung vom 8. März 1919.. Eine vollkommener Umkehrung von Rathenaus Gedanken in ihr Gegenteil ist kaum denkbar. Rathenau war mit Recht empört und richtete in der »Zukunft« vom 12. April 1919 einen offenen Brief an Wissell, der für Rathenau unerhört zornig klingt.

»Zu Ihrer Rechtfertigung nehme ich an, daß Sie eben meine älteren Schriften, insbesondere die ›Neue Wirtschaft‹, nicht gekannt haben und sich zum Zweck Ihrer Darlegung einige Suchworte geben ließen. Es ist ja wohl so üblich; schön ist es nicht. Mit dieser Hilflosigkeit veröhnt Ihr weiterer köstlicher Ausspruch: ›An sich wäre es gar kein Unglück, wenn ein kluger Gedanke eines klugen Mannes, der zu verwirklichen ist, auch von uns übernommen werden würde.‹ An sich wäre es gar kein Unglück! Nein, Herr Minister, es wäre wahrhaftig kein Unglück! Es wäre kein Unglück, Verstand und Redlichkeit zu zeigen. Aber, (nicht wahr) es ist schwer. Leichter ist es, von verantwortlicher Stelle die ernste Arbeit eines Menschen, die man zu kennen sich nicht die Mühe nimmt, mit leichtem Gerede abzutun. Soll ich Ihnen sagen, was ein Unglück ist? Ein Unglück ist Ihr leeres Rahmengesetz zur

vorgeblichen Sozialisierung. Mir ist es gleichgültig, Herr Minister, ob Sie, der Sie tun, als ob Sie meine Schriften kennten, und mit Unwissenheit und Entstellung darüber reden: ob Sie zu sozialisieren vorgeben, indem Sie ein paar Energiequellen fiskalisieren und das Kohlensyndikat in eine neue bürgerliche Form bringen. Das Volk läßt sich nicht täuschen. Eine neue und gerechte Wirtschaft wird in Deutschland geschaffen werden, wenn auch nicht von Ihnen. So unehrlich wie das berüchtigte: ›wie ich sie auffasse‹ aber ist das Plakat: ›Die Sozialisierung marschiert.‹

Mit gebührender Wertschätzung  
Walther Rathenau.«

Was Rathenau in Harnisch brachte, war nicht nur die Fälschung seines Willens in einer weithin vernehmbaren Rede, sondern mehr noch das Experiment, das Wissell und Möllendorff unternahmen, eine neue Zwangswirtschaft zu errichten, deren Fehlschlag er voraussah, weil sie politisch schlecht vorbereitet war, und weil die neue Gesinnung, die ihm als Voraussetzung neuer Wirtschaftsformen unerläßlich schien, bei Unternehmern und Arbeitern noch fehlte; diesen ungeschickt und vor der Zeit eingeleiteten planwirtschaftlichen Versuch empfand er wie eine Art von ungewollter Sabotage gegen die Ideen, die sein Lebenswerk waren.

Aus demselben Grunde, wegen noch mangelnder Gesinnung, versagte er in der zweiten Sozialisierungs-Kommission, die nach dem Kapp-Putsch im Juli 1920 berufen wurde, seine Zustimmung dem radikaleren Sozialisierungsvorschlag von Kautsky, Hilferding, Kuczynski, Lederer. In dem von ihm mitunterzeichneten Vorschlag II wird dieser Gesichtspunkt so formuliert: »Es wird die Aufgabe sein, zu neuen Wirtschaftsformen überzuleiten und Wege zu zeigen, die von der heutigen Wirtschaftsgesinnung zu einem Aufbau auf Grund reiner Gemeinschaftsgesinnung führen; *doch darf man nicht vorzeitig Gebilde schaffen, deren bewegende Kräfte noch unentwickelt sind.*« (Bericht der Sozialisierungs-Kommission vom 31. Juli 1920. S. 17.)

Und wieder beherrscht die Verteidigung seiner Ideen gegen drängende revolutionäre Kräfte, die eine nach seiner Ansicht verfrühte und verfehlte Verwirklichung herbeiführen wollten, auch seine letzte größere theoretische Schrift, die im Oktober 1919 veröffentlichte »Neue Gesellschaft«. Er gibt darin ein bis zur Karikatur verhäßliches Bild der neuen Gesellschaft, in der es nach Beseitigung des Proletariats nicht, wie verkündet werde, lauter Reiche, sondern »nur arme, nur sehr arme Leute geben wird«. (»Neue Gesellschaft« S. 10.) Er legt »einen Schnitt durch ein voll sozialisirtes Deutschland der Zukunft« (a. a. O. S. 29.) und findet, wie er selbst sagt, daß er » *die Hölle*« gezeichnet hat. (A. a. O. S. 48.) Doch, fügt er

hinzu, dieser Beschreibung hat er » *eine unscheinbare Voraussetzung zugrunde gelegt, die Andauer unserer Gesinnung, Ethik und geistigen Einstellung ...* Unsere Darstellung zeigt einfach die selbstverständliche Tatsache auf: *Beglückung auf mechanischem Wege ist nicht möglich.*« (A. a. O. S. 51.)

Soll man deshalb die Hände in den Schoß legen? Nein, man soll den Gesinnungswandel beschleunigen, indem man den Schwerpunkt von den materiellen auf die geistigen Werte verlegt und dadurch von der alten zur neuen Gesinnung eine Brücke schlägt. Auch die Handarbeit, auch die Fabrikarbeit muß vergeistigt werden. Doch halt, fragt man, ist das nicht schon früher ausführlich erörtert worden? Haben wir nicht schon Rathenaus Lösung: Solidarität und Teilnahme am Betriebsrat? Gewiß. Doch jetzt bringt er den Mut auf, zu bekennen, »daß die mechanisierte und mechanische Arbeit *ein Übel an sich* ist, und zwar ein solches, *das durch keine wie immer geartete wirtschaftliche und soziale Umgestaltung beseitigt werden kann.* Weder Karl Marx noch Lenin kommt über diese Tatsache hinweg ... Es ist ein Traum, zu glauben, aus der entgeisteten Teilverrichtung, auf der die mechanisierte Produktionsweise beruht, werde jemals wieder die handwerkliche Fertigung sich entwickeln lassen ... Solange die Arbeitsteilung besteht, leistet der Mensch nicht Fertigung, sondern Teilarbeit, im besten Falle und bei höchster mechanischer Entwicklung Überwachungsarbeit. Entgeistete und entseelte Arbeit aber kann niemand mit Freude verrichten; das Furchtbare des Mechanisierungsprozesses ist, daß er das menschliche Lebenselement, die eigentliche Daseinsform, die mehr als den halben Inhalt des wachen Tages ausfüllt, die schaffende Arbeit, häßlich und hassenswert macht ... *Hier liegt das Zentralproblem des Sozialismus.*« (A a. O. S. 75 u. 78.)

Mit anderen Worten: Rathenau findet auf dem Wege der Mehrzahl der Fabrikarbeiter zu der neuen Gesinnung ein Hindernis, das, wie er selbst sagt, nicht zu beseitigen, bestenfalls nur teilweise abzutragen geht: die »*Müdigkeit der Seele*« *infolge der atomisierenden Arbeitsteilung.* Solidarität, Sozialisierung, Mitbestimmungsrecht des Arbeiters bedürfen einer Ergänzung; und diese findet Rathenau in der von ihm jetzt neu aufgestellten Forderung des »*Arbeitsausgleichs*«. »Der Arbeitsausgleich bezweckt die Vergeistigung des Schaffens. Er fordert, da die mechanische Arbeit an sich nicht über ein von der Technik gegebenes Maß vergeistigt werden kann, die Vergeistigung des Tagewerkes, und zwar *durch Wechsel und Verbindung geistiger und mechanischer Arbeit.*« (»Neue Gesellschaft« S. 78.) »Der Grundsatz des Arbeitsausgleichs verlangt: *daß jeder mechanisch Arbeitende beanspruchen kann, einen Teil seines Tagewerkes in angemessener geistiger Arbeit zu leisten.* Daß jeder geistig Arbeitende verpflichtet ist, einen Teil seines Tageswerkes körperlicher Arbeit zu widmen ... Hinzu tritt (offenbar, um die Leistung der Handarbeit durch Kopfarbeiter vorzubereiten) das *Arbeitsjahr*, das von allen jugendlichen deutschen Männern und Frauen ohne Unterschied in körperlicher Schulung und Arbeit zu leisten ist.« (A. a. O. S. 80.) Ergänzend schreibt Rathenau an Leopold Ziegler:

»Der Arbeitsausgleich ist nicht als ›Maßnahme‹, sondern als Tendenz gedacht ... Der Arbeitsausgleich wird daher zu dieser Zeit nicht mechanisch, sondern sinnvoll gesehen; er wird jahrzehntelang nicht restlos sein und erst dann voll erfüllt werden, wenn er überflüssig geworden ist: wenn nämlich der Sinn der Arbeit zurückkehrt, und dies wird der Fall sein, wenn die Mechanisierung sich selbst überwunden hat.« (Brief 587.) Man mag Rathenaus Vorschläge praktisch für durchführbar halten oder nicht Daß das »Arbeitsjahr« in einem Lande, das früher die allgemeine Dienstplicht kannte, undurchführbar sein sollte, wird niemand behaupten können; weit einschneidendere Fragen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, werden durch den Arbeitsausgleich aufgeworfen. Dem Professor der Nationalökonomie, dem Unternehmer, dem Pastor, selbst dem Dichter wird es nichts schaden, wenn er täglich vier Stunden am »Band« stehen muß; weniger einfach liegt die Sache beim Arzt, beim Kaufmann, beim höheren Beamten; und die geistigen Berufe, die ernsthaft, nicht als bloße Spielerei, für Millionen von Fabrikarbeitern erschlossen werden könnten, sind vorläufig nicht zu erkennen., denkwürdig bleibt als Abschluß seines theoretischen Lebenswerkes der Hinweis darauf, daß die geisttötende Wirkung der atomisierten Arbeitsteilung für den Fabrikarbeiter weder durch die Sozialisierung der Produktionsmittel, noch durch Teilnahme an Betriebsräten, noch durch irgendeine heute denkbare Verkürzung der Arbeitszeit noch selbst durch ein hochgespanntes Gefühl der Solidarität aufgehoben werden kann; daß daher andere Palliativmittel gefunden werden müssen.

Die äußeren Umstände, die dieses Ringen Rathenaus um Einfluß für sich und sein Werk begleiteten, verdüsterten seine Stimmung zu einem Pessimismus, der kein Ende mehr des Elends zu sehen hoffte. Allerdings schien das Bild, das im ersten Jahr nach dem Zusammenbruch auf der einen Seite die siegreiche Entente, auf der anderen Deutschland bot, die äußersten Befürchtungen zu rechtfertigen. Drüben ein zur Schau getragener Vernichtungswille, ein zähnefletschender Haß, der sich für alle Ewigkeit in Clemenceaus Wort: »Es gibt zwanzig Millionen Deutsche zu viel« sein Denkmal gesetzt hat. In Deutschland als Teilerfüllung dieses Wunsches des französischen Ministerpräsidenten siebenhunderttausend Kinder, Frauen und Greise, die nach dem Waffenstillstand durch die fortbestehende Blockade den Hungertod starben. Seit Catos »Delenda Carthago« war solch ein Wort und solch ein Schauspiel der Welt nicht geboten worden »Delenda Carthago«: Carthago muß zerstört werden! Und dieses hungernde, sterbende Volk, in Fieberschauern hin und her taumelnd zwischen Verzweiflung und Karneval! Berlin ein Alptraum, in dem man nur noch Tanzdielen und Maschinengewehre sah. Die Regierung ein Häuflein, das gegen drohende Gewalt seine Existenz nur von Stunde zu Stunde fristete und eines Tages, in ein Stück der Wilhelmstraße zusammengedrängt, Mann für Mann dem Tod ins Auge blickte. Drei blutige, blutig niedergeschlagene

Aufstände im Dezember, Januar, März, die mehr Menschenleben kosteten als die ganze Französische Revolution; doch in das Maschinengewehrfeuer nachts in den dunklen Straßen der Friedrichstadt, aus Bars und Kabarett hineintönend, die neuesten Schlager, die »Peruanerin« und der Walzer aus dem »Schwarzwaldmädel«. Der schauerliche Mord an den Matrosen in der Französischen Straße, und am gleichen Tage Plakate an den Mauern: »Wer hat die schönsten Beine von Berlin? ... Caviar-Mäuschen-Ball da und da, achteinhalb Uhr.« Schieber überall und ihre Kokotten, die im Wanken nicht nur des Staates, nicht nur der Wirtschaft, sondern auch jeder Sitte, zwischen Hungernden dick und reich wurden, Gesichter, die für alle Zeit festgehalten worden sind von George Groß, – ein fetter Nährboden des Antisemitismus! Aus dieser Atmosphäre sich verdichtend eine Stimmung, eine Gesinnung, – halb Verzweiflung, halb Leichtsinn – aus der jeder Bewaffnete das Recht für sich herleitete, Andersdenkende ohne weiteres niederzuknallen; der Bürgerkrieg allmählich zu einer Schule des politischen Mordes werdend, in der Jugendliche Brutalität und Gleichgültigkeit gegen Menschenleben lernten, und der lange Todeszug vorbereitet wurde, der von Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht und Leo Jogisches über Hunderte von Unbekannten oder schon Vergessenen zu Erzberger und Walther Rathenau führt. Auf dem Ganzen wie Gewitterdruck lastend die Unsicherheit, was und wie Furchtbare der Friede, den Clemenceau, Lloyd George und Wilson hinter verschlossenen Türen vorbereiteten, bringen werde; eine Unsicherheit, die zum Greifen wurde, als nach Wochen zum erstenmal das Maschinengewehrfeuer der Revolution aufhörte und die Straßen plötzlich gespenstisch still wurden ... Das muß man sich, so schwer es schon geworden ist, vergegenwärtigen, um die herannahende Katastrophe Rathenaus und seine eigenen Todesahnungen zu verstehen. Was Rathenau nicht wissen konnte, was niemand wissen konnte, war, wie schnell unter dieser Hülle, die wie Ausschlag die Haut mit Fäulnis bedeckte, gesunde Säfte im Verborgenen einen neuen deutschen Volkskörper aufbauten.

Im Dezember 1918 schreibt er zwei offene Briefe. Den einen, » *An Alle, die der Haß nicht blendet*«, den zweiten an den Vertrauensmann von Wilson, den Obersten House.

»Wer in zwanzig Jahren Deutschland betritt, das er als eines der blühendsten Länder der Erde gekannt hat, wird niedersinken vor Scham und Trauer ... Die deutschen Städte werden nicht als Trümmer stehen, sondern als halberstorbene steinerne Blöcke, noch zum Teil bewohnt von kümmerlichen Menschen ... Die Landstraßen sind zertreten, die Wälder sind abgeschlagen, auf den Feldern keimt dürrtige Saat. Häfen, Bahnen, Kanäle verkommen, und überall stehen, traurige Mahnungen, die hohen verwitternden Bauten aus der Zeit der Größe ... Der deutsche

Geist, der für die Welt gesungen und gedacht hat, wird Vergangenheit. Ein Volk, das Gott zum Leben geschaffen hat, das noch heute jung und stark ist, lebt und ist tot« Abgedruckt in »Nach der Flut« S. 69ff..

An den Vertrauten Wilsons schreibt er:

»Niemand ist, solange es Weltgeschichte gibt, drei Staaten und ihren politischen Häuptern, Wilson, Clemenceau und Lloyd George eine solche Macht verliehen worden. Niemand, solange es Weltgeschichte gibt, ist das Sein und Nichtsein eines ungebrochenen, gesunden, begabten, arbeitsfrohen Volkes und Staates von einem einzigen Entschluß verantwortlicher Männer abhängig gewesen. – Wenn in Jahrzehnten und Jahrhunderten die blühenden deutschen Städte verödet und verkommen, das Erwerbsleben vernichtet, der deutsche Geist in Wissenschaft und Kunst verebbt, die deutschen Menschen zu Millionen von ihrer heimatlichen Erde losgerissen und vertrieben sind: wird dann vor dem Tribunal der Geschichte und vor dem Richterstuhl Gottes das Wort Geltung haben: Diesem Volk ist recht geschehen, und drei Männer haben dieses Recht vollzogen? ... Herr Oberst, mein Leben ist vollbracht; für mich erhoffe und fürchte ich nichts mehr, mein Land bedarf meiner nicht, ich denke seinen Untergang nicht lange zu überleben. Als ein schwaches Glied eines ins Herz getroffenen Volkes, das gleichzeitig um seine späte Freiheit und den Rest seines Lebens ringt, rede ich zu Ihnen, dem Vertreter der aufstrebendsten aller Nationen. Noch vor vier Jahren waren wir scheinbar Ihresgleichen. Scheinbar, denn uns fehlte, was den Staaten die Festigkeit des Daseins gibt: die innere Freiheit. Heute stehen wir am Rande der Vernichtung, die unabwendbar ist, wenn Deutschland nach dem Rate derer verstümmelt wird, die es hassen. Denn dies muß ausgesprochen werden, klar und eindringlich, so daß jeder das Furchtbare versteht, alle Völker und Geschlechter, die jetzigen und die kommenden: Was uns angedroht wird, was der Haß uns anzutun vorschlägt, ist die Vernichtung. Die Vernichtung des deutschen Lebens jetzt und in alle Zukunft A. a. O. S. 62/63.«.

Der Eindruck, den sein Brief auf House machte, weckte in ihm eine kurze Hoffnung. Zu Neujahr 1919 schreibt er an die Freundin:

»Noch einmal von Herzen Dank.

Außer Ihrem zweifach schönen Gruß hat das neue Jahr mir noch eine gute Botschaft gebracht, die Sie vertraulich wissen sollen. Oberst House ließ mir durch einen Abgesandten – ein früheres Mitglied der amerikanischen Gesandtschaft, (Mr. Ellis Loring Dresel) – sagen: er habe tief erschüttert meinen Brief gelesen und ihn sofort Wilson bei seiner Ankunft gegeben.

Herzlich W.«

Aber dann kam der Friede, ein Diktat, das das Drohwort Clemenceaus in Paragraphen faßte. Die Deutsche Friedensdelegation riet einstimmig, die Unterschrift zu verweigern. Rathenau brachte eine eigene Lösung. In der »Zukunft« vom 31. Mai fragte er in einem Artikel » *Das Ende*«: » *Was soll also geschehen?* In Versailles muß das Äußerste darangesetzt werden, den Vertrag entscheidend zu verbessern. Gelingt es, gut. Dann unterschreiben. Gelingt es nicht, was dann? *Dann darf weder aktiver noch passiver Widerstand versucht werden. Dann hat der Unterhändler, Graf Brockdorff-Rantzau, das vollzogene Auflösungsdekret der Nationalversammlung, die Demission des Reichspräsidenten und aller Reichsminister den gegen uns vereinten Regierungen zu übergeben und sie aufzufordern, unverzüglich alle Souveränitätsrechte des Deutschen Reiches und die gesamte Regierungsgewalt zu übernehmen.* Damit fällt die Verantwortung für den Frieden, für die Verwaltung und für alle Leistungen Deutschlands den Feinden zu; und sie haben vor der Welt, der Geschichte und vor ihren eigenen Völkern die Pflicht, für das Dasein von 60 Millionen zu sorgen. Ein Fall ohne Gleichen, unerhörter Sturz eines Staates; doch Wahrung der Ehrlichkeit und des Gewissens. Für das Weitere sorgt das unveräußerliche Recht der Menschheit – und der klar vorauszu sehende Gang der Ereignisse.« Was er von diesem Schritt erwartete, sagt er in einem Brief an einen Bekannten: nämlich daß sich daraus ergeben werde, daß die Forderungen der Entente übertrieben seien, und daß niemand sie erfüllen könnte. »Es würde ein Condominium der Entente-Regierungen geschaffen werden müssen, das sich davon überzeugen wird: es ist das beste, wenn in Deutschland wieder eine gesunde Regierung geschaffen wird, und wenn man ihr Gelegenheit gibt, das Land leistungsfähig zu machen.« (Brief 538 vom 3. Juni 1919.)

Es wäre müßig, sich heute überlegen zu wollen, was geschehen wäre, wenn Nationalversammlung und Regierung Rathenaus Rat befolgt hätten. Die Annahme der Friedensbedingungen, die u. a. die Auslieferung der sogenannten »Kriegsverbrecher« forderten, ließ es als möglich erscheinen, daß auch Rathenau genannt werden würde: Zeitungsnachrichten kündeten es an. »Einige Zeitungen haben die Nachricht gebracht,« schreibt er an seinen schwedischen Freund Ernst Norlind, Mitte Juni, »daß die Entente meine Auslieferung verlangt.

Anscheinend ist eine belgisch-französische Preß-Kampagne daran schuld, die hartnäckig behauptet, ich habe die Zerstörung der französischen und belgischen Fabriken veranlaßt, ja, es habe ein systematischer ›Plan Rathenau‹ bestanden. Die Zerstörungen haben im Herbst 1916 begonnen, nachdem ich im April 1915 aus dem Amt ausgeschieden war. Der Plan ist eine Fabel. Ich habe versucht, in einem französischen Blatt zu dementieren, natürlich wurde das Dementi unterdrückt. Ich weiß, daß ein Militärgericht hinter verschlossenen Türen mich erwartet. Als seinerzeit der Dreyfus-Prozeß spielte, war ich gerade in Paris. Aber diese Sorge bedeutet wenig in der Verzweiflung des Landes. Sie ist furchtbarer als der Krieg, und wiederum, wie im Kriege, ist das Volk ahnungslos.« (Brief 553.)

Die Lage erschien in der Tat immer hoffnungsloser; nach außen, weil die hysterische Angst vor Deutschland, die Clemenceau und seine Leute unerbittlich machte, trotz der Vernichtung der deutschen Machtmittel nicht abnahm; im Innern, weil der revolutionäre Antrieb, durch das Ringen mit Spartacus gebrochen, zu einer Erneuerung von Gesellschaft und Staat von Grund auf, die Rathenau als eine Lebensbedingung des deutschen Volkes ansah, nicht mehr reichte. Rathenau fühlte, daß er im Kampf für seine Ideen, in den er sich mit solcher Wucht gestürzt hatte, unterlegen war.

Noch einmal formulierte er in seiner im August 1919 veröffentlichten »*Kritik der dreifachen Revolution*« seine Forderungen; er faßte sie zusammen unter dem Schlagwort »*Revolution der Verantwortung*«: es sind die gleichen, die er in allen seinen Schriften, von der frühen »*Physiologie der Geschäfte*« an in fortlaufend erweiterter und ergänzter Fassung, aber ganz gradlinig bis zu der »*Neuen Wirtschaft*« und dem »*Neuen Staat*« erhoben hatte. Wir kennen sie und brauchen sie uns nicht noch einmal zu vergegenwärtigen. Aber die Ohnmacht Deutschlands, der Vertrag von Versailles, die drohende Weltrevolution, zeigten sie in einem neuen Lichte. Die Welt schrie nach Erlösung. »*Nicht der gesättigte Individualismus des Westens wird den Abgrund erlösen, nicht der abstrakte Doktrinarismus und Orthodoxismus Rußlands. Hier wird deutsches Werk gefordert. Geschieht es, so ist der Krieg nicht gewesen. So ist die Erde nicht verteilt, der Lebensraum nicht verkümmert, die Fron der Rohstoffmonopole, des Boykotts und der Bußen nicht verhängt, der Riß der Weltwirtschaft ist geheilt. Aus Nationen werden Völker, der Polizeibund der Staaten wird zur Genossenschaft der bewohnten Erde. Das Leben der Völker ist nicht mehr Kampf, sondern Hilfe ... Geschieht es nicht, so wird und bleibt Deutschland ein Balkanvolk unter Balkanvölkern und wartet mit den anderen auf Erlösung vom Osten.*« (»*Kritik der dreifachen Revolution*« S. 51.)

Die Nationalversammlung erfüllte so gut wie nichts von seinen Forderungen. Er gab sich nicht besiegt; aber seiner Bitterkeit und Enttäuschung ließ er freien Lauf in dem Artikel, den er für Helmuth von Gerlachs »*Welt am Montag*« zum Jahrestage der Revolution, 11. November 1919, schrieb. »*Es war keine Revolution. Bloß ein Zusammenbruch.* Die Türen sprangen

auf, die Aufseher liefen davon, das gefangene Volk stand im Hof, geblendet, seiner Glieder nicht mächtig. *Wäre eine Revolution gewesen, dann hätten die Kräfte und Ideen, die sie erzeugte, fortgewirkt.* Jede Bewegung und jede Wesenheit wird nur erhalten durch die Kräfte, die sie zeugen. Das Volk wollte nichts als Ruhe ... Das erste Jahr hat ein Maß von Ordnung gebracht. Das war zu erwarten, denn wir sind ein ordentliches Volk. Es hat bürgerliche Maßnahmen, eine altmodische Republik-Verfassung und dergleichen gebracht. Gedanken und Taten hat es nicht gebracht ... Wir sind, was wir waren, und bleiben, was wir sind. Auf immer? Nein. Denn jetzt erst beginnt der Druck, der uns flüssig macht und umschmilzt ... *Die nächsten Jahre sind da, um die Probleme zu begreifen. Dann wird sich zeigen, ob unsere Kraft weiter reicht als zur Kopie der bürgerlichen Demokratien und Wirtschaften des vorigen Jahrhunderts. Ich glaube, ja* »Welt am Montag« v. 10. November 1919. Nr. 45.«.

Er gab sich nicht besiegt. »Ich gehöre ja nicht mehr mir selbst,« schreibt er in den Tagen, wo dieser Artikel entstand, an Lore Karrenbrock, »ich habe mich weggegeben, es bleibt mir nichts, kaum eine Stunde der Ruhe, kaum der Schlaf. – Ich bin nur noch ein Fremder, der gekommen ist, um sich auszugeben, und *ich werde nicht länger leben als bis ich mich ausgegeben habe.*« (Brief 577.) Und vier Wochen später an Ernst Norlind: » *Ich weiß ganz genau, daß in spätestens fünfzig Jahren unser Land wieder ganz gesund sein wird. Ich weiß aber auch, daß es in den nächsten fünf Jahren noch immer kränker werden muß.*« (Brief 593.) Er verlegte seine Arbeit weiter nach links, beantragte seine Aufnahme in den von Linksdemokraten, Pazifisten und Unabhängigen gegründeten » *Sozialwissenschaftlichen Verein*«. An einen schwedischen Bekannten, Peter Hammer, schreibt er: »Mit den radikalen Parteien habe ich manche Berührungspunkte; doch gibt es eine Reihe von Umständen, die mich hindern, ihnen näherzutreten ... Die Schrift »Von kommenden Dingen« ist, wie ich glaube, die revolutionärste, die seit vielen Jahren erschienen ist ... Die »Neue Wirtschaft« ist Vorläuferin der Gemeinwirtschaft geworden, die heute den Kernbesitz der Mehrheitssozialdemokratie an wirtschaftlichen Gedanken ausmacht. An sich wäre ich demnach wohl weniger kompromittiert als die meisten Sozialisten, und dennoch ist mein Verhältnis zum Sozialismus, insbesondere zu dem *mir näherstehenden linken Flügel*, ein sehr bedenkliches ... *Was ich befürchte, ist, daß man gar nicht die Absicht hat, aufbauende Ideenpolitik zu verwirklichen.*« (Brief 543.)

In diesem November 1919 geschah etwas, das sein Schicksal weitreichend beeinflusste. Ludendorff, dem jede Ausflucht recht war, um die Schuld für den Verlust des Krieges von sich abzuwälzen, sagte vor dem Untersuchungsausschuß des Reichstages aus: »Zu meinem Bedauern bin ich auch gezwungen, noch eine zweite Äußerung zu tun. *Ich muß einen Ausspruch Walther Rathenaus wiedergeben, in dem er etwa sagt, an dem Tage, wo der Kaiser als Sieger mit seinen Paladinen auf weißen Rossen durch das Brandenburger Tor einziehen würde, hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren. Es waren also Strömungen im Volke vorhanden, die nicht*

die Ansicht der Obersten Heeresleitung vertraten, daß wir auf den Sieg kämpfen mußten, und diesen Strömungen mußten wir Rechnung tragen.« Rathenau schätzte die Wirkung, die diese böartige Verdrehung seiner Worte haben mußte, richtig ein: »Diese Äußerung des Generals Ludendorff vor dem Untersuchungsausschuß«, sagte er in dem bereits zitierten Aufsatz »Schicksalspiel«, »kann und wird so aufgefaßt werden, als hätte ich im Kriege zur Entmutigung des Volkes beigetragen, dem Siege entgegengearbeitet, Kriegssabotage getrieben. Solche Beschuldigung bin ich nicht gewillt, auf mir sitzen zu lassen. Ich weise sie zurück und werde die Zurückweisung begründen. Mein ›Ausspruch‹ findet sich in der Schrift ›Der Kaiser‹, die zu Anfang dieses Jahres erschienen ist. Hätte Ludendorff sie gelesen, so würde er ihren Sinn verstanden haben: Unter Führung der Männer, unter denen Deutschland damals in den Krieg zog (der Ausspruch geschah im September 1914), konnten wir nicht siegen.« (»Was wird werden?« S. 5.) Ludendorffs Mißdeutung stempelte Rathenau für weite Kreise, namentlich der völkischen Jugend, zu einem Schädling, einem Verbrecher, an dem Rache zu nehmen ihnen als eine vaterländische Tat erscheinen mußte. Er war von da an ein Gezeichnete.

Um die Jahreswende erkrankte er an einer schweren Grippe. Todesahnungen, mystische Erleuchtungen, die Dämmerseiten seiner Persönlichkeit, und ihnen entgegenwirkend Tätigkeitsdrang, Suchen nach Einfluß zeigen sich in den Briefen und Äußerungen aus dieser Zeit in der für ihn charakteristischen Verflochtenheit; aus der sich aber immer doch als beherrschender Trieb der ungebrochene Wille, die Hoffnung, schaffen, handeln, an Deutschlands Rettung mitwirken zu können, durchringt. Im linksradikalen »Tagebuch« von Stephan Großmann veröffentlicht er im Januar einen Artikel »*De Profundis*«, der ausklingt in einen Kampfruf an den Menschen: »Nicht selig sollst du werden, sondern seelenhaft, nicht auserwählt, sondern wiedergeboren. Ein Geschöpf der Grenze bist du; wenn du die Hülle sprengst, wird dein Herz hängen bleiben. Die Schmerzen, die du fühlst, sind die Schmerzen der wachsenden Seele. *Stemme dich! Kämpfe mit uns, wehre dich*, und wehe deiner Hüfte! – Der Mensch spricht: »*Dona nobis pacem*»Gib uns Frieden.« – die Stimme spricht: »*Vitam! vitam venturi saeculi*»Gib uns Leben! Das Leben des kommenden Jahrhunderts.«!« Und in einem Brief, der diese seltsam gemischten Stimmungen packend wiedergibt, schreibt er Mitte Februar: »Glauben Sie nicht, daß ich an Deutschland verzweifle. Ich verzweifle nicht an Deutschland, und ich bin nicht müde und nicht resigniert. Deutschlands Stunde ist aber noch nicht da. *Wenn ich ab und zu schreibe* – um Klios, der alten Jungfer wegen tue ich nichts –, *so ist es, weil ich muß. Ich muß versuchen, ob wir noch den Weg der Dämmerung schreiten können*. Wenn ich schreibe, so glaube ich: wir können. Wenn ich geschrieben habe, so weiß ich: *nein, den Weg des Dunkels*. Der Weg des Dunkels ist der Weg der Weihe und des Mysteriums, der Weg von Eleusis, vielleicht von Golgatha. Doch er führt zum Licht: *τό ἐν Ἐλευσίνι Φῶς*»Zu dem in Eleusis leuchtenden Licht.«. Glauben Sie nicht, daß diese dunklen Worte mit dem

Ernst der Zeit spielen. Ich weiß, was ich sage, und rede nicht, um zu philosophieren. *An dem Widerklang jeden Glockenschlages erkenne ich: es ist noch nicht Zeit: Dennoch – oder deswegen? – muß ich immer wieder an die Glocke schlagen.* Es ist noch nicht Zeit. Ich will Ihnen das nicht aus dem Alltag beweisen, aus dem läßt sich alles beweisen. Aber wenn Sie wirklich manchem meiner Worte glauben, so glauben Sie dem: es ist noch nicht Zeit. *Bei allem, was ich tat und schrieb, bin ich einer Stimme gefolgt.* Was ich tat, wenn sie schwieg, war stets verfehlt, und ich habe es vernichtet. *Wenn ich gerufen werde und fühle, daß es der Ruf ist, so werde ich mich aufmachen und Dem folgen, der bestimmt sein wird, uns zu führen. Ich weiß aber nicht, ob ich den Ruf erlebe.*« (Brief 612.)

## Kapitel X.

### Die neue Außenpolitik: Der Kampf um den Frieden

Am 10. Januar trat der Friede mit den Alliierten in Kraft. Er brachte als erste Widerwärtigkeit die Liste der sogenannten »Kriegsverbrecher«, die nach dem Vertrag an die Alliierten auszuliefern seien; Rathenau war nicht genannt. An die Freundin schreibt er:

»Ihr Brief, vielleicht der schönste und tiefste, den Sie geschrieben haben, kam, mit allem Lieben, das ihn begleitete, und ich kann ihn nicht beantworten, nur danken. Er kam in dem Augenblick, wo eine Last von mir genommen wurde, die ich glaubte, tragen zu müssen, und die ich getragen hätte. Sie hat gedrückt, und doch fühle ich mich nicht freier. Viel schwerer empfinde ich jetzt die Last der anderen und des Landes. – Fast ist es mir, als ob ich sie lieber bis zum äußersten geteilt hätte. Doch alles das grenzt an Verwirrung. Bis zum letzten Augenblick war ich fast sicher, meinen Namen auf der Liste zu finden; wenn ich Ihnen einmal von dem widerwärtigen Notenwechsel mit Belgien erzähle, der meinewegen geführt wurde – und noch geführt wird, – so werden Sie das nicht seltsam finden.

Die Verwirrung der Begriffe unseres armen Landes ist so groß, daß wieder einmal kein klares Gefühl durchdringt.

Das Land darf nicht ausliefern. Doch die Betroffenen dürfen das Land nicht ins Unglück stürzen. Deshalb müssen sie entweder sich stellen oder fliehen; ostentativ hier spazierengehen, das dürfen sie nicht. Ich hatte alles vorbereitet, um mich zu stellen. Ich verlange es von keinem anderen. Jeder muß jedem zur Flucht behilflich sein, doch ein Bleiben gibt es nicht. Wer in Griechenland unschuldig oder unwissend eine Last auf sich geladen hatte, der verließ das Land.

Nun schreibe ich Ihnen gar politisch. Ist das nicht fast eine Antwort auf Ihre Frage? Nein, es soll keine sein. Heute ist meine Antwort nur ein Dank.

Ihr W.  
5.2.20.«

Es folgte am 13. März der Kapp-Putsch. Bald nachher begann, zunächst kaum merklich, der politische Wiederaufstieg Rathenaus. Am 29. März bildete sich nach dem kläglichen Ende

der Diktatur die neue Regierung. Die organisierte Arbeiterschaft, an deren passivem Widerstand der Putsch gescheitert war, forderte die Sozialisierung. Die Regierung berief eine neue, die Zweite Sozialisierungs-Kommission, und diesmal kam, nachdem die Unabhängigen ihr Veto zurückgezogen hatten, auch Rathenau hinein.

Wichtiger für die Zukunft wurde das Vertrauen, das der neue Finanzminister Wirth zu ihm gewann. Der sittliche Ernst, die christliche Grundanschauung, daß es vor allem auf die Seele des Menschen ankomme, war ein tief innerliches Band zwischen beiden. Äußerlich kam hinzu, daß sie gemeinsame wissenschaftliche Interessen hatten, Wirth Mathematiker, Rathenau Physiker war, daß beide sich mit Philosophie beschäftigten und beide innerlich einsame Menschen waren. Das war ihr Gemeinsames. Aber andererseits ergänzten sich auch ihre Gegensätze: die impulsive, großzügige Natur Wirths und Rathenaus genaue Kenntnis der Einzelheiten jeder finanziellen oder wirtschaftlichen Frage, Wirths intuitive, volkstümliche, einfache, manchmal dunkle Gedankengänge und Rathenaus Kompliziertheit und stets wacher Verstand. So bildete sich zwischen beiden eine halb politische, halb geistige Freundschaft. In manchem glich diese Freundschaft der zwischen Walther Rathenau und seinem intuitiven, aus unübersichtlichen Gedankengängen zu überraschenden Entschlüssen gelangenden Vater. Ob sich Rathenau der Ähnlichkeiten dieser Beziehung bewußt war, weiß ich nicht; aber seine Haltung Wirth gegenüber hatte immer etwas von zarter Rücksichtnahme – fast möchte man sagen von Pietät.

Die erste Auswirkung dieser gegenseitigen Schätzung war, daß Wirth Rathenau zur Konferenz von Spa mitnahm.

Der Friede stellte Deutschland vor zwei Fragen:

1. Wie sollte es *ohne Machtmittel* den mit Machtmitteln unerhört gerüsteten Alliierten gegenüber treten, um wieder Handlungsfreiheit, ein wenn auch zunächst nur bescheidenes Maß von Selbstbestimmung zu gewinnen? Grunderfordernis infolgedessen: *eine neue deutsche Außenpolitik, die ohne Machtmittel Ergebnisse zu erzielen verstand.*

2. Welche Haltung zu den ungeheuren materiellen Lasten aus dem Friedensvertrag, insbesondere zu den *Wiederaufbau- und Reparationsverpflichtungen* sollte Deutschland einnehmen, um von ihnen wirtschaftlich und finanziell nicht erdrückt zu werden?

Um die Lösung dieser beiden Probleme hat sich bis heute die ganze deutsche Nachkriegspolitik gedreht. Rathenau erkannte, man kann sagen sofort, daß die Antwort auf beide Fragen, wenn überhaupt, nur in einer zielbewußten *Verknüpfung zwischen beiden* zu finden sei. Schon am Tage der Ratifikation des Friedensvertrages durch die deutsche Nationalversammlung, am 16. Juli 1919, schreibt er an den Finanzminister Erzberger: »In unserer verzweifelten

Lage gilt es, den beweglichen Punkt zu finden, von dem aus die ganze Situation aufgerollt werden kann. Dieser Punkt liegt in Belgien und Nordfrankreich, und zwar beim Problem des Wiederaufbaus. Von hier aus können wir

1. das Verhältnis zu Frankreich regeln,
2. den Friedensschluß korrigieren,
3. die Entschädigung umgestalten und mildern,
4. auf die inneren Verhältnisse Deutschlands zurückwirken,
5. Deutschlands moralische Stärkung wieder gewinnen.

Erforderlich ist, daß wir den Wiederaufbau nicht als eine Verlegenheitsverpflichtung durchführen, sondern zu einem gewaltigen Zentralproblem erheben.« (Brief 551.)

Am 26. April erging eine Einladung der Alliierten an die deutsche Regierung, die durch den Friedensvertrag aufgeworfenen Fragen in *Spa* zu besprechen. Die Konferenz begann am 5. Juli. Zu der deutschen Delegation gehörten außer dem Reichskanzler Fehrenbach, dem Außenminister Dr. Simons, den für Wirtschaftssachen zuständigen Ministern, dem General von Seeckt und einer großen Zahl von Sachverständigen auch Rathenau, den Wirth gegen heftige Widerstände durchgesetzt hatte, und als Hauptvertreter der deutschen Unternehmer *Hugo Stinnes*, damals schon der mächtigste Mann Deutschlands, eine Art von heimlichem Wirtschaftskaiser: für die breiten Massen im In- und Auslande eine mythische Figur, ein Klingsor, für den allein auf dem steinigen Boden deutscher Wirtschaftstrümmer Zaubergärten wuchsen, ein Cagliostro, ein Alchymyst, der aus Papier für sich Gold machte, – auch aus der Nähe betrachtet großen Formats, halb gerissener Geschäftsmann, halb Prophet, laut seine Meinung sagend, doch undurchsichtig für Freund und Feind und daher unheimlich, – wie ein Fremdling unter seinen Kollegen vom Kohlenhandel und der Schwerindustrie herumgehend, südländisch, schwarzbärtig, mit Augen, die auf eine innere Vision zu blicken schienen, in Bauernstiefeln, in Kleidern, die auf ihm hingen, als ob er sie von der Stange gekauft hätte, immer umringt von einer zahlreichen Familie, die er überall hinter sich herzog, eine Kreuzung zwischen Patriarch, Commis voyageur und Fliegendem Holländer; alles in allem vielleicht ein Besessener, ein von Wirtschaftsträumen Besessener, wie Hokusai von der Malerei besessen war: ganz ohne andere Interessen, nichts als Unternehmer; übrigens kein Reaktionär, sondern, wie ihm Stresemann in seinem Nachruf bezeugt hat, »zunächst einmal überzeugter Republikaner«, auch in einem gewissen Sinne arbeiterfreundlich, das lebende Inventar seiner zahllosen Unternehmungen, die Lebenshaltung, Gesundheit, Leistungsfähigkeit seiner Arbeiter nicht minder wichtig nehmend wie die Instandhaltung und Vervollkommnung seiner Maschinen, ja, sogar dem Aufstieg von Arbeitern in leitende Stellungen das Wort redend, im

Interesse allerdings nicht der Arbeiter, sondern der Wirtschaft, mit der Begründung: »Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß der Reichtum der Eltern die geistige Entwicklung der Nachkommen nicht gerade günstig beeinflusst ... Wer das richtig einsieht, muß dafür sorgen, daß aus der großen Suppenterrine der Arbeiterschaft die Fettaggen nach oben kommen und an die Stelle der reichen Familien treten können« Rede vom 29. Oktober 1920. Zitiert von Gaston Raphael »Hugo Stinnes, der Mensch, sein Werk, sein Wirken« S. 27..

Die Konferenz begann mit der Aufforderung des französischen Ministerpräsidenten Mille-  
rand an die Deutschen, sich über die Gründe ihrer *mangelhaften Kohlenlieferungen* auszulassen. Der Oberste Rat habe beschlossen, Deutschland solle den Reparationskohlen ein absolutes Vorrecht vor allen Lieferungen für den eigenen deutschen Bedarf geben und eine strenge Kontrolle der deutschen Kohlenverteilung zulassen. Die Alliierten verlangten monatlich zwei Millionen Tonnen und drohten, falls ihr Diktat nicht ausgeführt werde, wie es schon in der Einladung zur Konferenz geheißen hatte, zur Sicherung ihrer Forderungen »alle Maßnahmen zu ergreifen, *selbst wenn es notwendig sein sollte, auch zur Besetzung eines neuen Teils deutschen Gebiets zu schreiten.*«

Am folgenden Tage stand nach einer Antwortrede des Außenministers Dr. Simons *Hugo Stinnes* auf, richtete den Blick auf die Vertreter der Alliierten und begann: »Ich spreche stehend, damit ich meinen Zuhörern ins Auge sehen kann« Rede abgedruckt in der D. A. Z. vom 10. April 1925. In diesem Tone ging es weiter. Die Rede »erregte«, wie der in Spa als Vertreter der deutschen Regierung bei der Reparationskommission anwesende Staatssekretär Bergmann berichtet, »gewaltiges Aufsehen und hat der deutschen Sache in Spa sehr geschadet« Carl Bergmann: »Der Weg der Reparation« S. 62. Die Spannung zwischen den Deutschen und Alliierten wurde fast unerträglich und gab zu Zwischenfällen Anlaß. Innerhalb der deutschen Delegation, wo sie kaum minder groß war, kam es zu einer *prinzipiellen Auseinandersetzung, die von entscheidender Bedeutung wurde, weil von ihr die Linien der künftigen deutschen Politik grundlegend bestimmt worden sind.*

Als Vertreter zweier entgegengesetzter Richtungen traten vor dem Forum der Delegation *Stinnes und Rathenau* einander gegenüber. Schon äußerlich war der Gegensatz auffallend zwischen dem stets gepflegten, in wunderbaren Perioden mit komplizierten Vergleichen von einer hohen Warte herab redenden Rathenau und Stinnes, der proletarierhaft gekleidet, kein Freund schöner Worte, seine visionären Pläne hinter einem dicken Schein von Selbstverständlichkeit, einer undurchsichtigen Maske von gesundem Menschenverstand verhüllte Ich entsinne mich vor dem Kriege eines Besuches, den Rathenau bei Stinnes in Mülheim machte, und von dem er ganz entsetzt über die dort erlebte Unkultur zurückkam.. *Stinnes forderte die Ablehnung des alliierten Diktats, auch wenn infolgedessen neues Gebiet in Deutschland besetzt und das übrige Deutschland bolschewisiert werde:* die

Alliierten sollten die bolschewistische Gefahr vor ihren Toren fühlen, dann würden sie in ihrer Angst zur Vernunft kommen und Deutschland sein Recht geben. Also Erpressung gegen Erpressung, bei der aber der deutsche Erpresser zunächst einmal Harakiri an der Schwelle des französischen verüben sollte. Die gefürchtetste Rache in Japan ist die, daß der Bedrückte sich auf der Schwelle des Bedrückers den Bauch aufschlitzt; das ungefähr mutete Stinnes Deutschland zu.: eine neue, sonderbar in Weltrevolution verummte, sonderbar mystische Form der alten Machtpolitik; übrigens, wie zugegeben werden muß, die einzige Art von Machtpolitik, die Deutschland damals zu Gebote stand. Dahinter erblickte Stinnes zweifellos, ohne sie ganz abzulehnen, die Möglichkeit, die Rathenau angedeutet hatte, als er kurz vor Spa in seinem Vortrag über »Demokratische Entwicklung« sagte: »Wir dürfen uns nicht von denjenigen täuschen lassen, die uns sagen: ›Laßt das alles gut sein, das findet sich von selbst.‹ *Unter denen, die das sagen, sind manche, die mit dem Gedanken spielen: wenn man Deutschland in drei Teile teilt, so wird ein Teil gesund, nämlich der westliche, der eine Art von deutschem Belgien ergibt.*« (A. a. O. S. 23.) Dieses deutsche Belgien war der Teil, in dem Stinnes seine Unternehmungen hatte. In der Tat wäre dort vielleicht eine kurze Scheingesundung eingetreten. Aber sicher ist, daß, wenn die Alliierten unter den damaligen Verhältnissen die Ruhr besetzt hätten, Poincaré sein Ziel, die Angliederung der Rheinlande an Frankreich, erreicht hätte. Und daher ging die Auseinandersetzung zwischen Stinnes und Rathenau um das Schicksal Deutschlands und Europas.

Rathenau lehnte den Stinnesschen Vorschlag entschieden ab. Er empfahl eine Haltung, die *Verhandlungen* ermöglichte; im Verlauf von Verhandlungen könne mit der Zeit, wie er sich Erzberger gegenüber ausgedrückt hatte, »die ganze Situation aufgerollt werden«; das heißt nicht nur die Kohlen- und Reparationsfragen, sondern alle Probleme, vor die Deutschland durch den Frieden gestellt war. Um diese weitsichtige Politik zu empfehlen, brauchte er nur an die Anschauungen anzuknüpfen, die er schon in seinem »Neue-Ära«-Artikel nach den Reichstagswahlen 1907 entwickelt hatte: » *daß Kriege nur selten entscheiden – daß im Mühlespiel der äußeren Politik ... jeder so viel Steine hat als seine wirtschaftliche Kraft ihm leiht; daß eine Nation nach außen nur so viel Terrain gewinnen und beherrschen kann, als ihrer inneren Schwerkraft an moralischen, intellektuellen und wirtschaftlichen Werten entspricht.*« (Vgl. oben S. 135.) Das galt sowohl für die Alliierten wie auch für das entwaffnete Deutschland. Also *Verhandlungen*: Verhandlungen erzeugen Wünsche, Wünsche gestatten es, Gegenwünsche auszusprechen. In der laufenden Besprechung und Erfüllung von Wünschen und Gegenwünschen kommt unwiderstehlich das Schwergewicht der beiderseitigen intellektuellen und wirtschaftlichen Kräfte zur Geltung; ein Rad greift ins andere, und wie auf einem Paternoster beginnt der Wiederaufstieg aus der Tiefe. Um das Ruhrgebiet zu retten, aber auch um Verhandlungen einzufädeln, befürwortete Rathenau *die Annahme der Kohlenforderungen* und

drang überdies darauf, daß sofort den Alliierten ein präzises Angebot zur Abgeltung der gesamten Reparationsschuld gemacht werde. – Den von Rathenau glänzend vorgetragenen und verteidigten Ansichten schlossen sich der frühere Staatssekretär Dernburg und natürlich Wirth, aber auch bemerkenswerterweise der General von Seeckt und die Mehrheit der deutschen Delegierten an. » In dieser Stunde wurde«, wie Wirth mir vor kurzem sagte, » die »Erfüllungspolitik« geboren.« Der Gesichtspunkt, von dem Rathenau ausging: »Verhandlungsmöglichkeit gewonnen, alles gewonnen«, war der gleiche, der Talleyrand als Vertreter des geschlagenen, besetzten und machtlosen Frankreich auf dem Wiener Kongreß leitete.

Das Kabinett nahm das Kohlen-Ultimatum an, lehnte dagegen die Übermittlung eines Angebots für die Gesamtschuld, sehr zum Schaden Deutschlands, ab: und am 16. Juli wurde »inmitten einer unbeschreiblichen Aufregung«, wie Bergmann berichtet (A. a. O. S. 63), ein »Kohlenprotokoll« unterzeichnet, in dem sich Deutschland verpflichtete, vom 1. August ab auf sechs Monate den Alliierten monatlich zwei Millionen Tonnen Kohle zu liefern.

Dafür wurde auf Antrag von Lloyd George beschlossen, mit Deutschland die ganze Reparationsfrage auf einer neuen Konferenz in Genf zu besprechen.

Hugo Stinnes verzieh seine Niederlage Rathenau nicht. Das böse Wort von Rathenaus »fremdrassiger Seele« ist von ihm, der mindestens südfranzösisches Blut hatte und aussah wie ein phönizischer Schiffskapitän, in Spa geprägt worden. Und Emile Buré berichtete im »Eclair«, daß die Agenten von Stinnes »répandent partout des bruits calomnieux et laissent entendre notamment que monsieur Loucheur ne songe avec monsieur Rathenau qu'à s'assurer la direction d'un trust européen de l'électricité« Übersetzung: daß Stinnes' Agenten »überall verleumderische Gerüchte verbreiten und insbesondere durchblicken lassen, daß Herr Loucheur und Herr Rathenau nur daran denken, sich die Leitung eines europäischen Elektrizitäts-Trustes zu sichern«. Zitiert von Etta Federn-Kohlhaas. A. a. O. S. 215..

Dem Verlangen von Stinnes, Deutschland zu bolschewisieren, trat Rathenau mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit entgegen; aber *Beziehungen auch zu Sowjet-Rußland* gehörten logisch unabweisbar mit zu meiner Verhandlungspolitik: je mehr Beziehungen, um so sicherer und schneller mußten die von ihm erhofften Wirkungen eintreten. Schon unter der kaiserlichen Regierung hatten im Sommer 1918 Verhandlungen mit Rußland stattgefunden, um das einseitige Diktat von Brest-Litowsk in eine Grundlage gegenseitiger freundschaftlicher Beziehungen umzumodeln. Teilnehmer an den Verhandlungen, die in Berlin zunächst unter dem Staatssekretär von Kühlmann, dann unter dem Staatssekretär von Hintze stattfanden, waren von russischer Seite der Volksbeauftragte Krassin und der Botschafter Joffe, von deutscher der Chef der Ostabteilung im Auswärtigen Amt Nadolny, der Chef der Juristischen Abteilung Kriege, als Vertreter der Obersten Heeresleitung wechselnde Offiziere, als

Beauftragte des Reichskanzlers von Hertling der jetzige Botschafter in Washington von Pritt-witz und ich, und schließlich der damalige Reichstagsabgeordnete Dr. Stresemann. Die Ver-handlungen wurden durch verstiegene Forderungen Ludendorffs und seiner Umgebung in die Länge gezogen: u. a. war es längere Zeit unmöglich, Ludendorff von der Forderung abzu-bringen, daß die Sowjet-Regierung eine Kosakenrepublik am Don unter deutschem Protek-torat dulden sollte; schließlich wurden die Ergebnisse durch den Zusammenbruch und das Diktat von Versailles zunichte gemacht. Rathenau nahm gleich nach dem Inkrafttreten des Friedensvertrages den Gedanken der Verständigung mit Rußland auf; »aber«, schreibt er am 26. Januar 1920 an einen Bekannten in Berlin, » *die heutige Regierung steht noch nicht auf dem Standpunkt, den ich vertrete, daß eine wirtschaftliche Beziehung mit Rußland angeknüpft wer-den muß*«. (Brief 609.) Er nahm daher die Sache selbst in die Hand und begründete »mit einigen Freunden, wie er sagt, gegenüber bedeutenden Schwierigkeiten« eine » *Studienkom-mission für Rußland*«. (Brief 621.) Am 10. März 1920 schreibt er an Professor Hoffmann, Wil-helmshaven: » *Über die Notwendigkeit, mit Rußland eine Gemeinschaft zu finden, stimme ich mit Ihnen voll überein. Der Bolschewismus ist heute nur noch eine Fassade; in Wirklichkeit handelt es sich um eine straff oligarchisch regierte Agrar-Republik, die, wie ich glaube, trotz aller Schwierigkeiten Bestand haben wird. Es wird freilich lange dauern, bis Rußland so weit erstarkt, um uns wirtschaftliche Kompensationen zu gewähren ... Ich hoffe, daß die Arbeiten der Kommission (der »Studienkommission für Rußland«) die erste und entscheidende Annä-herung auf wirtschaftlichem Gebiete bringen werden, denen diejenigen auf politischem Gebiet sich hoffentlich anschließen.*« (Brief 622.)

So ergaben sich die beiden Grundpfeiler der künftigen deutschen Außenpolitik: Verständigung nach Westen, Wiederanknüpfung nach Osten; sie ergaben sich notwendig aus Rathenaus An-schauungen von den Grundlagen weltpolitischer Geltung, die er sich schon vor dem Kriege gebildet hatte. *Auf ihnen hat er dann in der Tat die neue Außenpolitik Deutschlands, die die alte Rüstungs- und Machtpolitik ersetzte, aufgebaut:* die sogenannte » *Erfüllungspolitik*«, die von Stresemann mit wachsender Zustimmung des deutschen Volkes und einem trotz man-cher Rückschläge und ärgerlicher Verzögerungen wachsendem Erfolge fortgesetzt worden ist. Ihr Ziel, Deutschland trotz Versailles und trotz Vernichtung seiner militärischen Machtmittel durch Verhandlung und Verständigung seine Selbstbestimmung und diejenige Stellung unter den Völkern, welche »seiner inneren Schwerkraft an moralischen, intellektuellen und wirt-schaftlichen Werten entspricht« wiederzugewinnen, ist jetzt Gemeingut aller Verständigen in Deutschland.

Aber welche Rolle spielte, kann man fragen, für Rathenau in seinen Zukunftsplänen der bisher nicht erwähnte *Völkerbund*? Ich glaube, man muß hier unterscheiden.

Als *Friedenssicherung* bei schweren Konflikten zwischen Großmächten vertraute er ihm in seiner jetzigen Form – in der ihm von Wilson gegebenen Gestalt eines Bundes souveräner Regierungen – nicht. *Als Treffpunkt der Außenminister aller Staaten*, zu dem er sich erst nach seinem Tode entwickelt hat, hätte er in ihm das wirksamste Instrument zur Wiederaufrichtung Deutschlands in seinem Sinne durch Verhandlungspolitik gesehen.

Für einen *als zuverlässige Friedenssicherung* dienenden Völkerbund schwebte ihm eine andere Form zwischenstaatlicher Organisation vor, deren Zusammenhalt *gemeinsame Arbeit* der Völker sein müßte. *Also kurz gesagt, eine fest organisierte Produktions- und Austauschgemeinschaft der Völker*. In seinem Vortrag über » *Den Höhepunkt des Kapitalismus*« sagt er: »Die Staaten sind im außenpolitischen Sinne bewaffnete Konkurrenzgemeinschaften, und so lange sie dies bleiben, verliert jede friedliche und nationale Beschränkung der Konkurrenzmethoden ihren Sinn. *Jede Bestrebung zur Ausrottung des Waffenkrieges ist vergeblich, so lange der stille, hartnäckige Friedenskrieg Lebensaufgabe der Staaten bleibt.*« (Reden. S. 162.) In einem Brief, den er kurz vor dem Zusammenbruch an Professor Victor Riecke schrieb, hält er es daher »für nötig zu betonen, daß *nur dauernde schöpferische Arbeit ein Zusammenwirken der Nationen möglich macht.*« (Brief 444.) Als den Anfang einer Arbeitsgemeinschaft der europäischen Völker begrüßte er die Idee eines »europäischen Konsortiums« zwischen Deutschland und den Westmächten, das den Wiederaufbau Rußlands unternehmen sollte. Auch die von ihm empfohlene gemeinsame deutsch-französische Arbeit beim Wiederaufbau der verwüsteten Gebiete Nordfrankreichs (vgl. den auf S. 293 angeführten Brief an Erzberger) war von diesem Hintergedanken eingegeben. *Der den Frieden sichernde Völkerbund*, der ihm vorschwebte, beruhte auf einer Verallgemeinerung dieses Gedankens, *war also eine die gemeinsame Arbeit der Völker organisierende Einrichtung*. Als ich ihm im Winter 1919 meinen bereits erwähnten, auf den gleichen Gedanken beruhenden Völkerbundsplan (vgl. oben S. 230) entwickelte, stimmte er ihm zu, aber mit dem Vorbehalt, daß er erst nach Jahrzehnten sich verwirklichen lassen werde. Ende 1919 schreibt er in einem Brief in weitgehender Übereinstimmung mit dem von mir ausgearbeiteten Plan: »Das übliche internationale Programmparadies, wo die Tiger- und Leopardstaaten friedlich mit den Lammstaaten wandeln, lediglich deshalb, weil sie alle Volksregierungen haben, ist eine Torheit. Meine Gedanken hierüber sind weit utopischer als die Programme und dennoch weit realer. Eine Vorstellung davon bekommen Sie, wenn Sie den »Neuen Staat« lesen. Erst mit dem Zerfall des Staatsbegriffes, des nationalen und des Konkurrenzstaates, *mit der Aufteilung der Welt in Rechtsgemeinschaften, Wirtschaftsgemeinschaften, Verwaltungs-, Kultur- und Religionsgemeinschaften, die nicht staatlicher Art sind, ist die Möglichkeit gegeben, die Wirtschaftskonkurrenz zu beseitigen, die immer wieder, auch unter den harmlosesten Volksregierungen, Konflikte und Kriege hervorrufen wird.* Dieses Ziel ist freilich sehr entfernt; um es zu erreichen, müssen wir nicht bei den

anderen beginnen, sondern bei uns, und das Vorbild eines Staats- und Wirtschaftswesens liefern, wie ich es dargestellt habe.« (Brief 602.) Die Stimmung, in der Rathenau aus Spa zurückkam, spiegelt sich in dem folgenden Brief an die Freundin:

»30. 9. 1920.

Wie eine dunkle Flamme brennen Ihre Herbstblumen in meinem Zimmer. Diese Jahreszeit ist die rätselhafteste von allen; obgleich sie mich seit Jahren mit einer schneidenden Angst vor dem Winter erfüllt, fühle ich mich mit ihr gewissermaßen verwandt. Noch wenige Wochen, und es beginnt diese endlose, graue, sonnenlose Nacht.

Ich will gern zu Ihnen kommen, aber ich bringe Ihnen nicht viel. Der Sommer war leer, und die Erkältung der langen Regentage weicht langsam aus den Gliedern.

Jetzt bin ich 53. Ich blicke mehr rückwärts als vorwärts. Meine Arbeit ist fast getan. Noch hält sie mich, aber sie treibt mich nicht mehr. Die Höhe des Lebens ist überschritten, doch die Ruhe, die ich erwartete, ist nicht gekommen. Ich sehe nicht die weite Ebene des Tales, sondern Gebirg auf Gebirge und Sterne und Horizont.

Leben Sie wohl. Ich danke Ihnen herzlich für dies und jenes, für alles.

Herzlichst

Ihr W.«

Inzwischen verharrte ein Teil der Alliierten trotz Spa bei seiner Taktik, Verhandlungen mit Deutschland über Fragen aus dem Friedensvertrage auszuweichen und möglichst die bisher erfolgreiche Methode des Diktats fortzusetzen: er teilte offenbar die Ansicht Rathenaus, daß Verhandlungen die gefährlichste Waffe Deutschlands, das wirksamste Werkzeug seines Wiederaufstiegs seien. Taktisch ist die Lage in dieser Zeit die, daß Deutschland, so wie Rathenau in Spa geraten hatte, immer wieder, allerdings zunächst zaghaft und ohne viel eigene Ideen zu entwickeln, den Versuch macht, zu Verhandlungen zu gelangen, die Alliierten aber unter französischem Einfluß zielbewußt und ängstlich Verhandlungen aus dem Wege gehen. Zu der für Ende 1920 vom Völkerbund nach Brüssel einberufenen internationalen Finanzkonferenz wurde Deutschland zwar eingeladen; doch faßte der Völkerbundsrat unter Frankreichs Druck schon am 5. August den Beschluß, daß auf der Konferenz keine der Fragen erörtert werden dürfte, die zwischen den Alliierten und Deutschland schwebten. (Bergmann a. a. O. S. 66.) Endlich trat zwar nicht die in Spa zugesagte, durch Frankreichs Einfluß immer wieder hinausgeschobene Konferenz von verantwortlichen Staatsmännern, aber doch eine

vorbereitende Konferenz zwischen deutschen und alliierten Sachverständigen zur Besprechung der Reparationsfragen am 16. Dezember in *Brüssel* zusammen. Sie dauerte bis zum 26. Dezember und vertagte sich dann bis zum Januar. Beschlüsse wurden nicht gefaßt, aber die Verhandlungsmethode hatte doch Früchte getragen. »Alliierte und Deutsche verkehrten auch außerhalb der Sitzungen in ungezwungener Weise miteinander. Alles ließ erhoffen, daß diese Konferenz von Sachverständigen, frei von jedem politischen Druck, nun endlich den richtigen Weg weisen würde. In der Konferenzpause sollte sich für jede Frage ein alliierter Berichterstatter mit einem deutschen Vertreter in Verbindung setzen ... Zum ersten Male hatte eine Zusammenkunft von alliierten und deutschen Vertretern stattgefunden, die bei jedem der Beteiligten einen günstigen Eindruck hinterließ und überall eine gute Presse fand.« (Bergmann a. a. O. S. 72.)

Aber alsbald trat die französische Regierung, die auf diesem Wege einen zu raschen Wiederaufstieg Deutschlands befürchtete, wieder auf den Plan. Am *24. Januar 1921* versammelte sich überraschend *der Oberste Rat in Paris* und bestimmte einseitig, ohne Deutschland zu hören, nach einer Rede des französischen Finanzministers Doumer, der von einer Schuld Deutschlands von *212 Milliarden Goldmark* ausging und Zahlungen von 12 Milliarden jährlich forderte, Deutschland solle zunächst in den ersten elf Jahren zwei bis fünf Milliarden Goldmark, dann aber während einunddreißig Jahre *sechs Milliarden Goldmark jährlich* zahlen. Um dieses Diktat entgegenzunehmen, wurde Deutschland zu einer Konferenz *nach London eingeladen*.

Jetzt tat in der Eile und viel zu spät die deutsche Regierung das, was sie in und seit Spa versäumt hatte: sie suchte nach einem Vorschlag, den sie von sich aus den Alliierten unterbreiten könnte. Eine Sachverständigen-Kommission wurde zusammenberufen, der auch Rathenau einen Plan vortrug. Dieser wurde verworfen; die Regierung arbeitete einen eigenen Plan aus, der dem Rathenaus, wie er später einmal schrieb, »diametral zuwiderlief«. Dieser Regierungsvorschlag ging aus von einem »*Gegenwartswert*« der alliierten Forderung von 53 Milliarden, zog von dieser Summe als Gegenwert für die bisherigen deutschen Leistungen und Abtretungen 20 Milliarden ab, so daß 33 Milliarden übrigblieben und *rundete diese Summe nach unten auf 30 Milliarden ab*. Davon sollten zunächst 8 bis 10 Milliarden durch Anleihen und weitere 5 Milliarden durch Sachleistungen im Verlauf von fünf Jahren abgegolten werden. Als Sicherheit wurden Zölle und einzelne Verbrauchsabgaben angeboten. Mit diesem Plane fuhr sie zur Konferenz.

Die erste Sitzung der Konferenz fand in *London am 1. März 1921* statt. Teilnehmer waren außer Dr. Simons und der deutschen Delegation der englische Ministerpräsident Lloyd George, der französische, Briand, der italienische und belgische Ministerpräsident, die

zuständigen alliierten Minister und eine lange Reihe alliierter Sachverständiger. Als erster erhielt Dr. Simons das Wort Bei der Schilderung der Vorgänge auf der Londoner Konferenz folge ich der unübertrefflich klaren und anschaulichen Darstellung des Staatssekretärs a. D. Bergmann, der selbst dort eine führende Rolle gespielt hat.. »Anstatt das schriftliche deutsche Angebot vorzulesen,« sagt Bergmann, »gab er eine gewissenhafte Darlegung der Schwierigkeiten, unter denen der deutsche Vorschlag entstanden sei. Er knüpfte daran eine eingehende Kritik der Pariser Beschlüsse, die wirtschaftlich unausführbar seien. Eigentlich sei es der deutschen Regierung unmöglich, bei der Lage der heimischen Verhältnisse einen festen Vorschlag zu machen; trotzdem aber habe sie sich dazu entschlossen, um baldigst zu einer Lösung des Reparationsproblems zu gelangen.« (A. a. O. S. 88.) Worauf er den eben skizzierten *deutschen Gegenvorschlag* entwickelte. »Dr. Simons sprach auch bei seinen weiteren Ausführungen immer von den *30 Milliarden*. Er erklärte, daß davon vorläufig acht Milliarden im Wege der internationalen Anleihe finanziert werden sollten und setzte unter immer steigender Unruhe der Versammlung auseinander, wie er sich die Finanzierung der restlichen 22 Milliarden denke. Diese Art der Darstellung, welche die verpönten 30 Milliarden sozusagen in die Köpfe der Versammlung einhämmerte und die Schuldsomme anscheinend immer weiter zusammenschrumpfen ließ, machte im Verein mit den Schwierigkeiten der Übersetzung des entwickelten deutschen Vortrages auf die alliierten Zuhörer einen ungünstigen Eindruck. Dr. Simons sah sich daher veranlaßt, kurz abzurechnen und zur Verlesung seiner formulierten Vorschläge überzugehen. Das aber erklärte Lloyd George als Vorsitzender sehr schroff für unnötig ... Die Aufregung bei den Alliierten war ungeheuer ... Man sprach im vollen Ernst von einer deutschen Herausforderung, und alle Welt schrie sofort nach Sanktionen.« (A. a. O. S. 89.)

In der zweiten Sitzung, am 3. März nannte Lloyd George die deutschen Vorschläge *eine klare Verhöhnung des Vertrages von Versailles ... Es sei Zeitvergeudung, auf die deutschen Vorschläge einzugehen*. Die Alliierten hätten nur zu sagen, daß wegen der vielfachen Verstöße der deutschen Regierung gegen den Versailler Vertrag *jetzt mit Strafmaßnahmen vorgegangen werden müsse. Wenn Deutschland nicht bis zum 7. März erkläre, daß sie die Pariser Beschlüsse annähme, so würden die Alliierten zu Sanktionen schreiten, u. a. zur Besetzung der Städte Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort*. Am 4., 5. und 6. März fanden private Verhandlungen von Dr. Simons und dem Staatssekretär Bergmann mit Briand, Loucheur, Lloyd George und Lord D'Abernon im Privathause von Lord Curzon statt, bei denen der Versuch unternommen wurde, Öl auf die aufgeregten Wellen zu gießen; jedoch ohne praktischen Erfolg. *Am 7. März fand die letzte Sitzung statt, in der Lloyd George die Sanktionen verkündete; und schon am 8. März wurden Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort besetzt*. Die Verhandlungspolitik war wieder durch das wenig geschickte Verhalten der deutschen Regierung und deutschen Öffentlichkeit

und die geschickte Mache des Teiles der Alliierten, der Verhandlungen um keinen Preis wollte, sabotiert worden.

Nunmehr wurde die Reparations-Kommission mit der Berechnung der deutschen Reparationsschuld, die nach dem Versailler Vertrag bis zum 1. Mai festgesetzt sein mußte, betraut. Am 27. April schloß die Reparations-Kommission ihre Arbeiten und errechnete *als Gesamtbetrag die Summe von 132 Milliarden Goldmark*. Der Oberste Rat der Alliierten trat wieder in London zusammen, entwarf selbst einen *Zahlungsplan* für die Reparationsschuld und berief die Reparations-Kommission aus Paris nach London, *damit sie den fertigen Zahlungsplan als ihr eigenes Werk Deutschland mitteile*. Das geschah am 5. Mai; und die alliierten Regierungen fügten von sich aus ein Ultimatum bei, in dem sie, falls die deutsche Regierung den gesamten Plan nicht bedingungslos binnen sechs Tagen annähme, *die Besetzung des Ruhrgebietes androhten*.

Die Aufregung in Deutschland war ungeheuer. Weite Kreise erklärten, man dürfe unter keinen Umständen einen Schuldschein über die ganz unmögliche Summe von 132 Milliarden unterschreiben. Auch die Regierung stellte sich auf diesen Standpunkt. Bergmann legt überzeugend dar, daß diese Haltung unberechtigt war. Denn »wer den Zahlungsplan genauer ansah, mußte finden, *daß er gar nicht die Bezahlung der 132 Milliarden forderte*. Im Gegensatz zu der Bestimmung des Versailler Vertrages war nicht die gesamte Schuld fest zu verzinsen. Maßgebend war nämlich nicht der nominelle Schuldbetrag, sondern die jährliche Schuld. Sie bestand aus einer festen Rate von zwei Milliarden und einem von der Höhe der Ausfuhr abhängigen veränderlichen Betrag. Die deutsche Ausfuhr hatte damals einen Wert von vier bis fünf Milliarden. Die davon geforderte Abgabe von 26% stellte sich also zunächst auf etwas über eine Milliarde, so daß *im ganzen rund drei Milliarden jährlich zu zahlen waren. Das entsprach fünf Prozent Zinsen und ein Prozent Tilgung auf ein Kapital von 10 Milliarden Goldmark*. Das Diktat von London war also nicht schlimmer als das kurz vorher den Vereinigten Staaten übermittelte deutsche Angebot, das die Zahlung von 50 Milliarden Jetztwert und außerdem noch Leistungen auf Grund eines Besserungsscheines versprochen hatte. Die Ablehnung des Ultimatus war daher auch logisch nicht richtig. Abgesehen davon mußte alles getan werden, um die Besetzung der Ruhr abzuwenden. Gewiß war nicht abzusehen, wie Deutschland die verlangten Zahlungen aufbringen konnte; man mußte eben darauf rechnen, daß wirklich ernstliche Anstrengungen für die Reparationen mit der Zeit dem Gegner ein besseres Verständnis der wirtschaftlichen Notwendigkeiten Deutschlands beibringen würde. Diese Beweisführung gab den Ausschlag. *Der Reichstag sprach sich mit schwacher Mehrheit für die Annahme aus. Eine neue Regierung unter Führung von Dr. Wirth nahm das Ultimatum, wie von den Alliierten verlangt, ohne Bedingung und Vorbehalt an.*« (A. a. O. S. 104-105.)

\*

Der neue Reichskanzler Wirth bat Rathenau, zu dessen Sachkenntnis und Vaterlandsliebe er in freundschaftlichem Verkehr ein uneingeschränktes Vertrauen gewonnen hatte, das Wiederaufbau-Ministerium zu übernehmen. Endlich hatte Rathenau gesiegt; seinen Ideen stand der Weg offen zu maßgebendem Einfluß. Seine Person allerdings trat damit in einen Bereich erhöhter Gefahr. Seine Mutter drang in ihn, abzulehnen. Er selbst scheint in letzter Stunde geschwankt zu haben: scheint, denn innerlich trieb ihn alles, anzunehmen. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge. An Gerhart Hauptmann schreibt er am 25. Mai: »Leider verdiene ich Glückwunsch und Zuversicht noch nicht, *denn die Verhandlungen der letzten zehn Tage haben mich noch nicht überzeugt, daß ich unter den sehr verwickelten politischen Verhältnissen dem Lande wirklich nutzen kann.* Die Entscheidung ist noch nicht gefallen. Mein inneres Barometer steht noch immer weit links von ›veränderlich‹ nahe dem Punkt, wo Regen und Schnee, politisch gesprochen ›Ablehnung‹ verzeichnet ist.« (Brief 711.) An seine Mutter am 27.: »Nachdem Du abgereist warst, war immer noch keine Ruhe, und ich mußte noch weiter Besprechungen wahrnehmen. Schließlich habe ich Sonntagabend nach einer langen Aussprache beim Kanzler zwischen ihm, Rosen, der inzwischen ernannt worden war, und mir, *abgelehnt*, konnte mich aber einer Verabredung mit Rosen zum Frühstück nicht entziehen, die natürlich dahin gedeutet wurde, daß die Verhandlungen noch schweben. Inzwischen eklatierte die Nachricht am Montag in der Zeitung, nachdem, wie Du weißt, 12 Tage nichts durchgesickert war, und nun stellte es sich zu meinem Erstaunen heraus, daß wirklich eine Menge Leute, selbst von der schwerindustriellen Seite, meinen Eintritt sehr gewünscht hätte, möglicherweise zum Teil nur aus Schadenfreude, zum Teil wohl aber auch ernstlich. Ich habe nichts getan, um die Sache in den Zeitungen zu dementieren; ich nehme an, daß die Gerüchte von selbst verrauchen, und hoffe, daß schon in den nächsten Tagen die endgültige Besetzung stattfindet, so daß damit jede Diskussion sich erledigt.« (Brief 713.) Aber dann entschloß er sich doch. Er nahm an, trennte binnen vierundzwanzig Stunden seine Verbindungen mit der Industrie, legte sein Amt als Präsident der A. E. G. und seine sämtlichen Aufsichtsratsstellen nieder und trat in die Regierung ein. Am 1. Juni meldete er seiner Mutter nach Karlsbad: »Über die Vorgänge der letzten Tage kann ich Dir nur mündlich erzählen. Die Dinge überstürzten sich gewaltig: *Seit Sonntag bin ich ernannt, seit gestern ins Amt eingeführt*; an zwei Kabinettsitzungen habe ich teilgenommen, morgen werde ich vermutlich im Reichstag sprechen. Es ist mir lieb, daß Du all die Aufregung hier nicht mitzumachen hattest. *Der Entschluß war schließlich doch recht schwer.*« (Brief 716.) Und drei Tage später an den Präsidenten Julius Frey: »Es war der schwerste Entschluß meines Lebens ... Nun stehe ich vor über- und unübersehbaren Problemen und Fragen. Der einzelne vermag in diesem großen Getriebe so gut wie nichts. *Es werden Mann für Mann in den Graben springen müssen, bis er überstiegen werden kann. Gleichviel: er wird nie überstiegen werden, wenn nicht einer beginnt.*« (Brief 717.) Und

im selben Sinne an Geheimrat Witting: »Ich fasse meine Aufgabe dahin auf, den Weg für die Nachfolgenden zu ebnen. *Die ersten zwei, drei Leute können nur den Weg weisen, der vierte wird es schaffen. Aber ein Anfang muß gemacht werden.*« (Brief 724.)

Der Ton klingt in diesen Äußerungen freudiger als der Inhalt, und der Ton ist wahrhaftiger als der Inhalt. Schwer wurde der Entschluß mit Recht seiner Vernunft; aber selbstverständlich war er für seine fast kindliche Liebe zu Deutschland verbunden mit dem Trieb, der letzten Endes seine ganze komplizierte Persönlichkeit beherrschte, seinem Drang nach Betätigung und Macht. Auch diesmal passen auf Rathenau, wie bei der ersten großen Erleuchtung seines Lebens, Worte seines Freundes Richard Dehmel:

»Kommt mir nicht mit Euerm Treiben,  
ich weiß kein Ziel, ich will kein Wohl!  
ich habe nur dies mein Herz im Leibe,  
das von jeher überschwoll ...  
Das Spiel der Hörner und der Geigen  
verstummte plötzlich wüst und irr:  
mitten durch den Erntereigen  
kam ein losgerissener Stier.  
Und da riß mich mein Herz vom Platze,  
und man griff nach mir vor Schreck;  
aber mit Einem Satze  
schlug ich dem Freund in die Fratze,  
stieß ich das Weibsbild weg!  
Und jetzt reit ich von Sieg zu Siegen  
bahnfrei auf meinem Stier dahin,  
*bis ich dem Schicksal erliege,  
dem ich gewachsen bin.*«

Das war seine subjektive Einstellung; aber wie stand es um die Wirkung seines Entschlusses? Hat der Eintritt Rathenaus in die Regierung etwas geändert? Seine Verhandlungs- und Verständigungspolitik war bereits in Spa von der damaligen Regierung angenommen worden, und seitdem hatte sie im Prinzip an ihr festgehalten. War also die Macht das Opfer wert, das Rathenau ihr brachte? Man stößt hier auf das Problem, welche Rolle die Persönlichkeit in der Verkettung des Geschehens spielt. Wirkt der Motor der Persönlichkeit bestimmend auf Richtung und Ablauf der Ereignisse, oder erzeugen seine Kräfte nur einen kleinen Wirbel, über den der Strom der Geschichte in majestätischer Zwangsläufigkeit hinweggeht? Ich glaube,

man kann, man muß sagen: Rathenaus Eintritt in die Regierung hat grundlegend die Lage für Deutschland anders gestaltet. Was sich änderte, war, daß ein Wille und Ideen hinter die Verständigungs-Politik traten, die seit Spa ohne festen Willen und ohne fruchtbare Ideen geführt worden war. Zum erstenmal fühlte man auf der Gegenseite, daß ein Mann von Format, ein zäher und gedankenreicher Mann diese Politik in die Hand nahm; und auf deutscher Seite gewann sie erst jetzt, da sie aktiv und intelligent wurde, eine greifbare Gestalt; auch allerdings eine angreifbare, denn sie bot ihren Gegnern von jetzt an eine Persönlichkeit und positive Vorschläge als Zielscheiben.

Rathenau verlor keine Zeit. Schon wenige Tage nach seinem Amtsantritt fuhr er nach Wiesbaden, traf sich dort mit Loucheur und leitete Verhandlungen ein für eine tatkräftige Beteiligung Deutschlands am Wiederaufbau der verwüsteten Gebiete Nordfrankreichs durch direkte Sachlieferungen an die Geschädigten. Am Abend seiner Abreise nach Wiesbaden schreibt er an die Freundin:

»11.6.1921.

So wie es ist, ist es recht. Glauben Sie wirklich, daß ich Sie in diesen Taumelkreis ziehen wollte, von dem ich kaum selbst weiß, ob ich ihn ertrage?

Daß Sie mir so zur Seite sind, da zur Seite sind, wo ein inneres Gesetz wirkt, davon sind diese schneeweißen Nelken Zeuge und der wundervolle Brief, der sie begleitete.

Sie wissen nicht, in welcher Stunde dieser Brief mich trifft und mir Kraft gibt. Es ist Sonnabendabend halb neun, und noch heute habe ich einen schweren Gang anzutreten, auf den ich nichts mitnehme als Ihr Wort und Gefühl. Nicht morgen werde ich Sie wiedersehen, doch hoffe ich, in den nächsten Tagen. Vielleicht finden Sie mich müder und enttäuschter als das letztmal, und dennoch der Freiheit näher.

Vor einer Stunde im Kreis der Menschen und der Arbeit war ich ganz allein. Jetzt, wo ich ganz in Sorgen versinken wollte, fühle ich Ihre Hand und Ihren Hauch. Wollen Sie es wagen, da zu zweifeln, wo das wahre Leben ist?

Ich grüße Sie mit herzlicher Dankbarkeit

W.«

In seiner ersten Rede vor dem Reichstage am 2. Juni hatte er gesagt: » *Ich bin eingetreten in ein Kabinett der Erfüllung. Wir müssen Wege finden, uns mit der Welt wieder*

*zusammenzubringen.*« Als gangbarste Brücke über den Abgrund, der sich um Deutschland aufgetan hatte, erschien ihm der Wiederaufbau der verwüsteten nordfranzösischen Gebiete: Weil hier das deutsche und das französische Volk gemeinsam ein großes Werk vollbringen konnten. Weil dieses Werk notwendig war, »denn es besteht diese Wunde am Körper Europas. Nicht früher wird der Friede in die Welt kommen, als bis diese Wunde sich geschlossen hat.« (Reichstagsrede.) Weil Deutschland durch eine so gewaltige Leistung seinen guten Willen, der ihm abgesprochen wurde, und seine ungebrochene Schaffenskraft beweisen konnte. Schließlich weil es im Interesse der deutschen Währung dringend war, die Goldzahlungen durch Sachlieferungen und Arbeitsleistungen für die Alliierten zu ersetzen: schon die Zahlung der ersten Goldmilliarde am 31. August hatte den Dollar von 60 auf 100 Mark hinaufgetrieben; weitere Goldzahlungen in derselben Größenordnung eröffneten die sichere Aussicht auf eine Markkatastrophe.

Am 6. und 7. Oktober wurde auf Grund von Rathenaus Verhandlungen mit Loucheur das »*Wiesbadener Abkommen*« gezeichnet. Es errichtete eine *deutsche Körperschaft privaten Charakters, die unter Ausschaltung der beiden Regierungen Lieferungen an die französischen Kriegsgeschädigten übernehmen sollte. An die Stelle eines Teiles der Goldzahlungen traten Sachlieferungen*, und an Stelle des umständlichen Weges über die beiden Regierungen eine *direkte Verbindung zwischen französischen Bestellern und deutschen Produzenten*. Die französischen Kriegsgeschädigten sollten in viereinhalb Jahren Sachlieferungen bis zum Wert von sieben Milliarden Goldmark anfordern dürfen; die deutschen Lieferanten von der deutschen Regierung in deutscher Währung entschädigt werden. Wenn der Plan sich als durchführbar erwies, sollte er den Wiederaufbau, aber auch den Handelsverkehr zwischen beiden Ländern in schnellen Fluß bringen, die Stimmung verbessern, die Atmosphäre für weitere Verhandlungen und Verständigungen schaffen, die Mark vor weiterem Verfall sichern; wenn er aber undurchführbar war, weil Frankreich eine so große Warenmenge nicht aufnehmen konnte, dann war durch ein praktisches Experiment bewiesen, daß die von Deutschland einzutreibende Kriegsentschädigung nicht nur an der Leistungsfähigkeit Deutschlands, sondern auch an der Aufnahmefähigkeit der Alliierten eine Grenze hatte. Rathenau wird damit gerechnet haben, daß er durch das Wiesbadener Abkommen beide Ziele erreichen würde: indem zwar erhebliche Bruchteile der vorgesehenen Sachlieferungen abgenommen und dadurch Wiederaufbau und Handelsverkehr gefördert würden; daß aber die Übersättigung Frankreichs diesem selbst und aller Welt die Unerfüllbarkeit der übertriebenen alliierten Erwartungen beweisen würde. In der Praxis erwies sich das Abkommen als fast völlig undurchführbar: es scheiterte an dem begreiflichen Widerstand der französischen Industriellen, für die das Wiederaufbaugebiet der zu jener Zeit ertragsreichste Absatzmarkt war: statt der in Aussicht genommenen Milliardenwerte hat Frankreich im Jahre 1922 nur für 19 Millionen Goldmark

Sachlieferungen angefordert und erhalten! Aber nicht nur das Wiesbadener Abkommen, sondern auch der Londoner Zahlungsplan waren dadurch als praktisch nicht durchführbar erwiesen, weil Deutschland die ihm auferlegten Zahlungen in Geld nicht leisten und, wie sich jetzt zeigte, auch in Waren nicht absetzen konnte, da die alliierten Länder außerstande waren, Sachlieferungen im geplanten Umfange von Deutschland ohne schwere Schädigung ihrer eigenen Wirtschaft anzunehmen. (Vgl. Bergmann a. a. O. S. 126.) Trotzdem erhob sich in Deutschland gegen Rathenau ein Sturm, weil die im Abkommen auf dem Papier zugesagten Sachlieferungen die Forderungen, die Frankreich aus dem Londoner Ultimatum zustanden, übertrafen. Der volksparteiliche Abgeordnete von Rheinbaben sagt in seinem Buch »Von Versailles zur Freiheit«, daß dieser Sturm »rückblickend nur Erstaunen hervorrufen kann und in erster Linie mit parteipolitischer Gegnerschaft zu erklären ist.« (A. a. O. S. 47.) In Wirklichkeit schürten den Widerstand gewisse Kreise der deutschen Industrie, die, wie Rathenaus Gehilfe Legationsrat Simon sagt, »sich dagegen sträubten, daß sie nun für Reparationslieferungen statt mit wertbeständigen Devisen mit der verfallenden Mark bezahlt werden sollten.« (H. F. Simon, »Reparation und Wiederaufbau S. 128.) Aber für beide, für Deutschland ebenso wie für Frankreich, war es ein Unglück, daß das Abkommen sich in so geringem Umfange auswirkte; viel Unheil wäre verhindert worden: der Ruhreinbruch, die Mark- und Frank-Katastrophe, die Verarmung des deutschen und französischen Mittelstandes.

Vierzehn Tage nach der Unterzeichnung des Wiesbadener Abkommens, am 20. Oktober 1921, sprach der Völkerbunds-Rat auf Grund einer sehr anfechtbaren Auslegung des Versailler Vertrages den wertvollsten Teil Oberschlesiens Polen zu. Zum Protest zog die Demokratische Partei ihre Minister aus dem Kabinett zurück: Rathenau mußte gegen seinen Wunsch und ohne erkennbaren Vorteil für Deutschland zurücktreten.

Am 15. Januar und 15. Februar sollte Deutschland nach dem Londoner Zahlungsplan weitere Goldzahlungen leisten. Schon im Herbst wurde offenbar, daß die volle Summe nicht aufzubringen sein werde. Der Versuch, eine Anleihe von einer Milliarde Goldmark in London aufzunehmen, schlug fehl. Der Gouverneur der Bank von England antwortete auf das Gesuch der deutschen Regierung, daß im Hinblick auf Deutschlands weitergehende Verpflichtungen aus dem Londoner Zahlungsplan »weder eine langfristige deutsche Anleihe, noch ein kurzfristiger Bankkredit aufgenommen werden könne.« (Bergmann a. a. O. S. 133.) Daraufhin zeigte der Reichskanzler am 14. Dezember 1921 der Reparationskommission an, daß es Deutschland unmöglich sei, den Gesamtbetrag der am 15. Januar und 15. Februar fälligen Zahlungen zu beschaffen: es würden höchstens 150 bis 200 Millionen zur Verfügung stehen; Deutschland sei daher genötigt, für diejenigen Beträge, die am 15. Januar und 15. Februar nicht beschafft werden könnten, einen *Zahlungsaufschub* zu erbitten. Die Reparations-Kommission antwortete sehr unwirsch, daß sie mit Befremden von der Note des Reichskanzlers

Kenntnis genommen habe und den Antrag auf Zahlungsaufschub so lange nicht berücksichtigen könne, bis er nicht im einzelnen begründet sei. In ihrer Bedrängnis *bat die deutsche Regierung Rathenau, nach London zu fahren, um für Deutschlands Lage dort beim englischen Ministerpräsidenten Lloyd George und den Finanzleuten der City Verständnis zu erwecken.*

Ob Rathenaus Reise im Hinblick auf ihren unmittelbaren Zweck, dem Zahlungsaufschub, politisch klug war, kann fraglich erscheinen. Bergmann kritisiert sie; er meint, Rathenau habe übersehen, »daß gerade die Verhandlungen mit einer einzelnen alliierten Macht um so heftigeren Protest bei den anderen Alliierten auslösen und daher der deutschen Sache schaden würden«. (Bergmann a. a. O. S. 134.) Das ist, wenn man nur den Zahlungsaufschub ins Auge faßt, richtig. Richtig ist auch, daß die deutsche Nachkriegspolitik zu oft der trügerischen Hoffnung nachgelaufen ist, England bei einer akuten Krisis gegen Frankreich ausspielen zu können. Zum Teil lag das an der Persönlichkeit des englischen Botschafters in Berlin, *Lord D'Abernon*, dem kein französischer Gegenspieler von gleicher Weltklugheit, Phantasie, Initiative, Zähigkeit, von gleichem Format gegenüberstand; zum Teil an einer unklaren Vorstellung von den Beziehungen zwischen Frankreich und England. In jeder akuten Krisis hatte Frankreich seine geographische Lage, die größte Armee und Luftflotte der Welt, und die noch von der Kriegspropaganda beherrschte öffentliche Meinung in England hinter sich; England dagegen gegen Frankreich als einzige Waffe bestenfalls nur den langsam wirkenden, für eine rasche Entscheidung unbrauchbaren Druck des englischen Geldmarktes auf die französische Währung und der englischen Schuldforderungen auf die französischen Finanzen. Im Ruhrkampf hat England diesen Druck spielen lassen, weil seine eigenen Interessen bedroht waren und die öffentliche Meinung gegen Frankreich umschlug; und damals hat er auch gewirkt und zum Scheitern von Poincarés Rheinpolitik beigetragen, weil der Kampf sich lange hinzog und der City Zeit gab, ihren Aufmarsch zu vollziehen. Die letzten Zweifel an Poincarés Absicht, England vor eine Tatsache zu stellen, die seine lebenswichtigsten, wirtschaftlichen und politischen Interessen bedroht hätte, zerstreute der von einem englischen Journalisten im »Manchester Guardian« veröffentlichte *Geheimbericht des französischen Senators Dariac an Poincaré vom 28. Mai 1922* über die Mittel und Wege, die Rheinlande und das Ruhrgebiet von Deutschland loszulösen und an Frankreich anzugliedern. Übersetzt Berlin 1923. Zentralvertrag. In diesem Lichte bekam auch die von Frankreich bezahlte separatistische Bewegung für die englische öffentliche Meinung ein beunruhigendes Gesicht.. Ein Zahlungsaufschub für Deutschland im Dezember 1921 war aber kein lebenswichtiges englisches Interesse und mußte, wenn überhaupt, dann binnen kürzester Frist Frankreichs Zustimmung erhalten. Daher wird auch Rathenau kaum gehofft haben, ihn mit Englands Hilfe gegen Frankreich zu erzwingen. Aber er erblickte eine Gelegenheit, eine Bresche in die Mauer von Haß und Mißtrauen, die Deutschland umgab, zu schlagen, indem er wenigstens die englischen

Staatsmänner und Finanzleute unter vier Augen über Deutschlands wahre Lage und Absichten aufklärte; und diese Gelegenheit ergriff er, trotzdem vermutlich auch ihm gleich die von Bergmann geäußerten Bedenken gekommen sind.

Überhaupt ist der Grundzug von Rathenaus Außenpolitik, daß sie als *Hauptziel* die Beseitigung des Mißtrauens und Hasses verfolgte, um *Verhandlungen auf sachlicher Grundlage* möglich zu machen, weil er von sachlich geführten Verhandlungen den sicheren Wiederaufstieg Deutschlands auf Grund seines natürlichen Schwergewichts erwartete. Er erkannte, daß der deutschen Außenpolitik nach dem Zusammenbruch als einziges Mittel Fleiß und Intelligenz des deutschen Volkes geblieben waren, und zog daraus die Folgerungen: er unternahm es, auf sie allein eine Politik aufzubauen; er vertraute auf die Arbeitskraft und Tüchtigkeit des deutschen Volkes wie Friedrich auf seine Bataillone. Diesem auf lange Sicht eingestellten Operationsplan opferte er, oft widerstrebend, aber schließlich doch jedesmal mit festem Entschluß, taktische Erfolge, selbst wo es sich um greifbare und wichtige Vorteile handelte, weil sie ihm später, wenn er seinem Hauptziele näher kam, doch wieder zufallen mußten. Wie richtig sein Hauptziel gewählt und sein Operationsplan angelegt war, hat sich seither erwiesen: jeder Schritt vorwärts, der Deutschlands Lage erleichterte, ist auf dem von Rathenau vorgezeichneten Wege erfolgt, auf dem Wege, der wenn, auch unter schmerzlichen Opfern, von Etappe zu Etappe das Mißtrauen der Gegner abbaut und Fragen verhandlungsreif macht.

*Aber diesem Rathenauschen Plan stand der Plan von Poincaré feindlich gegenüber, der im Gegenteil Reste der Kriegspsychose benutzen wollte, um das von Wilson in Versailles durchkreuzte Ziel, die französische Rheingrenze und die Zertrümmerung der deutschen Einheit nachträglich zu erreichen.* Ob Poincaré selbst diesen Plan erfunden oder bei eigener innerer Unsicherheit vom Leiter der politischen Abteilung im französischen Außenministerium, dem früheren französischen Botschafter in Petersburg, Paléologue, in Ermangelung eines besseren übernommen hat, ist schwer festzustellen. Auch wäre es unrichtig und ungerecht, diesen Plan schlechthin den französischen zu nennen, denn in Frankreich widerstrebten ihm schon seit Versailles große und einflußreiche Kreise, deren Wortführer nicht bloß Pazifisten oder Sozialisten, sondern auch Männer wie Loucheur, Briand, François-Poncet und der Vertreter der Garantiekomités in Berlin, Haguenin, waren; aber die französische Politik hat doch bis nach dem Zusammenbruch des Ruhr-Abenteuers zäh an dieser Konzeption festgehalten und daher offen oder versteckt Rathenaus Bemühungen, so lange er lebte, jedesmal zu sabotieren versucht. Gescheitert ist sie schließlich in Locarno nur an der *größeren realpolitischen Kraft* der Rathenauschen, von Stresemann übernommenen und fortgeführten pazifistischen Konzeption.

Rathenaus Besprechungen mit Lloyd George und den City-Leuten führten zu einem

Versprechen von Lloyd George, eine Herabminderung der deutschen Goldzahlungen im Jahre 1922 auf 500 Millionen zu befürworten. Darüber hinaus aber noch zu einem Plan, *Rußland durch ein Konsortium aus den Westmächten, Deutschland und Rußland wiederaufzubauen. Ferner sollten die interalliierten Kriegsschulden in Europa ausgeglichen, und England, Belgien, Frankreich, eventuell unter Hinzuziehung Deutschlands, einen großen Friedenspakt in bezug auf den Rhein schließen: erstes Auftauchen der Idee von Locarno!* (H. F. Simon a. a. O. S. 119.)

Im Anschluß an Rathenaus Besuch fanden am 18. Dezember 1921 französisch-englische Besprechungen auf dem Landsitz des englischen Premierministers, *Chequers*, statt, bei denen » *aus dieser großen Konzeption heraus der Entschluß zur Zusammenkunft in Cannes gefunden wurde, wo die Brücke zu einem gesamteuropäischen Wirtschaftskongreß gesucht werden sollte.*« (H. F. Simon a. a. O. S. 119.) Diese Wirtschaftskonferenz wurde von den fünf alliierten Hauptmächten schon in *Chequers* beschlossen und zum nächsten Frühjahr nach *Genua* eingeladen.

Anfang Januar trat in *Cannes* der Oberste Rat der Alliierten zusammen. Deutschland war auf Anregung von Lloyd George eingeladen, als Gast an den Reparationsberatungen teilzunehmen. »Eine kleine deutsche Delegation«, erzählt Bergmann (a. a. O. S. 146ff.), »unter Führung von Dr. Rathenau traf am 11. Januar 1922 in Cannes ein. Dr. Rathenau und ich wurden sofort zu einer ganz vertraulichen Besprechung nach der in der Nähe von Cannes gelegenen Villa des Broussailles gebeten, wo wir die Minister *Loucheur* und *Sir Robert Horne* antrafen. Beide machten uns auf den Ernst der Lage aufmerksam. Die innerpolitische Lage in Frankreich sei sehr bedenklich. Das französische Kabinett werde, wenn es Deutschland in dem in London besprochenen Sinne entgegenkäme, schweren Erschütterungen ausgesetzt sein. Aber die Stimmung in Cannes sei für Deutschland günstig, *nur müßten wir sofort zugreifen.* Es erscheine möglich, uns ein *einjähriges Moratorium* zu gewähren. Die Geldzahlungen von 1922 würden allerdings nicht auf fünfhundert, sondern nur auf 720 Millionen Goldmark ermäßigt werden können. Außerdem würden wir zu Sachlieferungen in Höhe von 1450 Millionen Goldmark, wovon 950 Millionen für Frankreich, verpflichtet werden. Jede Verzögerung der Annahme sei gefährlich; morgen schon könnte das französische Kabinett gestürzt sein. – Unmittelbar darauf wurden die Deutschen zur *Reparations-Kommission* gerufen, welche gleichfalls vom Obersten Rat nach Cannes entboten war. Hier verbreitete sich Rathenau in langer Rede über die Lage Deutschlands und über seine Zahlungsmöglichkeiten. Währenddessen schob mir ein Mitglied der Reparations-Kommission einen Zettel zu, auf dem stand: »Nehmen Sie schnell an, die Bedingungen sind 720 Millionen Goldmark und 1450 Millionen Sachleistungen!« – Dr. Rathenau hielt es nicht für richtig, auf diese wiederholten Fingerzeige einzugehen. Er wollte nicht mit der Reparations-Kommission, die in Cannes gleich ihm nur

Gast war, ein Abkommen treffen, sondern die Entscheidung des Obersten Rates einholen. Dabei hoffte er immer noch, die Ermäßigung der Geldzahlungen für 1922 auf 500 Millionen Goldmark durchzusetzen. Am folgenden Tage, dem 12. Januar, fand dann eine stark besuchte Sitzung des *Obersten Rates* statt, in der Dr. Rathenau eine mehrstündige großangelegte Rede hielt ... Dr. Rathenau war noch mitten in seiner Rede, als plötzlich die Nachricht kam, das Kabinett Briand sei soeben in Paris gestürzt worden.«

Die Nachricht vom Rücktritt Briands führte zu einer halbstündigen Pause. Lloyd George stellte sofort fest, daß mangels Teilnahme der französischen Regierung eine neue Situation geschaffen und der Oberste Rat beschlußunfähig geworden sei. Er forderte Rathenau aber auf, trotzdem sein Exposé zu beenden. Dieser fuhr daher in seiner Rede fort und hob am Schluß noch besonders die Bereitwilligkeit Deutschlands hervor, *nicht nur »mit seinen Leistungen bis zu den Grenzen seiner Leistungsfähigkeit zu gehen«, sondern auch, »mit den Westmächten und Rußland zusammen, Ost- und Zentral-Europa wieder aufzubauen.«*

Noch am selben Abend hatte er auf Einladung von Lloyd George eine einstündige Unterredung mit ihm in der Villa Valletta. Lloyd George nahm die Situation ernster als am Mittag, setzte auseinander, daß die Fortsetzung der Beratungen des Obersten Rates nicht möglich sei; dagegen bleibe *Genua* bestehen. Er beauftragte gleichzeitig Sir Robert Horne, die Einladung Deutschlands nach Genua durch den italienischen Minister Bonomi zu veranlassen.

Infolge des Abbruchs der Konferenz wurde wieder *die Reparations-Kommission* für den deutschen Stundungs-Antrag zuständig. Diese beschloß am 13. Januar in Cannes einen vorläufigen Zahlungsaufschub für die am 15. Januar und 15. Februar fälligen Barzahlungen; während des Zahlungsaufschubs sollte Deutschland alle zehn Tage 31 Millionen Goldmark zahlen.

Bergmann läßt deutlich erkennen, daß er Rathenaus Verhalten in Cannes nicht billigt, weil er das Angebot der Reparations-Kommission nicht sofort annahm, sondern darauf bestand, zuerst seine große Rede vor dem Obersten Rat zu halten. Praktisch war der Schaden nicht übermäßig groß; denn am 22. März setzte die Reparations-Kommission die Leistungen Deutschlands genau so fest, wie sie das von Rathenau vernachlässigte Angebot vorgesehen hatte: 720 Millionen Goldmark und 1450 Millionen Sachleistungen für 1922. (Bergmann a. a. O. S. 153.) Und so weit Schaden entstanden war, wurde er reichlich wieder gutgemacht durch die Überzeugung vom ehrlichen Erfüllungswillen des deutschen Kabinetts, die Rathenau einem Teil der Alliierten beizubringen verstand, und durch die Erhöhung seines persönlichen Ansehens, die Deutschland zugute kam. Zum ersten Male seit dem Kriege hatte ein deutscher Staatsmann zur Welt so gesprochen, daß sie ihn ernst nehmen und hinter dem durch die Kriegs- und Nachkriegs-Propaganda entstellten Bilde Deutschlands ein anderes, arbeitsames, ehrliches, friedliches, erfüllungsbereites Deutschland erblicken mußte. In der

ersten Runde des Duells zwischen Poincaré und Rathenau blieb Poincaré Sieger; aber Rathenau hatte schon in Cannes die deutsche Politik auf den Weg gehoben, der zu der wiedererlangten Großmachtstellung in Genf, zum Begräbnis von Poincarés Rheinpolitik in Lorcarno und zur Bekehrung von Poincaré selbst zu Rathenaus Verständigungspolitik in Carcassonne führte.

Wenige Tage nach Rathenaus Rückkehr trat der deutsche Außenminister Dr. Rosen zurück, ein feiner Kenner persischer Poesie, ein altroutinierter kluger Diplomat, der zu dem kleinen Kreise derjenigen gehörte, welche im Kriege Zivilcourage gezeigt hatten, jetzt aber den Zusammenstoßen mit alliierten Militär-Kommissionen physisch nicht mehr gewachsen war. Stinnes, der gefragt wurde, schlug als Nachfolger den deutschen Gesandten in Wien von Rosenberg vor; Wirth wandte sich an Rathenau, der durch seine Urheberschaft an der Erfüllungspolitik, durch die von ihm angeknüpften persönlichen Beziehungen zu Lloyd George, Loucheur und anderen führenden alliierten Staatsmännern, durch sein in Cannes erworbenes europäisches Ansehen als der am meisten Geeignete erschien. Wieder schwankte Rathenau; wieder beschwor ihn seine Mutter, abzulehnen. Schließlich nahm er an, wie er seinen ersten Ministerposten angenommen hatte, in klarer Erkenntnis der Lebensgefahr, aber unwiderstehlich getrieben von denselben Motiven, die ihn das erstemal bestimmt hatten. Seiner Mutter verheimlichte er seine Annahme noch möglichst lange; sie erfuhr sie, wie sie Etta Federn-Kohlhaas erzählt hat, aus den Zeitungen: »Als Rathenau zum Mittagbrot wie gewöhnlich zu seiner Mutter kam, saßen sich beide gegenüber und stocherten in ihrem Essen herum, bis endlich die Mutter fragte: »Walther, warum hast du mir das angetan?« Und er antwortete: »Mama, ich mußte es ja, weil sie keinen anderen gefunden haben.« (A. a. O. S. 233.)

Am Vorabend hatte er an die Freundin geschrieben:

»31. 1. 1922.

Schweren Herzens gedenke ich Ihrer in dieser Nachtstunde. Sie haben von F. gehört, welchen Entschluß ich am Abend fassen mußte. Mit tiefem und ernstem Zweifel stehe ich vor dieser Aufgabe. Was vermag ein einzelner gegen diese erstarrte Welt, mit Feinden im Rücken, im Bewußtsein seiner Grenzen und Schwächen? Ich will allen guten Willen daran setzen, und wenn er nicht ausreicht, so werden Sie mich nicht mit den andern verlassen.

Ihr W.«

Die Art, wie Rathenau plötzlich und heimlich über Nacht gegen den Wunsch einflußreicher

industrieller Kreise ernannt worden war, erweckte eine starke Mißstimmung. Auch mißtraute man ihm bis in die Kreise seiner nächsten politischen Freunde. Von seinen Feinden wurde er mit Schmä- und Drohbriefen überschüttet. Er alterte in diesen Wochen vor Genua zusehends. Verständnis fand er für seine Außenpolitik nur bei einem verschwindend kleinen Kreise, zu dem allerdings der Reichskanzler Wirth gehörte. Trotzdem machte er sich ans Werk, die deutsche Außenpolitik systematisch in seinem Sinne umzustellen, »Es handle sich darum,« sagte er mir, »der ganzen Maschine des Amtes eine Drehung zu geben, und das sei eine übermenschliche Arbeit. Nachdem acht Jahre lang die deutsche Außenpolitik ganz passiv gewesen sei, gehe es darum, sie langsam wieder aktiv zu machen, jeden Tag ein Eisen ins Feuer zu schieben.«

Als schwerstes Hindernis empfand er »den Gegensatz, in dem sich jede vernünftige Außenpolitik in Deutschland heute mit der Volksstimmung bewegen müsse.« Poincaré, der anstelle von Briand französischer Ministerpräsident geworden war, verstärkte pflegsam dieses Hindernis, indem er die Volksstimmung durch eine fortlaufende Reihe berechneter Unfreundlichkeiten und neuer Forderungen immer mehr reizte; das gehörte mit zu seinem Operationsplan. Der Chef der Interalliierten Militär-Kommissionen, General Nollet, der sich bis dahin als Pazifisten bezeichnet hatte, mußte nach Poincarés Amtsantritt eine Wendung vornehmen und noch schärfere Seiten aufziehen wie bisher. »Die Auswirkung von Poincarés Politik«, sagte Rathenau in einer Reichstagsrede Ende März, »... zeigte sich zunächst in einem Hagel von Noten, die seitens der Interalliierten Militär-Kommissionen auf uns herniederprasselten. Ich habe zählen lassen, daß wir im Laufe von etwa zwei Monaten *hundert* dieser Noten zur Beantwortung bekamen. Sie können sich denken, daß es geradezu einer Lahmlegung der Behörden gleichkommt, wenn sie gezwungen sind, täglich und nächtlich an der Beantwortung dieser Schriftstücke zu arbeiten.« (Reden S. 378.) Auch knüpfte Poincaré Verbindungen mit Stinnes an, vermutlich in der Hoffnung, den Gegensatz zwischen Stinnes und Rathenau für seine Zwecke nutzbar zu machen. Sogar mit Radek, der für ihn der Teufel war, suchte er Beziehungen, um eine Annäherung Rußlands an Deutschland zu hintertreiben. Französischen Verständigungspolitikern gegenüber hüllte er sich in ein geheimnisvolles Schweigen oder tat so, als ob er seine Politik nur aus Ängstlichkeit betreibe und auch anders könne; einer von diesen in hoher offizieller Stellung sagte mir nach einem Besuch bei ihm kurz vor Genua in tragikomischer Erregung: Poincaré wisse, daß mit Gewalt nichts zu erreichen sei; aber er sei » *un monstre de lâcheté* « (»ein Ungeheuer von Feigheit«). Inzwischen wurde das Volk in Frankreich künstlich immer mehr an die Idee der Gewalt gegen Deutschland gewöhnt; und diese französische öffentliche Meinung dann dazu benutzt, um wiederum in Deutschland die Stimmung aufzupeitschen. Am 21. März antwortete die Reparations-Kommission auf das deutsche Gesuch um einen Zahlungsaufschub in einer Note,

deren Ton und Inhalt provokatorisch wirken mußten. Das Kabinett Wirth-Rathenau erwiderte ablehnend, und es kam so weit, daß selbst Rathenau begann, die Nerven zu verlieren. Die Reichstagsrede, in der er zu der Note Stellung nahm, zeigt kaum verhüllt seine Verärgerung und Enttäuschung.

Am Vorabend seiner Abreise nach Genua schreibt er an die kranke Freundin:

»In später Stunde, todmüde von den Tagen und betrübt von Ihrem Brief drücke ich Ihnen die Hand. Sie haben glauben können, daß ich nicht mit Ihnen leide, weil ich versuchte, Sie diese Minuten über das Leiden hinwegzuführen! Vielleicht konnte ich es dennoch nicht, weil ich selbst litt und leide. Diese Zeit, die Sie die höchste meines Lebens nennen, ist die schwerste, und nichts als ein Abschied. Ich weiß, daß es den Bruch eines Lebens bedeutet, was ich vornehmen muß, ob ich will oder nicht. Denn wer auch nur einen Augenblick seinen Rücken unter diese Last beugt, wird zermalmt. Kehre ich heim, so wird sich alles auf mich stürzen.

Denn jede eherne Tat den Nötigen wende,

Nur unsereiner ist's, der sie vollende,

In der man uns in ehrner Wirrsal ruft

Und dann uns steinigt: Fluch dem, was ihr schuft.

Auf solcher Fahrt und am Abend zuvor habe ich stets in aller Stille Ihrer gedacht und manchmal ein Wort zum Zeichen und zum Gruß geschrieben. Auch heute geschieht es, und nicht minder guten, aber schwereren Herzens als sonst.

Ich fühlte Ihr Leiden zu sehr – und nicht nur das offenbare –, ich weiß und verstehe, daß Sie mir diesmal den Weg nicht erleichtern konnten. Sie hätten es getan, und vielleicht tue ich nicht genug, um Ihnen diese Stunde, die kein Abschied ist, zu erleichtern. Möchten Sie fühlen, daß ich Ihrer diese Nacht in Liebe und Treue gedenke.

W.

Dienstag-Mittwoch.«

Unter diesen Vorzeichen begann *die Konferenz von Genua*. Poincaré hatte ihr im voraus das Rückgrat gebrochen. Mit der Drohung, daß Frankreich sonst fernbleiben werde, hatte er in einer Zusammenkunft mit Lloyd George in *Boulogne* am 25. Februar endgültig durchgesetzt, daß in Genua von der Reparationsfrage nicht geredet werden dürfe. Trotzdem betrachtete er

die von Lloyd George und Loucheur inszenierte Veranstaltung mit dem äußersten Mißtrauen wie ein Komplott gegen seine Rhein-Pläne, denen sie den Boden zu entziehen drohte. Daher ging er nicht selber hin, weil er die Versammlung im Notfalle, wenn sie trotz Boulogne eine ihm nicht genehme Wendung nähme, als *deus ex machina* leichter aus der Ferne durch ein einfaches Telegramm sprengen konnte; und schickte eine Vertretung, die er über seine Ziele im Dunklen ließ und dadurch lähmte. – Lloyd George dagegen brauchte einen Erfolg, um seine Währung und seinen Handel, und auch seinen politischen Kredit, zu heben, und wünschte mit aus diesem zweiten Grunde, unter seiner Führung in Genua einen gesamteuropäischen Wiederaufbau Rußlands einzuleiten. Hinderlich war ihm die öffentliche Meinung in England, die unbesehen hinter Poincaré stand, weil sie seine Absichten nicht erkannte; ein Hauptziel von Lloyd George in Genua war daher, Poincaré zu zwingen, seine Karten aufzudecken, mit dem Hintergedanken, Handlungsfreiheit zu erlangen, um nötigenfalls die Entente zu lösen. – So stand die Konferenz von vornherein unter dem Zeichen eines scharfen und unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen der offiziellen französischen und der englischen Politik, der mit dem Gegensatz zwischen Rathenaus und Poincarés Politik parallel ging, ohne sich überall mit ihm zu decken. – *Italien*, in dem, nach kurzen Wirren, längst wieder Ordnung und Ruhe herrschten, und das als erstes von den früher kriegführenden Völkern die Kriegssychose vollkommen überwunden hatte, wünschte als Gastgeber und aus Prestige-gründen unter allen Umständen einen Mißerfolg der Konferenz zu verhüten.

Die beiden anderen Prominenten, *Deutschland* und *Rußland*, mußten innerhalb dieses Gegensatzes operieren. Die *Russen* wollten drei Dinge, die nicht leicht zu vereinigen waren: eine Anleihe für ihre Regierung, eine Minderung des Druckes von außen auf ihren Staat und eine Plattform für ihre weltrevolutionäre Propaganda. *Deutschland* schützte in Genua den Rhein, suchte, wieder gleichberechtigt an den Verhandlungstisch der Großmächte zu kommen, und wollte eine Entgiftung der europäischen Atmosphäre und den Wiederaufbau Europas mit Einschluß von Rußland als Vorbedingung seines eigenen wirtschaftlichen und politischen Wiederaufstiegs. Für Deutschland bedeutete Genua außerdem die erste große Probe, ob und wie sich seine neue Außenpolitik in das Netz der europäischen Beziehungen einfügen und als Schutz gegen die Poincaréschen Pläne bewähren werde. So waren die Karten verteilt; das Spiel konnte beginnen.

Die Konferenz wurde am 10. *April* eröffnet: eine Veranstaltung, wie sie die Welt seit dem Berliner Kongreß nicht gesehen hatte. Unter dem Vorsitz des italienischen Ministerpräsidenten Facta, des letzten parlamentarischen italienischen Kabinettschefs vor Mussolini, versammelten sich zum Wiederaufbau der Weltwirtschaft, oder in Wahrheit zur Beendigung des Krieges, alle leitenden Politiker Europas: Zentralmächte, Alliierte, Russen, Neutrale; nur Poincaré war wie die böse Hexe in »Dornröschen« nicht erschienen. Die mächtigsten

Bankiers und Unternehmer, die einflußreichsten Arbeiterführer, die bekanntesten Journalisten aus allen Erdteilen kamen als Zuschauer oder Sachverständige; Wall Street und Fleet Street, Downing Street und Wilhelmstraße flossen im Engpaß der Via Garibaldi, zwischen den hohen Palastmauern von Genua, in eins zusammen: ein ökumenisches Konzil, den im Mittelalter von der Kirche zur Rettung der Christenheit zusammenberufenen vergleichbar. Allgemein war die Furcht, daß, wenn Genua mißlinge, eine Katastrophe bevorstünde.

Schon die erste Vollsitzung enthüllte den englisch-französischen Gegensatz und die Isolierung der fern von Poincaré gestrandeten französischen Vertretung; allerdings nur in der Form eines Satyrspiels, das dieses Mal dem Drama vorausging. Die unter Teilnahme der Geistlichkeit mit großem Pomp umgebene Eröffnungs-Feierlichkeit in einem niedrig am Hafen gelegenen, gruffartig hell-dunklen Renaissancesaal, in dem immer Licht brennen mußte, glich zuerst einer Beisetzung. Facta, Lloyd George, Wirth und die Vertretung von Poincaré, sein Justizminister Barthou, verlasen die ihnen von ihren Bureaus zurechtgemachten Gemeinplätze. Die Versammlung wartete gespannt auf eine angekündigte Sensation. Und in der Tat, sie blieb nicht aus. Gleich nach Barthou erhob sich vor einem Kardinal, der ganz in Rot gekleidet in einem Sessel hinter ihm Platz genommen hatte, der Sowjet-Außenkommissar Tschitscherin, und aus der Trauerfeier wurde rasch eine großangelegte politische Komödie. Auch Tschitscherin las, und da seine französische Aussprache sehr persönlich ist, mußten sich die Zuhörer erst in sie einfühlen; viele dachten, er spräche Russisch. Aber dann wurden einzelne Worte, später ganze Sätze verständlich. Er verkündigte den ernstesten Willen der Russen, am Wiederaufbau der Welt mitzuwirken, hoffte, daß Genua nur der erste einer fortlaufenden Reihe von europäischen Wirtschaftskongressen sein möge, erwartete, daß ein universeller, nicht bloß europäischer Kongreß, an dem alle Völker der Erde teilnehmen würden, den Wiederaufbau der Welt vollenden würde, und kam dann in Worten, die er deutlich und fast ohne Akzent sprach, auf die *Abrüstung*: Rußland sei bereit, die Rote Armee abzubauen, sobald die anderen Völker auch abrüsteten. Es verpflichtete sich dazu feierlich! – Schon seit Tagen hieß es, daß Lloyd George die Russen zur Aufrollung der Abrüstungsfrage ermuntert habe: eine Woche vorher hatte mir ein englischer Politiker in hoher amtlicher Stellung, ein Freund von Lloyd George, gesagt, daß dieser sich von der Aufrollung der Abrüstungsfrage in Genua durch die Russen viel verspreche. Trotzdem wirkte die Rede Tschitscherins wie eine Überraschung; es schien nicht unmöglich, daß sie die Konferenz sprengen werde. Nachdem er sie französisch beendet hatte, las er sie zum zweitenmal englisch: wieder mit besonderem Nachdruck die Stelle über die Abrüstung. Dann sprang Barthou auf: in großer und steigender Erregung, mit der kunstvoll leidenschaftlichen Rhetorik eines gewiegten Pariser Schwurgerichtsadвокaten, legte er Protest ein gegen jede Erörterung der Abrüstung in Genua »in seinem Namen, im Namen der französischen Delegation, im Namen Frankreichs!« Sein Pathos wirkte nur

wenig; der größere Teil der Versammlung blieb ungerührt. Kaum hatte Barthou ausgedeutet, war Tschitscherin schon wieder auf den Beinen und antwortete geschickt und boshaft: »Die russische Regierung sei zu ihrem Versprechen, unter gewissen Bedingungen abzurüsten, durch eine Rede des Herrn Briand in Washington angeregt worden, in der er als das Haupthindernis einer französischen Abrüstung die russische Rote Armee genannt habe; sie habe deshalb gehofft, daß sie Frankreich und der Welt einen Dienst erweisen würde, wenn sie dieses Hindernis durch eine bindende Erklärung hier in Genua forträume. Im übrigen werde sich die russische Delegation der Entscheidung der Konferenz beugen, falls diese wünsche, die Frage der Abrüstung auszuschließen.« Man lachte und einige klatschten. Jetzt meldete sich Lloyd George zum Worte. Obwohl hinter dem Vorschlag der Russen er selbst steckte, ließ er sie sanft fallen, goß mit Humor Öl auf die bewegten Wogen, erklärte dann aber doch, » daß Genua nach seiner Ansicht ein Mißerfolg sein werde, wenn es nicht zur Abrüstung führe. Im übrigen sei der Völkerbund mit der Frage der Abrüstung befaßt, und diesem wolle Herr Barthou gewiß kein Hindernis bei seiner Tätigkeit in den Weg legen. Er beschwöre daher Herrn Tschitscherin, zunächst die Abrüstungsfrage aus dem Spiel zu lassen, um nicht das schwer beladene Schiff der Genueser Konferenz zum Sinken zu bringen. Denn wenn dieses Schiff untergehe, könne Herr Tschitscherin selbst mit ertrinken.« Das alles im Plauderton und wie aus dem Großvaterstuhl gesprochen! Ein Sturm des Beifalls ging durch den Saal, minutenlang klatschten Delegierte, Sachverständige, Journalisten, Zuhörer; nur die französische Delegation mußte in qualvoller Vereinsamung still sitzen. Barthou, offenbar in höchster Erregung, versuchte noch einmal zu Worte zu kommen, wurde vom Präsidenten Facta unterbrochen, dann barsch zum Schweigen aufgefordert, schließlich fast gewaltsam am Reden gehindert, indem ihm kurzerhand das Wort entzogen wurde mit der Begründung, die Frage, über die er rede, sei längst erledigt. Der Tag endete mit der aller Welt sichtbar gemachten Isolierung der Franzosen und dem von Lloyd George gesuchten Triumph, der ihn zum Mittelpunkt und König der Konferenz erhob.

Am nächsten Tage maßen sich zum erstenmal die französische und die deutsche Position aneinander. Unterkommissionen wurden gebildet. Die fünf »einladenden Mächte«, das heißt die vier Großmächte und Belgien, beanspruchten als ihr Recht Sitz und Stimme in *jeder* Unterkommission. Italien und England schlugen vor, das gleiche Recht auch Deutschland und Rußland einzuräumen; Frankreich widersprach, es wollte Deutschland und Rußland den Kleinstaaten gleichstellen: sie sollten sich zur Wahl stellen, nicht von Rechts wegen Mitglieder werden. Bei der Abstimmung blieben die Franzosen allein; auch Polen stimmte gegen sie. Aber Barthou gab sich nicht besiegt; am nächsten Tage versuchte er, auf telegraphischem Befehl von Poincaré, noch einmal, den französischen Standpunkt durchzusetzen, indem er ihn mit der am 10. April eingelaufenen ablehnenden Antwort der deutschen Regierung auf die

Note der Reparations-Kommission vom 21. März begründete: wieder erfolglos. Der Widerstand Poincarés war begreiflich; denn die Entscheidung war von großer, grundlegender politischer Bedeutung: *sie reihte Deutschland und Rußland de facto wieder als Großmächte in das europäische Konzert ein und schuf, wie gleich damals hervorgehoben wurde, ein Präjudiz für die Aufnahme beider Länder in den Rat des Völkerbundes als ständige Mitglieder.* Es war vielleicht der wertvollste moralische Erfolg, den Deutschland aus Genua zurückbrachte. Zu danken war er ohne Zweifel dem internationalen Ansehen, das Wirth und Rathenau sich erworben hatten.

Trotz Poincaré suchte Rathenau *auch mit Frankreich* Fäden anzuknüpfen. Gleich am ersten Tage der Konferenz beauftragte er mich, sobald wie möglich eine Zusammenkunft zwischen dem Staatssekretär Bergmann und dem Chef der Handels-Abteilung im französischen Auswärtigen Amt, Seydoux, in die Wege zu leiten; er selbst wolle sich zunächst einmal noch zurückhalten. Seydoux gehörte zu den nicht wenigen Franzosen in hohen Stellungen, die hinter der Poincaréschen Fassade an einer Verständigung mit Deutschland arbeiteten; trotz eines schweren körperlichen Leidens mit viel Zähigkeit und eigenen guten Einfällen. Auf diesem Umwege wollte Rathenau trotz Boulogne zur Besprechung der Reparationsfrage in Genua, allerdings nicht im offiziellen Rahmen der Konferenz, aber parallel mit ihr gelangen; und Seydoux entzog sich dem nicht. Bergmann sagt in seinem Buch (A. a. O. S. 159): »Ein einwandfreier Anlaß dazu war gegeben. Am 4. April 1922 hatte die Reparations-Kommission beschlossen, ein *Komitee von Sachverständigen* zu berufen, um die Frage zu prüfen, *unter welchen Bedingungen die deutsche Regierung Anleihen im Auslande aufnehmen könne, deren Erlös zur teilweisen Tilgung der deutschen Reparationsschuld verwendet werden solle.*« Hier knüpfte Bergmann an: schon am 12. April fand die erste Besprechung statt. Bergmann wollte eine Anleihe von vier Milliarden Goldmark aufnehmen, mit dieser vier Jahreszahlungen der Reparationsschuld sofort begleichen und in der vierjährigen Atempause, die dadurch für Deutschland geschaffen worden wäre, eine endgültige Regelung der Reparationsfrage vorbereiten. Der Plan wurde auch von Seydoux und anderen einflußreichen Franzosen in Genua gebilligt; allerdings mit dem Vorbehalt, daß es zweifelhaft sei, wie Poincaré sich zu ihm stellen werde. Mit Recht meinte der in Genua anwesende Chefredakteur des »Petit Parisien«, Philippe Milliet, der in den Plan eingeweiht war und auf dieser Grundlage ein deutsch-französisch-englisches Bündnis anstrebte, diese Besprechungen zwischen Bergmann und Seydoux seien wichtiger als die ganzen Konferenzverhandlungen, weil sie den europäischen Wiederaufbau, den die Konferenz infolge von Boulogne nur theoretisch erörtern konnte, praktisch anpackten. Sie nahmen auch einen günstigen Fortgang und wurden nur infolge des Rapallo-Vertrages abgebrochen.

Um den *Rapallo-Vertrag* haben sich vom ersten Tage an Legenden gewoben. Man hat in ihn ein deutsch-russisches Militärbündnis hineingeheimnist und seine Unterzeichnung gerade in Genua als eine gewollte Herausforderung gedeutet. Beides war falsch. Sein Inhalt ging weder schriftlich noch mündlich über den harmlosen, sofort veröffentlichten Text hinaus. Daß gerade Rathenau, der nichts von Rüstungen hielt, eine geheime Militärkonvention abgeschlossen haben sollte, war eine besonders haltlose, ja komische Unterstellung. Der Vertrag war nichts weiter als was er zu sein vorgab: *ein Friedensvertrag*, der erste Vertrag seit dem Kriege, der darauf ausging, einen wirklichen Friedenszustand zwischen zwei durch den Krieg miteinander entzweiten Völkern herzustellen. Vielleicht war er gerade deshalb für einen Geisteszustand, der noch von der Kriegspsychose beherrscht war, unfaßbar. Im übrigen mag seine Unterzeichnung in Genua klug oder unklug gewesen sein: der Absicht, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen, entsprang sie nicht: sie war eine fast zwangsläufige Folge von Umständen, für die die Hauptverantwortung den Alliierten zufiel.

Eine Regelung des seit dem Versailler Frieden, der den Brest-Litowsker Vertrag aufhob, vertraglosen deutsch-russischen Verhältnisses war schon lange überfällig. Sie gehörte, wie bereits dargelegt (vgl. S. 300), ganz besonders zum Programm von Rathenau. In Berlin hatten unter ihm durch den Chef der Ost-Abteilung im Auswärtigen Amt *von Maltzan* schon Vorverhandlungen mit den Russen stattgefunden; ein Vertrag war entworfen und wäre unterzeichnet worden, wenn Rathenau nicht Bedenken gehabt hätte, die Alliierten kurz vor Genua vor eine vollendete Tatsache zu stellen, die sie mißtrauisch machen konnte. Auch hemmte seinen Entschluß der mit Lloyd George besprochene großzügige Plan eines gesamteuropäischen Konsortiums, das die Regelung des Verhältnisses Europas zu Rußland in die Hand nehmen und damit eine gesamteuropäische Hilfsaktion für Rußland verbinden sollte. So eingestellt kam Rathenau nach Genua: er betrachtete es als eine seiner wichtigsten Aufgaben dort, mit den Russen und Alliierten gemeinsam einen Plan für den russischen Wiederaufbau fertigzustellen und in diesen die Regelung der deutsch-russischen Beziehungen einzugliedern. Aber diese Absicht wurde über den Haufen geworfen durch Umstände, deren Urheber letzten Endes *Herr Barthou* war. Dieser hatte sich mit seiner Niederlage in der Frage der Zulassung Deutschlands zu den Unterkommissionen nicht zufriedengegeben. Er suggerierte daher Lloyd George die Veranstaltung von »*Privatbesprechungen*« *ohne Deutschland* zwischen den Alliierten und den Russen *im Privatquartier von Lloyd George, der Villa de Albertis*. Barthou trieb dabei das Motiv, die Russen zu Reparationsforderungen gegen Deutschland zu bewegen, die dann indirekt Frankreich als Kompensation für seine russischen Vorkriegsanleihen zugeflossen wären; ein Unterfangen, das in Anwesenheit der Deutschen schwer gelingen konnte. Nebenbei wohl auch die Hoffnung, die Poincaré mißliebige Konferenz auf diesem Wege zu sabotieren. Lloyd George, der im allzu verwirrenden Spiel seiner Kreuz- und Querzüge die

Übersicht verloren zu haben scheint und ein Pflaster auf die Wunde Barthous legen wollte, ging zu seinem Unglück auf die Anregung ein.

In der ersten Sitzung der »Politischen Unterkommission«, am 11. April, hatten die Engländer als Grundlage für die Verhandlungen mit Rußland ein *Memorandum* (»*Londoner Memorandum*«) vorgeschlagen, das u. a. in Art. 6 ausdrücklich das Recht Rußlands auf Kriegsschädigung aus dem Artikel 116 des Versailler Friedensvertrages vorbehielt und in zwei weiteren Artikeln jeden Anspruch Deutschlands an Rußland ausschloß. Die Russen antworteten, daß sie erst heute von diesem Memorandum, das ohne ihr Wissen und ohne ihre Beteiligung von den interessierten alliierten Mächten aufgestellt sei, Kenntnis erhalten hätten; sie wären daher außerstande, sich sofort dazu zu äußern, und bäten um Vertagung der Versammlung bis Donnerstag. Der Antrag auf Vertagung wurde von den anwesenden am Memorandum beteiligten Mächten unterstützt und von allen angenommen. Die nächste Sitzung wurde auf Donnerstag, den 13. April vormittags einberufen und der Beschluß gefaßt, daß die Russen und die anderen Mächte erst in dieser Sitzung sich zu dem Memorandum äußern sollten.

Am gleichen Abend ( 11. April) fand eine Unterredung zwischen dem Chef der Russischen Abteilung im Foreign Office, Gregory, und dem Chef der Russischen Abteilung im Auswärtigen Amt, von Maltzan, statt, bei der Maltzan Gregory mitteilte, daß die deutsche Stellungnahme zum »Londoner Memorandum« sehr erschwert sei durch die oben erwähnten drei Artikel (Art. 6 des Memorandums und Art. 11 und 15 des Annexes 2 des Memorandums in Verbindung mit Art. 116 des Friedensvertrages). Gregory tat sehr erstaunt, er habe diesen Artikeln nicht die ihnen gegebene Tragweite beigemessen, müsse aber nach Maltzans Darstellung gestehen, daß der Wortlaut der Artikel allerdings diese Tragweite zulasse. Es sei selbstverständlich, daß man einen Selbstmord von Deutschland nicht verlangen könne.

Die folgenden Ereignisse, die zum Abschluß des Sondervertrages mit den Russen führten, sind denjenigen deutschen Teilnehmern der Genua-Konferenz, welche sie Stunde für Stunde miterlebt haben, unvergeßlich geblieben.

Am Mittwoch, dem 12. April ließ Gregory Maltzan morgens mitteilen, daß er ihn und den für englische Angelegenheiten zuständigen deutschen Sachverständigen, den Botschaftsrat Dufour-Féronce, nachmittags zum Tee ins Hotel Miramare einlode. Die Deutschen trafen dort u. a. auch Mr. Wise, einen Abteilungschef aus dem englischen Handels-Ministerium, der als Vertrauensmann von Lloyd George galt und die meisten englischen Verhandlungen mit den Russen führte. Maltzan betonte, die Tatsache, daß Artikel 116, dessen Wirkungen er Lord d'Abernon anlässlich seiner Besprechungen mit Radek in Berlin als äußerst verhängnisvoll für Deutschland bezeichnet habe, ausdrücklich in das englische Memorandum aufgenommen worden sei, zwingt Deutschland zu größter Vorsicht. Maltzan deutete in diesem Zusammenhang wiederum die Möglichkeit an, daß die Deutschen gezwungen sein würden, sich

mit den Russen hier wegen Artikel 116 erneut in Verbindung zu setzen. Die Engländer suchten jedoch die ganze Angelegenheit als harmlos darzustellen und versprachen, Maltzan baldmöglichst Nachricht zu geben. Einer erwähnte in diesem Zusammenhange, daß bei den bevorstehenden Besprechungen des Memorandums in der Unterkommission ja Gelegenheit gegeben sei, die deutschen Bedenken auch formell zur Sprache zu bringen.

*Am Donnerstag, dem 13. April fand die erste »Privatbesprechung« des Londoner Memorandums mit den Russen bei Lloyd George in der Villa de Albertis statt; die für den Vormittag anberaumte Sitzung des Unterausschusses wurde zunächst auf den Nachmittag und dann sine die verschoben. Rathenau bat zweimal schriftlich und einmal telephonisch Lloyd George um eine Unterredung; alle drei Gesuche wurden abgeschlagen.*

*Am Freitag, dem 14. April verdichteten sich die Gerüchte, daß in der Villa de Albertis die Franzosen gerade den Artikel 116 und die daraus abzuleitenden neuen Reparationslasten Deutschlands als Handelsobjekt gegenüber den Russen benutzten. Für den Fall der Anerkennung der Vorkriegsschulden durch Rußland sollten die russischen Forderungen aus Artikel 116 Frankreich gegenüber als Sicherungen dienen, diese Sicherungen in Form einer Abgabe von allen aus Deutschland nach Rußland ausgeführten Waren durchgeführt werden. Abends 11 Uhr erschien unerwartet im Auftrage des italienischen Außenministers Schanzer der *Commendatore Gianini* beim Reichskanzler. Er sei gekommen, um dem Reichskanzler mitzuteilen, daß die Besprechungen zwischen den »einladenden Mächten« und den Russen einen *günstigen Verlauf* nähmen. Die »einladenden Mächte« seien der Ansicht, daß die deutsche Regierung, so sagte er wörtlich, »die Sache wohl billigen würde«. Als Gianini nun in die Einzelheiten eintreten wollte, bat ihn der Reichskanzler, mit zu Rathenau zu gehen und begleitete ihn persönlich nach dem Erdgeschoß des Hotels, wo dann eine einstündige Unterredung zwischen dem Reichskanzler, Rathenau, Maltzan, dem Staatssekretär von Simson und Gianini stattfand. Gianini führte aus: In den Besprechungen am Donnerstag und Freitag in der Villa von Lloyd George zwischen Russen und »einladenden Mächten« habe man sich dahin geeinigt, daß die Kriegsschuld Rußlands gegen seine Forderungen an die Entente aus den Unternehmungen von Denikin, Koltshak, Judenitsch *aufgerechnet*, dagegen die russischen *Vorkriegsschulden bestehen bleiben und dafür Obligationen ausgegeben werden sollten, über deren Amortisation, Zinsen und Befristung sicherlich Übereinstimmung zu erzielen sein werde*. Rathenau fragte, ob dieser Vorschlag für sich allein gelten solle, oder im Rahmen des Londoner Memorandums? Gianini antwortete: » *Selbstverständlich im Rahmen des Londoner Memorandums.*« Rathenau dankte in höflichsten Worten Gianini für den Besuch und führte aus, daß Deutschland unter diesen Umständen an den Vorgängen ein Interesse zu nehmen außerstande sei. Als Gianini seine Verwunderung darüber ausdrückte, sagte Rathenau: »daß die Abmachungen ohne uns mit Rußland getroffen worden seien. Man habe ein schönes*

Diner arrangiert, uns nicht dazu eingeladen, aber gefragt, wie uns das Menu gefalle?« Auf mehrfache Wiederholung dieser Äußerung fand Gianini nur die Worte: »C'était seulement préparé pour nous.« Rathenau sagte: »Solange die Punkte aus Artikel 116 bestehen bleiben, könnten wir uns nicht mit dem Memorandum einverstanden erklären.« Gianini deutete in keiner Weise an, daß die Möglichkeit für eine Änderung des Memorandums gegeben sei. *Worauf Rathenau ihm zu verstehen gab, daß wir uns dann nach anderen Sicherungen umsehen müßten.* Gianini erklärte auch dann noch: »Ich bin nicht autorisiert, irgendwelche andere Erklärungen abzugeben. Mein Auftrag ging lediglich dahin, das eben Gesagte zur Kenntnis der deutschen Delegation zu bringen.«

Die deutsche Delegation gewann aus dieser Unterredung die Überzeugung

1. daß die Verhandlungen der Westmächte mit Rußland nahe am Abschluß standen;
2. daß die bevorstehende Verständigung zwischen den Westmächten und Rußland, die aus dem »Londoner Memorandum« in drei Punkten sich ergebenden schweren Nachteile für Deutschland nicht beseitigen würde; und
3. daß die Information durch Gianini lediglich eine Aufforderung zum Beitritt Deutschlands zu einem Abkommen darstelle, auf das Deutschland keinen Einfluß mehr nehmen könne.

*Am Sonnabend, dem 15. April um 10 Uhr traf Maltzan Joffe und Rakowsky verabredungsgemäß im Palazzo Reale. Er besprach mit ihnen die Ereignisse der letzten Tage und bekam von ihnen genaue Aufschlüsse über die Verhandlungen in der Villa Lloyd Georges. Sie erwähnten, daß diese geheimen Verhandlungen trotz bestehender Schwierigkeiten im ganzen einen guten Verlauf nähmen. Es bestünde bei den »einladenden Mächten« anscheinend die Absicht, sich zunächst mit den Russen zu verständigen und erst dann wieder vor die Unterkommission zu treten. Maltzan sondierte die Russen vorsichtig über die eventuelle Wiederaufnahme der Berliner Besprechungen. Er stellte ihnen vor, daß bei einer Separatverständigung in der Villa Lloyd Georges Deutschland kaum mehr in der Lage sein würde, ihnen die bisherige wirtschaftliche Unterstützung zu gewähren. Er stellte ihnen diese Hilfe auf Grund der mit der Industrie schwebenden Verhandlungen in erneute Aussicht, verlangte aber als Gegengabe, daß sie uns an den Sondervorteilen, die die Entente in den Verhandlungen in der Villa Lloyd Georges erhalten habe, durch die Meistbegünstigung teilnehmen ließen und uns Garantien für den Artikel 116 gewährten. Joffe und Rakowsky betonten, daß sie trotz der Sonderverhandlungen mit Lloyd George auf eine Zusammenarbeit mit Deutschland, wie bekannt sei, größtes Gewicht legten, daß sie die von Maltzan gewünschten Garantien am besten durch Unterzeichnung des Vertrages erteilen könnten (des in Berlin vorbereiteten deutsch-russischen Vertrages).*

Während dieser Unterhaltung, die öffentlich in der Veranda des Palazzo Reale stattfand, wartete der Botschaftsrat Dufour draußen, um sich mit Maltzan sofort zu den Engländern ins Hotel Miramare zu begeben und diese über die bei den Russen erfolgte deutsche Démarche offen aufzuklären. Da die Engländer nicht da waren, wurden an Wise und Gregory Briefe hinterlassen, daß Maltzan sie dringend zu sprechen wünsche. Wise kam darauf nachmittags gegen 05 zu Maltzan ins Hotel Eden. Es folgte eine etwa zweistündige Unterredung im Garten des Hotels. Maltzan stellte Wise hinterher noch Hilferding vor und trank mit ihm Tee. Er setzte Wise nochmals alles auseinander und teilte ihm die gestrige Unterredung mit Gianini mit, auf Grund deren die deutsche Delegation alle Hoffnung auf ein Entgegenkommen hinsichtlich ihrer Wünsche auf Änderung des »Londoner Memorandums« verloren hätten. *Er ließ ihm keinen Zweifel darüber, daß Rathenau Gianini gesagt habe, wir würden uns nunmehr anderweitig arrangieren.* Er erzählte ihm ganz offen, daß er sich heute mit den Russen auf Grundlage der deutsch-russischen Berliner Besprechungen in Verbindung gesetzt habe, um von ihnen eine Sicherung hinsichtlich des Artikels 116 und die Meistbegünstigung zu erlangen. Die deutsche Delegation hätte beabsichtigt, ihre Einwendungen offiziell in einer der angesagten Sitzungen der Unterkommission zur Sprache zu bringen, diese Gelegenheit sei ihr dadurch genommen, daß die Unterkommission in die Privatvilla Lloyd Georges verlegt worden sei, zu der Deutschland anscheinend keinen Zutritt habe. Wise antwortete: »The question has been brought before the Prime Minister, but you know ...!« (»Die Frage ist dem Premierminister vorgelegt worden, aber Sie wissen ja ...!«) Hierbei machte er eine entsprechende Bewegung mit den Schultern, die das Ergebnislose seiner Bemühungen andeuten sollte. Über Maltzans Schritt bei den Russen tat er durchaus nicht erstaunt; in ehrlicher Weise erkannte er die Schwierigkeit der deutschen Stellung an. Auf Maltzans ausdrückliche Frage bestätigte er, daß die Unterhandlungen mit den Russen in der Villa Lloyd Georges weitergeführt würden und anscheinend einen guten Verlauf nähmen.

Nach dem Abschied Wises, der gegen 630 erfolgte, mehrten sich von allen Seiten die Meldungen, wonach im Laufe des Abends eine Verständigung zwischen den »einladenden Mächten« und den Russen in der Villa de Albertis erfolgt sei. Die folgenden erschienen der deutschen Delegation besonders bedeutungsvoll:

a) In den offiziellen Mitteilungen der italienischen Presse an die fremden Journalisten wurde von seiten Italiens zugegeben, daß seit einigen Tagen Sonderbesprechungen zwischen den »einladenden Mächten« und Rußland in der Villa Lloyd Georges stattgefunden hätten, *die anscheinend heute abend zu einer vorläufigen Verständigung geführt hätten.*

b) Der Berichterstatte der »Vossischen Zeitung«, Herr Reiner, meldete dem Reichskanzler und Rathenau, daß auf Grund guter Informationen die Russen mit den Alliierten in der Villa

Lloyd Georges heute abend abgeschlossen hätten.

c) Gelegentlich eines Essens, welches der Sachverständige Dr. Hagen am gleichen Abend gab, wurde dem Reichskanzler unter Berufung auf eine authentische Äußerung von Benesch mitgeteilt, daß das Abkommen zwischen den Russen und den Alliierten getroffen sei.

d) Der zum Essen eingeladenen Holländer Van Vlissingen bestätigte das aus neutraler Quelle.

In diesem Zusammenhange äußerte der Reichsfinanzminister Hermes dem Staatssekretär von Simson und Maltzan gegenüber seine große Sorge und Enttäuschung über den Abschluß Rußlands mit den Alliierten. *Hierdurch seien wir nunmehr auch im Osten ganz abgeschnürt.* Er stellte Maltzan insbesondere sehr eindringlich vor, ob dieser auf Grund seiner bekannten Beziehungen zu den Russen nicht im rechten Moment noch irgend etwas von ihnen erreichen könne, *es müsse doch alles aufgeboten werden, damit wir nicht auch im Osten abgeschnürt würden.* Alle gingen in ziemlich gedrückter Stimmung nach Hause. Maltzan saß mit Rathenau, Hagen, und eine Zeitlang noch mit Wirth in der Halle des Hotels zusammen. Darauf rief gegen 11 Uhr abends Wise Maltzan telephonisch an und bat ihn nochmals um genaue Angabe der inkriminierten Artikel des »Londoner Abkommens«. Als Maltzan in diesem Zusammenhange auch die Bestimmungen von Artikel 260 von Versailles betonte, erwähnte er, daß dieser Artikel seiner Ansicht nach nicht in Betracht komme, da die Rechte der Entente hierauf nach seiner Auffassung schon abgelaufen seien. Irgendeine Zusicherung, daß dieser Artikel nicht gegen uns angewendet würde, hat Wise Maltzan auch an diesem Abend nicht gegeben. Maltzan teilte den versammelten Herren die Anfrage Wises mit.

*Oster-Sonntag, den 16. April. Nachts gegen 1.15 rief Joffe Maltzan an, daß die russische Delegation bereit sei, mit der deutschen Delegation in erneute Verhandlungen einzutreten und dankbar sein würde, wenn sie am Sonntag, gegen 11 Uhr, zu diesem Zweck in Rapallo eintreffen würde.* Auf Maltzans Anfrage betonte er, daß ein definitiver Abschluß mit den Alliierten noch nicht erfolgt sei, daß eine Einigung aber in Aussicht stünde, und daß beabsichtigt sei, die Verhandlungen am Oster-Montag oder -Dienstag wieder aufzunehmen. Maltzan teilte diese neue Wendung Simson und Rathenau sofort mit. Es wurde in Aussicht genommen

a) daß sie nach Rapallo fahren würden,

b) daß Maltzan nach Möglichkeit am Sonntag früh Wise wiederum telephonisch von der bevorstehenden Fahrt nach Rapallo verständigen sollte.

Am Oster-Sonntag früh 7<sup>00</sup> Uhr telephonierte Maltzan Wise an und erhielt von seinem Bureau die Mitteilung, daß er noch schlief. Auf Maltzans Bitte, ihn zu wecken, erhielt er die Mitteilung, daß Wise ihn selbst, sobald er aufgestanden sei, anrufen würde. Als dieser Anruf bis 930 nicht erfolgte, rief Maltzan Wise zwischen 930 und 10 Uhr noch einmal an und bekam

die Mitteilung vom Bureau, daß die Herren aus wären. Rathenau, Simson, Gaus und Maltzan begaben sich daraufhin nach Rapallo, wo sie gegen 12 eintrafen. Rathenau besprach die Lage mit Tschitscherin und schlug eine nochmalige Prüfung des Wortlautes des Vertrages vor, insbesondere die erhöhte Forderung einer Garantie für gleichartige Behandlung Deutschlands mit anderen Staaten im Falle der Sozialisierungsschäden. Die Deutschen frühstückten darauf allein im Hotel Zentral. Dann begaben sich Gaus und Maltzan verabredungsgemäß zu Litwinoff, um mit ihm den Wortlaut des Vertrages und die erhöhte deutsche Forderung nochmals durchzusprechen. *Der Vertrag wurde daraufhin fertiggestellt und von Rathenau und Tschitscherin gegen 630 abends gezeichnet.*

Während der Fertigstellung des Vertrages war Rathenau zum früheren deutschen Botschafter in Tokio von Mumm nach dessen Besitzung bei Portofino gefahren. Als er fort war, wurde Maltzan aus Genua angerufen, Lloyd George habe soeben telephonierte, er wünsche den Reichskanzler und Rathenau unverzüglich zu sprechen. Der Versuch, Rathenau zu benachrichtigen, mißlang, weil die Mummische Besitzung kein Telefon hatte. Als Rathenau nach Rapallo zurückkehrte, teilte ihm Maltzan den Anruf mit. Aber der Vertrag war mit den Russen inzwischen fertiggestellt, es gab kein Zurück mehr. Rathenau ging ein paar Male schweigend im Zimmer auf und ab, sagte: »Le vin est tiré, il faut le boire Etwa: »Das Faß ist angestochen, wir müssen das Gebräu trinken.«, stieg ins Auto und fuhr zur Unterzeichnung.

Nach der Rückkehr Rathenaus nach Genua besuchte ihn Sir William Blackett, dem er sofort über die zwischen den Russen und Deutschen getroffene Einigung Mitteilung machte. Sir William Blackett soll die Mitteilung ruhig und sachlich entgegengenommen haben und durchaus nicht erstaunt gewesen sein.

*Montag, den 17. April* früh machte Maltzan Wise privatschriftlich Mitteilung von dem abgeschlossenen Vertrag unter Beifügung der einzigen noch unbenutzten Kopie, die er hatte. Wise hat Empfang dieses Briefes zwischen 8 und 9 früh bestätigt. Später wurde bekannt, daß ein Amerikaner, der am Sonntag bei Lloyd George gegessen hatte, durchaus den Eindruck hatte, daß Lloyd George über die deutsch-russischen Verhandlungen orientiert sei; ferner eine Äußerung Wises einem mit der deutschen Delegation befreundeten Engländer gegenüber: »I was not at all surprised.«

Am Abend des Vertragsschlusses schrieb Rathenau an die Freundin:

»16. 4. 1922.

Herzlichen Gruß! Heute am Ostersonntag war ich in Rapallo und habe dort etwas gezeichnet.

W.«

Und vierzehn Tage später:

(Genua) »28.4.1922.

Auswärtiges Amt.

Ihr Vertrauen hat mir gutgetan und kam zur rechten Zeit. Das Gefühl, einer geschlossenen, starren Welt gegenüberzustehen, die auf jede Schwäche lauert – das ist ein physisches Empfinden, das an den Nerven zerrt. Und welche Widerstände im eigenen Kreise! F ... hat mir gut geholfen, es tut mir leid, daß er abreist. Alles Äußere wird er Ihnen schildern.

Ich bin überzeugt, daß wir gehandelt haben, wie wir mußten. Ohne Wunden geht das nicht ab, und der Sturm ist noch nicht vorüber. Auch die Natur will nicht freundlich werden. Ich sehe hinunter auf einen großen, grünen Garten mit dicken, halb blühenden roten und weißen Kastanien, dahinter ein Bergzug, und alles behängt mit grauen, tief regnenden Wolkenfetzen. Die feuchte Kälte geht durch alle Glieder bis in die Fingerspitzen.

Daß Sie H... kommen ließen, gerade jetzt, wo er alles tut, um meiner Arbeit zu schaden, erregt mich nicht, aber ich suche nach einem klaren und wahren Gefühl, das Sie bewegen konnte. Gern wüßte ich Sie irgendwo, wo die Sonne scheint und ein williges Frühjahr waltet. Dieser Winter klammert sich an alles wie der Krieg, und will noch Schaden tun. Der Sommer wird dennoch kommen und Sie heilen.

Während all dieses Schreibens ist nicht ein einziges Mal die Tür aufgegangen, – ein kleines Wunder! Und so war ich in Kälte und Kampf eine Viertelstunde bei Ihnen.

Herzlich der Ihre

W.«

Rathenau hat den Rapallo-Vertrag in Genua ungern unterzeichnet; er hätte ohne Zweifel lieber das Verhältnis zu Rußland zusammen mit den Westmächten geregelt. Der Plan eines gesamteuropäischen Wiederaufbaus von Rußland, wie ihn Lloyd George gefaßt hatte, paßte zu seiner Weltanschauung und schien ihm sicher aussichtsreicher als eine Verständigung bloß zwischen Deutschland und Rußland; der Rapallo-Vertrag machte diesem Plan nach menschlichem Ermessen ein Ende. Ebenso gefährdete er die Verhandlungen Bergmanns mit Seydoux, die bei günstigem Erfolge die Reparationsfrage auf vier Jahre aus dem Wege

schaffen und Poincarés Absichten am Rhein zunichte machen konnten. Aber der Erfolg dieser beiden Pläne war zweifelhaft, solange Poincaré nicht gesprochen hatte, zweifelhaft auch, so lange nicht feststand, ob die englischen und amerikanischen Bankiers das Geld dazu hergeben würden; und die Gefahr, wenn Deutschland mit Rußland nicht abschloß, erschien dringend und nur durch unverzügliches Handeln abzuwenden. Hätten die Russen sich auf Grund des »Londoner Memorandums« und des Artikels 116 des Friedensvertrages mit den Westmächten verständigt, so wären die Reparationslasten Deutschlands ins Unabsehbare gestiegen, die deutsche Ausfuhr nach Rußland durch Abgaben gedrosselt, die Wiederanknüpfung von Beziehungen nach dem Osten, die ein Hauptpunkt von Rathenaus weltpolitischem Programm war, zum mindesten vertagt und erschwert worden. Es ist daher unrichtig, wenn gesagt worden ist, er sei von Maltzan geblufft und vergewaltigt worden; er hat den Rapallo-Vertrag allerdings zögernd und ungern, aber nach reiflicher Abwägung der Gründe, die dafür und dagegen sprachen, in klarer Erkenntnis der Folgen unterzeichnet. Auch ist er dabei loyal vorgegangen: er hat mehrmals versucht, Lloyd George persönlich zu sprechen, um ihm die Zwangslage, in der er sich befand, zu erklären, hat Gianini zwei Tage vor der Unterzeichnung deutlich zu verstehen gegeben, daß er unter Umständen gezwungen sein werde, selbständig vorzugehen; und durch Maltzan ist Wise, der als Vertrauensmann von Lloyd George galt, in der gleichen Weise gewarnt worden. Der Eindruck ist unabweisbar, daß Lloyd George absichtlich nicht hörte, Rathenaus und Maltzans Andeutungen für einen Bluff zu halten beliebte und so die Katastrophe geschehen ließ, bis er in allerletzter Stunde doch Bedenken bekam und, als Rathenau schon in Rapallo und der Vertrag fertiggestellt war, einen aussichtslosen Versuch machte, die Aktion noch zu bremsen.

Der Abschluß des Vertrages drohte allerdings die Konferenz zu sprengen. Die Aufregung war unbeschreiblich und nahm zum Teil groteske Formen an. Barthou gab eine Note heraus, in der er den Reichskanzler Wirth der Lüge zieh. Die französische Delegation packte geräuschvoll im Hotel Savoy ihre Koffer. In Paris machten sich die jungen Leute marschbereit. Zu einem Frühstück, das ich gemeinsam mit zwei anderen Herren aus Berlin gab, sagten die eingeladenen französischen Delegierten im letzten Augenblick auf Befehl von Barthou ab. Poincaré argwöhnte, daß Deutschland gegen seine Rheinpläne militärische Hilfe bei Rußland gesucht und gefunden habe.

Die Haltung von Lloyd George war undurchsichtiger. Er tobte malerisch, aber nicht sehr überzeugend, verlangte kategorisch die Zurückziehung des Vertrages, was ebenso kategorisch sowohl von Deutschland wie von Rußland abgelehnt wurde: bewilligte dann aber trotzdem am Mittwoch dem 19. April endlich, als es schon zu spät war, die von Rathenau so lange vergeblich nachgesuchte Unterredung. Man hat den Eindruck, daß er an eine deutsch-russische Militärkonvention wahrscheinlich glaubte, sie aber als Gegenzug gegen Poincarés Rheinpläne

nicht durchaus mißbilligte, ja vielleicht insgeheim als nicht unwillkommene Unterstützung seiner eigenen auf die Durchkreuzung jener Pläne gerichteten Absichten begrüßte. Die Unterredung zwischen ihm, dem Reichskanzler Wirth und Rathenau fand in Anwesenheit von Maltzan statt.

Als Maltzan sich darauf berief, daß er Wise unterrichtet habe, fragte Lloyd George: »Who is Mr. Wise?« (»Wer ist Mr. Wise?«), obwohl Wise allgemein als sein Vertrauensmann für die Verhandlungen mit Rußland bekannt war. »Why did you not come to me?« (»Warum sind Sie nicht zu mir gekommen?«) Worauf ihm Maltzan die treffende Antwort gab: »Sie haben Herrn Rathenau nicht empfangen wollen, den Sie kennen. Wie hätten Sie mich denn empfangen, der Ihnen unbekannt war?« Lloyd George stellte den Kanzler und Rathenau vor die Wahl, entweder den Vertrag rückgängig zu machen, oder auf die Teilnahme an den Verhandlungen mit Rußland in der Politischen Unterkommission zu verzichten. Wirth und Rathenau brachten die Sache vor die deutsche Delegation, deren Ansichten geteilt waren. In Berlin war der Reichspräsident Ebert über den plötzlichen und auch für ihn überraschenden Vertragschluß keineswegs erfreut; er hat ihn lange Wirth und Rathenau nachgetragen. In Genua aber legte sich der italienische Außenminister *Schanzer* ins Mittel, um die Konferenz zu retten, und erreichte in einer Unterredung mit Rathenau am 20. vormittags, daß in der deutschen Antwortnote auf den Protest der Alliierten, nach schärfster Betonung des deutschen Standpunktes und Zurückweisung des Vorwurfs der Illoyalität, Deutschland freiwillig auf die Teilnahme an den Verhandlungen über den Spezialvertrag zwischen Rußland und den Westmächten in der Unterkommission verzichten solle. In allen anderen Fragen, *auch in den allgemeinen Fragen des russischen Wiederaufbaues*, sollte sich Deutschland Sitz und Stimme in der Unterkommission vorbehalten. Rathenau ging auf diesen Vorschlag ein; und darauf berief Lloyd George, noch ehe unsere Antwort überreicht war, in großer Eile am gleichen Nachmittag alle Journalisten in den Palazzo San Giorgio und erklärte den durch den Rapallo-Vertrag geschaffenen *Zwischenfall für geschlossen*. Er entfaltete dabei so viel Grazie und unbewölkte Heiterkeit, daß man den Eindruck gewann, als ob er irgendeine geheime Befriedigung, die sich vermutlich auf Poincaré bezog, fühlte; wahrscheinlich weil er ihm durch die Eile, mit der er den Zwischenfall für geschlossen erklärte, zuvorkam. Maltzan wurde zunächst von einigen englischen Delegierten brüsk geschnitten; aber auf einem Ball in der nächsten Woche sah man ihn zur allgemeinen Überraschung mit Miß Megan Lloyd George tanzen.

Barthou aber legte nachträglich Protest ein gegen den bloß teilweisen Austritt Deutschlands aus der Unterkommission; und vier Tage später, am 24., *hielt Poincaré in Bar-le-Duc eine Rede*, die seine Rhein-Pläne offen enthüllte, indem sie militärische Maßnahmen gegen Deutschland *mit oder ohne die Alliierten* androhte, falls es einen Versuch wage, sich in irgendeinem Punkte seinen Verpflichtungen zu entziehen. Worauf Lloyd George einen Ausspruch

von sich in den Zeitungen kommentieren ließ: »daß er seine Haltung zur Entente revidieren müßte, wenn er zwischen der Entente und dem Frieden zu wählen hätte«; und seine Absicht ankündigte, die Frage, ob ein einzelner Alliiertes allein Sanktionen vornehmen dürfe, zur Beantwortung den Signatarmächten von Versailles vorzulegen. Von diesem Tage an blieb die Entfremdung zwischen England und Frankreich auf der Konferenz unverhüllt. Engländer und Franzosen schoben sich gegenseitig die Schuld zu. Garvin schrieb im »Observer« einen flammenden Artikel »France versus Europe« (»Frankreich contra Europa«): »ein Mißerfolg in Genua bedeute den Krieg.« Die Franzosen behaupteten, Lloyd George wolle die französische Delegation zwingen, abzureisen und die Konferenz zu sprengen, um Frankreich moralisch vor der Welt bloßzustellen; eine Ansicht, die sich bei dem sonst so gemäßigten Philippe Milliet zu dem Ausspruch verdichtete: Europa werde erst Frieden haben » *quand elle aura vomé Lloyd George* « (»wenn es Lloyd George ausgespien hat«). Die Nervosität in Genua, aber auch in Paris, wuchs von Stunde zu Stunde. Poincaré überschüttete Barthou mit Weisungen; an einem einzigen Tage soll er ihm hintereinander dreißig Telegramme geschickt haben. Schließlich entschloß sich Barthou, nach Paris zu fahren, um Poincaré mündlich Bericht zu erstatten.

Sehr merkwürdig war der Einfluß, den dieser Konflikt auf die Stellung der deutschen Delegation hatte. Rathenau war von Anfang an überzeugt, daß die Engländer gegen die Franzosen nichts ausrichten könnten; er hielt sich daher vorsichtig zurück. Aber beide Parteien begannen jetzt, um die deutsche Delegation zu werben. Eine ständige Verbindung zwischen deutscher und französischer Delegation über das Mitglied der französischen Delegation Professor Hesnard war schon in Berlin vorbereitet worden; aber obwohl ich der Verabredung gemäß Professor Hesnard täglich sah, gab sie nur mäßige Resultate, weil Barthou, wohl auf Weisung von Poincaré, in der ersten Zeit jede Unterredung mit Rathenau oder Wirth ablehnte. Jetzt äußerte Barthou selbst, der noch vor acht Tagen den Reichskanzler öffentlich der Lüge geziehen hatte, durch Professor Hesnard den Wunsch nach einer Unterredung. Rathenau antwortete mir, als ich ihm die Anregung übermittelte, gesellschaftlich würden er und der Reichskanzler sich einem Zusammentreffen mit Barthou nicht entziehen; aber eine rein geschäftliche Besprechung sei nicht erwünscht, weil da wieder allerlei gemunkelt und geredet werden würde. Die Unterredung kam nicht zustande; auch ist kaum anzunehmen, daß an der Haltung Poincarés, der zu seiner separatistischen Rheinpolitik fest entschlossen war, (gerade in diese Zeit fällt der Bericht des Senators Dariac) etwas zu ändern gewesen wäre. Ein sehr kluger französischer Delegierter meinte mir gegenüber, diese Bereitwilligkeit Barthous komme » *zu spät*«. – Dagegen wuchs die deutsche Delegation infolge des akuten englisch-französischen Konflikts und des Rapallo-Vertrages allmählich in das Verhältnis einer

Vermittlungsstelle zwischen Engländern, Franzosen und Russen hinein. Am 2. Mai wurde den Russen ein *neues Memorandum* übergeben, das von den Alliierten mit Ausnahme der Belgier unterzeichnet war und ihnen die Bedingungen für eine Anleihe und die Wiederanknüpfung wirtschaftlicher Beziehungen bekannt gab. Das Schicksal der Konferenz und damit auch das politische Ansehen von Lloyd George hingen von der Antwort der Russen ab. Am 4. Mai fand auf Wunsch von Lloyd George eine lange Unterredung zwischen diesem, dem Reichskanzler und Rathenau in der Villa de Albertis statt. Da Barthou in Paris war, ergab es sich von selbst, daß er der Unterredung nicht beiwohnte. Es wurden im Laufe des Gesprächs alle aktuellen Fragen, also auch die des Memorandums an die Russen, berührt, aber keine bestimmte Abmachungen in irgendeiner Form getroffen. Lloyd George drückte den Wunsch aus, die gegenseitige Fühlungnahme fortzusetzen. – Am gleichen Tage bat mich der französische Presschef, der jetzige Abgeordnete François-Poncet, Tschitscherin wissen zu lassen, daß, wenn die Russen die Beantwortung des Memorandums wegen der fehlenden Unterschrift der Belgier ablehnten (was als Möglichkeit besprochen wurde), dann die Behandlung der Russenfrage auf der Konferenz ein Ende habe. Es sei »dringend«, dieses sofort Tschitscherin zu übermitteln. Ich teilte die Äußerung Maltzan mit, der es übernahm, sie an Tschitscherin weiterzuleiten. – Von diesen ersten Maitagen an begann eine fortlaufende Vermittlungsaktion der deutschen Delegation zwischen den Russen und namentlich den am meisten um das Zustandekommen eines Vertrages besorgten Engländern. Nach der russischen Seite vermittelten in erster Linie Maltzan und Hilferding, der als Finanz-Sachverständiger bei der deutschen Delegation war, nach der englischen Seite, den ich von da an ebenfalls täglich sah. Rathenau hielt die Fäden nach beiden Seiten in der Hand und war um eine Verständigung zäh bemüht, weil er den Rapallo-Vertrag in einen allgemeinen Vertrag zwischen allen Westmächten und den Russen eingliedern wollte. Allmählich erwarb sich die deutsche Delegation ein so großes Vertrauen, daß Lloyd George die Bitte aussprach, durch einen *deutschen* Sachverständigen den Russen die Finanzklauseln des Memorandums erläutern zu lassen, da sie selbst diese anscheinend nicht verstünden. Das geschah dann durch Hilferding. Bekanntlich endete diese russische Aktion damit, daß die Besprechung des Memorandums vertagt und eine besondere Konferenz zu diesem Zweck im Juni nach dem Haag einberufen wurde.

Mit diesem Beschluß war die Konferenz von Genua zu Ende. Ihre Ergebnisse für Deutschland waren seine Wiedereinreihung als Großmacht in das europäische Konzert, ein großer Gewinn an Vertrauen für die neue deutsche Außenpolitik, die in Rathenau und Wirth verkörpert war, und der Rapallo-Vertrag, der nach einem kurzen Sturm sich als Grundlage neuer vertraulicher Beziehungen auch zu England bewährt hatte. Gescheitert war die Lösung der Reparationsfrage und damit der europäische Wiederaufbau, wahrscheinlich weil sie scheitern

mußten am festen Willen Poincarés, durch keine irgendwie geartete Maßnahme seine Rhein-Politik stören zu lassen. Gescheitert war auch die Annäherung der Westmächte an Rußland. Zieht man das Fazit, so erscheint als einziger Gewinner bei der Konferenz Deutschland, das in einer neuen Lage aus Genua zurückkehrte: für den unvermeidlichen Kampf am Rhein durch neue Sympathien gestärkt, die zum Zusammenbruch der französischen Rhein-Politik in den folgenden Jahren entscheidend beitrugen. Wenn Rußland sich zu einem Ring mit den Westmächten gegen Deutschland zusammengeschlossen hätte, so wie Barthou noch in Genua wollte, wenn England aus Mißtrauen gegen Deutschland Frankreich unterstützt hätte, so muß es fraglich erscheinen, ob die separatistische Bewegung am Rhein in den Jahren 1923/24 nicht gesiegt, die deutsche Einheit nicht, wenigstens zeitweise, zertrümmert worden wäre. Die intellektuelle Kraft und Zähigkeit, mit der Rathenau es verstand, einem Teil unserer früheren Feinde die Überzeugung von der Ehrlichkeit seiner Verständigungspolitik beizubringen, hat entscheidend dazu beigetragen, Deutschland in den furchtbaren Jahren, die bevorstanden, zu retten und seinen späteren, überraschend schnellen Wiederaufstieg vorzubereiten.

Das Ansehen, das Rathenau sich in Genua erworben hatte, kam zum spontanen Ausdruck in der tiefen Bewegung, die seine große Rede in der letzten Vollsitzung der Konferenz, und namentlich seine letzten Worte, das Zitat aus Petrarca, auslösten. Sie waren sein Schwanengesang und drückten gleichnishaft das Innerste seines Strebens aus: »Die Geschichte Italiens ist älter als die der meisten europäischen Nationen. Auf diesem Boden sind mehr als einmal große Weltbewegungen entstanden. Abermals und hoffentlich nicht vergebens haben die Völker der Erde ihre Augen und Herzen zu Italien erhoben in der tiefen Empfindung, der Petrarca den unsterblichen Ausdruck verliehen hat: » *Io vò gridando: pace, pace, pace!*« (»Ich gehe durch die Welt und rufe: Friede, Friede, Friede!«)

## Kapitel XI. Es gibt keinen Tod!

Schon vor Genua liefen bei Rathenau täglich Anzeigen von der Polizei ein, die ihn vor Mordplänen warnten. Als ich, kurz nach seiner Ernennung zum Außenminister, zum erstenmal mit dem üblichen »Guten Tag, wie geht's?« sein Arbeitszimmer in der Wilhelmstraße betrat, griff er rückwärts in die Hosentasche, zog einen Browning heraus und antwortete: »So geht's!« Es sei so weit, daß er »nur noch mit diesem kleinen Instrument ausgehen könne«. – Genua war für ihn eine Atempause. Die Ordnung, die die Regierung Facta überall in Italien aufrecht erhielt, die Umsicht, mit der sie in Genua für die Sicherheit jedes einzelnen Konferenzteilnehmers sorgte, gab ihm das lang entbehrte Gefühl der Sicherheit. Wir gingen stundenlang unbewacht und allein durch die Straßen von Genua, wo er jeden Winkel kannte (als junger Mensch hatte er die elektrische Straßenbahn dort gebaut) und hocheifrig war, wenn er irgendein kleines Stück Mittelalter oder Hochrenaissance zeigen konnte, das Baedeker noch nicht entdeckt hatte. Jene, einem tiefen, tiefen Glück ähnliche, wunschlose Klarheit, die Menschen oft vor ihrer Lebenskatastrophe beschleicht, erleuchtet den letzten Brief an die Freundin aus Genua:

17. V. 22 Sonntag Nacht.

Was ist das? Sie schreiben mir einen schmerzlichen Brief und schicken mir allerhand Süß-Bittres, das viel zu schade ist, um in meinem Schreibtisch zwischen Gedanken und Träumereien unbedachtsam zu vergehen.

Wozu die Sorge des Durchdenkens? Wenn wir über diese Jahre blicken, ist nicht Alles, was geschehen mußte, gut?

Ich denke manchmal und es ist der stärkste Trost: was wäre das Leben, das gerade verlief? Es ist das Wundervolle: daß alle echten Schmerzen schön sind. Häßlich ist nur das Töricht-Schiefe, das Willkürlich-Verkehrte. In unserem Leben war alles Gesetz: so waren die Dinge gegeben, so der Ablauf bestimmt. Nichts war vergeblich, nichts kann weggedacht, nichts geopfert werden.

Und wenn Sie aufrichtig prüfen, so empfinden Sie die Notwendigkeit auch dessen, was Willkür schien. Und nun sollte Willkür geschehen? So lang ist der Lauf nicht mehr, daß er Willkür verträge.

Ich bin jetzt von Menschen frei. Nicht in dem Sinne, daß Menschen mir jemals gleichgültig werden könnten: im Gegenteil. Je mehr ich frei bin,

desto mehr sind sie mir – trotz allem – verwandt und liebenswert, und ich erkenne freudig, daß ich für sie, nicht sie für mich da sind.

Der *Mensch*, der frei und selbstbewußt, ohne der Stütze, der Hülfe, ja selbst des Dankes zu bedürfen, für mich da ist und vollen Anteil an meinem Innern Leben hat, das sind Sie. Das danke ich Ihnen.

Es ist freilich nicht mehr viel von mir übrig. Die Flamme brennt nieder. Aber Sie wissen, es ist mir bestimmt, mich bereit zu halten, um für andere aufzunehmen, was sie bedrückt, und wunschlos zu bleiben: Ihnen gehört, was ich zuweilen noch zurückdränge, bewahre und verschweige.

Herzlich W.«

Nach seiner Rückkehr nach Berlin, Ende Mai, mehrten sich die Anzeichen, daß sein Leben ernsthaft in Gefahr sei. Von allen Seiten liefen Warnungen ein. Über eine Warnung, die besonders eindrucksvoll war, berichtet der damalige Reichskanzler Dr. Wirth in einem Brief an mich: »Es ist richtig, daß in jenen düsteren Tagen der Geschichte Deutschlands, wo wir um die Erhaltung der Einheit unseres Vaterlandes aufs tiefste besorgt waren und wo innerlicher Zerfall und Bürgerkrieg sich drohend auf uns herabzusenken schienen, ein katholischer Priester in das Reichskanzlerhaus kam und mir einfach und schlicht in wenigen Worten und zugleich in ernster Form eröffnete, daß das Leben des Ministers Rathenau bedroht sei. Von mir selbst wurden Gegenfragen begreiflicherweise nicht gestellt. Der ganze Vorgang vollzog sich nur zwischen dem katholischen Geistlichen und mir. Ich war mir des Ernstes dieser Mitteilung wohl bewußt und machte darüber auch an die zuständige Stelle der Reichskanzlei selbst die entsprechende Mitteilung. Dann wurde Rathenau selbst gerufen. In eindringlichen Worten beschwor ich ihn, doch endlich seinen Widerstand gegen einen starken Sicherheitsdienst aufzugeben. In seiner bekannten und vielen seiner Freunde wohl vertrauten Art lehnte er diesen entschieden ab. Ich eröffnete ihm darauf den oben geschilderten Vorgang und frug ihn, ob er einsähe, daß der Schritt des katholischen Priesters eine hochernste Sache sei. Meine Mitteilung machte auf Minister Rathenau einen tiefen Eindruck. Bleich und regungslos stand er wohl zwei Minuten vor mir. Keiner von uns wagte auch nur mit einem Wort die Stille zu unterbrechen. Rathenaus Augen waren wie auf ein fernes Land gerichtet. Er kämpfte sichtlich lange mit sich. Plötzlich nahmen sein Gesicht und seine Augen den Ausdruck unendlicher Güte und Milde an. Mit einer Seelenruhe, wie ich sie nie an ihm gesehen hatte, trotzdem ich das Maß seiner inneren Beherrschtheit bei Besprechung mancher ernsthaften Frage sachlicher und persönlicher Art kennen gelernt hatte, näherte er sich mir, legte beide Hände auf meine Schultern und sagte: ›Lieber Freund, es ist nichts. Wer sollte mir denn etwas tun?‹ Unser Gespräch war damit nicht abgeschlossen. Nach einem nochmaligen Betonen der

Ernsthaftigkeit der gemachten Mitteilung und der absoluten Notwendigkeit polizeilichen Schutzes verließ er ruhig und gelassen, mit dem Ausdruck eines mir unverständlichen Sichgeborgenfühlens, die Reichskanzlei. Leider hat Rathenau, wie ich später hören mußte, sich den Schutz nochmals ausdrücklich verboten.« Ich hatte beim Erstdruck dieses Buches aufgrund einer Mitteilung die mir unbedingt zuverlässig erscheinen mußte, berichtet, daß der katholische Geistliche das Bestehen einer Verschwörung gegen Rathenau im Beichtstuhl erfahren habe; die Darstellung Dr. Wirths in seinem Brief diente dazu, den Vorgang, so wie er sich abgespielt hat, das heißt ohne Verletzung des Beichtgeheimnisses, klarzustellen.

Leider, denn es konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß die Hetze, die seit Jahren gegen Rathenau betrieben worden war, in zahlreichen Köpfen blutige Pläne gezeitigt hatte. Wie kaum in einem anderen Lande oder einer anderen Epoche war der politische Mord in Deutschland in diesen Jahren alltäglich geworden. Gumbel hat in seiner Broschüre »Vier Jahre politischer Mord« über dreihundert in den Jahren 1918-1923 an Republikanern und links stehenden Persönlichkeiten begangene Meuchelmorde mit Namen festgestellt. Die Fememord-Prozesse haben den Beweis erbracht, daß in der Schwarzen Reichswehr und ähnlichen Organisationen der Meuchelmord zu einem System erhoben worden war, bei dem sich die Mörder kaum noch etwas dachten. In Leitartikeln, Volksversammlungen, Parlamenten wurde täglich auf Rathenau als den für Deutschlands Schande und Elend Hauptverantwortlichen hingewiesen. Im »Oberschlesischen Selbstschutz« sangen die Mannschaften ein Lied, dessen Kehrreim lautete:

*Knallt ab den Walther Rathenau  
die gottverdammte Judensau.*

Der Führer dieser Demagogie, ihr lautester Rufer, war *Helfferrich*, eine giftige Natur, ein Talent, dessen Schicksal seine Kleinheit war – wie manche körperliche Zwerge sein Format jedem Größeren übelnehmend – ein Aktenmensch a. D., in dem sich Rankünen und Statistiken zu dolchartigen Gebilden aneinander scharf schliffen. In langschweifigen Memoiren hatte er einen Teil seines Giftes wirkungslos verspritzt; er lernte, es in Reden und Broschüren konzentrieren. Schon hatte er Erzberger auf dem Gewissen. Seit dessen Tod wandte er seine dürre, nur von Galle geschwollene Rhetorik gegen Rathenau. Kreidebleich, mit dem Kains-Zeichen auf der Stirn und dem ihm von einem völkischen Verehrer der Mörder überreichten Blumenstrauß ist er nach Rathenaus Ermordung aus dem Reichstag geflohen.

Die Polizei drängte Rathenau Maßregeln zu seinem persönlichen Schutz auf. Zuerst ließ er sie sich gefallen, dann lehnte er sie kategorisch ab; denn er glaubte an das Schicksal und glaubte eigentlich nicht an den Tod. In der »Mechanik des Geistes« S. 177. stellt er die Frage:

»Ist Sterblichkeit möglich?« und beantwortet sie dahin: »Der Tod erscheint uns nur dann, wenn wir das Auge irrtümlich auf das Glied, nicht auf das Geschöpf richten. Die Alten haben das Absinken des Menschenlebens mit dem Fall des Laubes verglichen; das Blatt stirbt, aber der Baum lebt. Fällt der Baum, so lebt der Wald, und stirbt der Wald, so grünt das Erdenkleid, das alle seine Schützlinge nährt, wärmt und verzehrt. Erstarrt der Planet, so blühen tausend Bruderzweige unter dem Strahl neuer Sonnen. Nichts Organisches stirbt, alles erneuert sich, und der Gott, der aus der Ferne betrachtet, findet in Jahrtausenden das gleiche Bild und das gleiche Leben. – In der gesamten sichtbaren Welt kennen wir nichts Sterbliches. Etwas, das sterblich ist, könnte nicht geboren werden. Freilich, alles was einem Ziel zustrebt, was sich reibt und kämpft, das nutzt sich ab, und somit ist eine materiell-organische Welt nur auf der Grundlage ewigen Substanzwechsels denkbar, vom Mechanismus des Leibes bis zum Mechanismus des Atoms. Aber dieser Wechsel sieht dem Sterben nicht ähnlicher als das Wachstum der Einzelpflanze, das ohne Substanzwechsel unmöglich wäre. Der Begriff des Sterbens entsteht durch falsche Betrachtung, indem das Auge am Teil statt am Ganzen haftet. – Nichts Wesenhaftes in der Welt ist sterblich. Wollen wir dennoch die Macht, die in der Erscheinungsform des Daseins die Welten abgrenzt, auch fernerhin mit dem Bild des Todes bezeichnen, so erscheint der herrliche Genius als Wächter des Lebens, als Herr der Verklärung und Zeuge der Wahrheit.« Goethe hat in einem seiner tiefsten Gedichte eine ähnliche Anschauung ausgesprochen:

»Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite.  
Zu leben und zu wirken hier und dort;  
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite  
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort:  
In diesem innern Sturm und äußern Streiten  
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:  
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,  
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.«

Im April eröffnete der siebzehn Jahre alte Schüler Hans Stubenrauch, Sohn eines Generals, trotz seiner Jugend schon Mitglied des »Bundes der Aufrechten«, ein eitles, altkluges, noch halb kindliches Bürschchen, einem Studenten Günther, der wegen Fahnenflucht vorbestraft war, einem, wie nachher gerichtsärztlich festgestellt wurde, pathologischen Lügner und geschwätzigen Wichtigtuer, der mit Helfferich und Ludendorff in Verbindung stand, seine Absicht, Rathenau zu ermorden. Er begründete sie mit der im Ludendorffschen Sinne ausgelegten Stelle aus Rathenaus Broschüre »Der Kaiser«: »Niemals wird der Tag kommen, an dem

der Kaiser auf weißem Roß durch das Brandenburger Tor als Sieger einziehen wird. An diesem Tage hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren.« Der letzte Satz war, wie Günther im Prozeß aussagte, für Stubenrauch entscheidend, weil er »als gegen jeden Sieg Deutschlands gerichtet ausgelegt wurde«.

Nachdem Rathenau nach Berlin zurückgekehrt war, stellte Günther eine Verbindung her zwischen Stubenrauch und einem 25jährigen gewissen *Kern*, einem hellblonden, blauäugigen früheren Seeoffizier vom Typus, dem Rathenau – es ist tragisch, das festzustellen – unbedingt vertraute. Kern war Mitglied der *Organisation Consul*, die aus der Brigade Ehrhardt nach dem Kapp-Putsch hervorgegangen war, und kam mit einem zweiten Mitgliede dieser Geheimorganisation, seinem Freunde Fischer – ebenfalls 25 Jahre alt und hellblond – nach Berlin. Er sah Stubenrauch, fand ihn zu jung und auch sonst ungeeignet zur Ausführung des Planes, übernahm aber diesen nun mit Fischer selbst und setzte sich in Verbindung mit *Ernst Werner Techow*, ebenfalls Mitglied der *Organisation Consul* und ihr Vertrauensmann in Berlin: 21jährig, Sohn einer angesehenen Berliner Magistratsfamilie, Enkel eines alten 48ers, etwas dekadent, ein »weicher Junge«, wie sein Onkel im Prozeß aussagte, der, so erklärte Tillessen im Prozeß, von Kern nur mitgenommen wurde als »schicker Bengel, der alles macht und nichts fragt«. Techow brachte in die Verschwörung seinen sechzehnjährigen Bruder Gerd mit ein, der schon als Fünfzehnjähriger Mitglied der *Organisation Consul* geworden war. So kam die Verschwörung zustande, eine typische Verschwörung, wie sie zu allen bewegten Zeiten der Geschichte vorgekommen sind, wie sie Otway-Hofmannsthal im »Geretteten Venedig« geschildert haben: Kern, deutsch dickköpfig, beschränkt, geborener Fanatiker, durch die rechtsradikale Hetze in einen Rausch von Haß gegen Juden und Republik versetzt; im übrigen nicht unsympathisch, ein junger Mensch von rücksichtsloser Tapferkeit, der eine unwiderstehliche, geheimnisvolle Anziehungskraft auf Jüngere ausübte. In diesen Jahren nach dem Kriege, wo die Alten jede Autorität verloren hatten, war die Zusammenballung kleiner Gruppen von Knaben und jungen Menschen um einen nur wenig Älteren nichts Seltenes. Bruno Lemke, der Herausgeber der »Freideutschen Jugend« hat zu jener Zeit in einem Aufsatz »Das Ethos der Jugendbewegung« über die Beziehungen in den Jugendgruppen und Geheimbünden geschrieben: »Man findet hier sehr zarte, doch recht großzügige Vorstellungen von dem Verhältnis zweier Menschen zueinander ... Das Verhältnis mehrerer Menschen zueinander in den Gruppen erreicht häufig einen Grad von Innerlichkeit, der es leicht mit Erotik verwechseln läßt.« (»Vossische Zeitung« v. 15. Okt. 1922.) Kern wurde Mittelpunkt und Triebkraft der kleinen Verschwörer-Gruppe und formte sich die anderen zu willenlosen Werkzeugen. Bezeichnend für die Grundlage seiner Autorität sind zwei Aussagen im Prozeß gegen die Rathenau-Mörder vor dem Staatsgerichtshof: die Antworten Ernst Werner Techows auf die Frage des Präsidenten des Staatsgerichtshofes, warum er Kern am Abend vor der Tat sein

Ehrenwort gegeben hätte, mitzumachen, obwohl er angeblich die Tat mißbilligte: »Kern streckte mir die Hand hin und sagte: Schlag' ein. Ich *mußte* es tun, ob ich wollte oder nicht. Kern hätte mich niedergeschossen; es ging um mein Leben.« Präsident: »Also Sie fürchteten sich vor ihm?« Techow (schluchzend): »Jawohl. Kern sagte zu mir: wenn du dich weigerst, schieße ich dich nieder.« Und die Antwort des früheren Marineoffiziers Tillesen auf die Frage, warum er den Mordplan, den er angeblich verhindern wollte, nicht der Polizei angezeigt habe: » *Da ich Kern sehr gern mochte*, glaube ich nicht, daß mir der Gedanke gekommen wäre, ihn anzuzeigen.« Die moralischen Qualitäten dieses Verschwörer-Kreises beleuchtet die Tatsache, daß die Polizei, allerdings erst nach der Tat, durch einen der Mitverschworenen – sein Name tut nichts zur Sache – auf die Spur der Täter *gegen bar* hingelenkt wurde.

Am 18. Juni wurde in der Wohnung der Frau Techow zwischen dem fahnenflüchtigen Psychopathen Günther, dem 16jährigen Schüler Gerd Techow, Kern und seinem Freunde Fischer der Plan entworfen, nach dem Rathenau tatsächlich ermordet worden ist: Verfolgung seines Autos durch ein zweites Auto und Schüsse von Auto zu Auto. Am 20. Juni wurde dieser Plan im Steglitzer Ratskeller weiter ausgearbeitet. Aber Kern kamen Zweifel, ob man von Auto zu Auto in rascher Fahrt mit einem gewöhnlichen Revolver sicher treffen könne. Um diesen Punkt klarzustellen, trafen sich am 21. Juni Günther, Ernst Werner Techow, Fischer und Kern am Lützow-Platz und fuhren mit einem inzwischen von einem gewissen Küchenmeister für den Mord geborgten sechssitzigen großen Kraftwagen nach dem Grunewald, wo sie Schießversuche machten. Kern glaubte, bei dieser Schießübung feststellen zu müssen, daß mit einem gewöhnlichen Revolver keine genügende Sicherheit bestünde, das Ziel zu treffen, und beschloß daher, eine *Maschinenpistole* zu beschaffen. Er fuhr deshalb mit Techow und Fischer nach Schwerin, um eine Maschinenpistole, die er bei einem früheren Seekadetten und Mitglied der Brigade Ehrhardt, Ilseman, in Verwahrung gegeben hatte, zu holen. Dann kehrten die drei wieder nach Berlin zurück. Wer diesen völlig mittellosen Knaben und jungen Leuten das *Geld* für diese kostspieligen Vorbereitungen gab, ist, wie der Oberreichsanwalt im Prozeß hervorhob, trotz eingehender Untersuchungen, nicht festzustellen gewesen.

Den Abend vor der Tat, den des 23. Juni, verbrachten die Verschworenen zusammen. Sie tranken Bier, Kognak und Wein und sprachen dabei noch einmal die Gründe durch, warum Rathenau beseitigt werden müsse. Kern sagte zu Ernst Werner Techow, daß Rathenau ein Anhänger des schleichenden Bolschewismus sei, das heißt eines Bolschewismus, der nicht durch Terror zum Ziele gelangen wolle; er habe seine Schwester an Radek verheiratet. Seinen Ministersessel hätte er nur durch ein vierundzwanzigstündiges Ultimatum an den Reichspräsidenten erreicht. Weiter sagte Kern, daß Rathenau Deutschland unter jüdischen Einfluß bringen wolle, *daß er ein geheimes Abkommen mit der Entente getroffen habe, das dieser förderlich wäre, und daß seine Erfüllungspolitik Verrat an Deutschland sei.* An diesem Tage

hatte *Helfferrich* im Reichstage im Verlauf einer Debatte über eine Interpellation Stresemann, betreffend die angeblich geplante »Neutralisierung« der Rheinlande durch England und Frankreich, und eine Interpellation Marx, betreffend die Zustände im Saargebiet, sich zum Wort gemeldet, Rathenau heftig angegriffen und *ebenfalls, wie Kern, seine Erfüllungspolitik als die Ursache des ganzen Elends des deutschen Volkes gebrandmarkt*. Seine Rede war eine Antwort auf eine Rede, in der Rathenau am 21. Juni zu den beiden Interpellationen Stellung genommen hatte. Auf die Interpellation Stresemann hatte Rathenau u. a. geantwortet: »Namens der Reichsregierung habe ich die Erklärung abzugeben, daß sie niemals für irgendwelche Zugeständnisse, und mögen sie noch so groß sein, dafür zu haben sein wird, das Rheinland, das während der Besatzungszeit so oft seinen unerschütterlichen Willen zum Festhalten am angestammten Vaterlande bewiesen hat, preiszugeben oder seinen Bestand schädigen zu lassen.« Auf die Interpellation Marx: »Am 16. Juni 1919 haben unsere einstigen Gegner erklärt, sie hätten volles Vertrauen, daß die Einwohner des Saargebiets keinen Grund haben würden, die neue Verwaltung als eine ihnen ferner stehende zu betrachten als die von Berlin und München gewesen sei. Wenn irgend etwas durch die Tatsachen widerlegt worden ist, dann ist es dieser Satz! Gewiß: die Regierungskommission sitzt im Saargebiet selbst, aber in Wirklichkeit steht sie der Saarbevölkerung ferner, als wenn sie in einem anderen Erdteil ihren Sitz aufgeschlagen hätte. Das Bild, das ich Ihnen im Vorstehenden vom Saarbecken entrollen durfte, ist kein erfreuliches. Als Deutsche aber können wir mit Stolz auf die Tatsache hinweisen, daß die Bevölkerung des Saargebietes in den schweren Jahren der Fremdherrschaft, von denen erst wenige vorübergegangen sind, sich um so fester zusammengeschlossen hat, um das zu wahren, was sie als ihr höchstes Gut betrachtet: *ihr Deutschtum*«.

Helfferrich antwortete ihm am 23ten: »Ich weiß, daß Gott dem Diplomaten die Sprache gegeben hat (nach dem bekannten Ausspruch von Talleyrand), um seine Gedanken zu verbergen. Aber es gibt Augenblicke, in denen auch ein Minister des Auswärtigen von dieser Gabe keinen Gebrauch machen sollte. Vorgestern war ein solcher Augenblick. Deshalb kann ich – es liegt keine persönliche Spitze in dem, was ich sage – kein Verständnis für die, ich will einmal sagen *mehr als abgeklärte Art der Kritik des Herrn Ministers* an den Zuständen finden, an diesen Zuständen, die zum Himmel schreien ... Der Minister hat den letzten Teil seiner Ausführungen eingeleitet mit den Worten: »Das Bild, das ich Ihnen entrollen durfte – entrollen durfte! – ist kein erfreuliches.« *Bei Gott, die Limonade ist matt! Muß sich denn unter diesen Umständen, die im Saargebiet bekannt sind, die saarländische Bevölkerung nicht verlassen und verraten fühlen, wenn auch jetzt wieder die Regierung in so matten Worten ihrer gedenkt?* ... Ich sage: besteht nicht die Gefahr, daß bei der Bevölkerung des Saargebiets die matten Worte, *in denen Empörung und Entrüstung kaum anklingen, den Eindruck erwecken, als ob sie mehr von der Sorge vor einem französischen Stirnrunzeln als von den Leiden der Bevölkerung des*

*Saargebiets eingegeben seien!* Und dann, meine Herren am Regierungstisch, wenn *Herr Dr. Rathenau* sozusagen als einzigen Trost dem Saarland die Hoffnung auf eine bessere Einsicht des Völkerbundsrats zeigte, muß da angesichts der Erfahrungen mit Oberschlesien die Saarbevölkerung nicht geradezu verzweifeln? Muß da nicht die ganze Welt, auch über das Saarland hinaus das Gefühl haben: *hier steht eine Regierung, der der Völkerbundsrat alles und jedes bieten kann?* – Die *Politik der Erfüllung* hat uns, das will ich einmal kurz zusammenfassen, *die furchtbare Entwertung des deutschen Geldes gebracht, hat unsern Mittelstand zermalmt, hat zahllose Menschen und Familien in Not und Elend gebracht, hat zahllose Menschen in Verzweiflung und Selbstmord getrieben, sie hat große, wertvolle Teile unseres nationalen Produktionskapitals dem Auslande ausgeliefert, sie hat unsere wirtschaftliche und soziale Ordnung in ihren Grundfesten erschüttert!*« (Verhandlungen des Reichstags. Stenographischer Bericht. Berlin 1922. S. 1988ff.) Die gleichen Argumente gebrauchte Kern einige Stunden später Techow gegenüber als entscheidend für die Beseitigung Rathenaus.

Am Abend war Rathenau der Gast des amerikanischen Botschafters Mr. Houghton in der amerikanischen Botschaft bei einem Diner, das zu Ehren des Obersten Logan stattfand, der den offiziellen Beobachter der Amerikaner in der Reparations-Kommission vertrat. Rathenau verspätete sich und war sichtbar durch den Angriff von Helfferich erregt. Während des Essens drehte sich das Gespräch um gewisse Lieferungen von Reparationskohlen; Rathenau regte mit einem etwas ironischen Lächeln beim amerikanischen Botschafter an, daß er Hugo Stinnes einladen solle, damit er an dem Gespräch teilnehme. Der Botschafter stimmte zu, und Rathenau schickte ein Telephonat an Stinnes, der sofort antwortete, er werde kommen, sobald er selbst mit seinem Essen fertig sei. Er kam gegen 10 Uhr, und nach einem rein technischen Gespräch über die Kohlenfrage fing Stinnes an, Rathenaus Politik anzugreifen; von da an bis lange nach Mitternacht führten die beiden eine lebhafte politische Debatte und gingen, nachdem sie die Botschaft verlassen hatten, zusammen ins Esplanade-Hotel, wo sie die Diskussion bis fast 4 Uhr morgens fortsetzten. (Mitteilung von Stinnes an den Botschafter Houghton.) Der Botschafter hatte von dem Gespräch den Eindruck, daß die beiden politisch nicht so weit auseinander waren, wie allgemein angenommen wurde. Ich verdanke diese Mitteilungen über den letzten Abend Rathenaus einer Aufzeichnung seiner Exzellenz des Botschafters Houghton, die er mir freundlichst zur Verfügung gestellt hat..

Am nächsten Morgen, den 24. Juni, verspätete sich Rathenau, der gewöhnlich zwischen 10 und 11 Uhr ins Amt fuhr, um einige Minuten. Die Abfahrt von seinem Hause im Grunewald fand erst gegen 11 Uhr in Rathenaus offenem, altem, nicht sehr schnellem Wagen statt. Die Verschworenen hatten beschlossen, ihm in der Königsallee, wo sie an der Ecke der Wallot-Straße eine S-Kurve macht, und die Autos daher langsamer fahren müssen, aufzulauern. Kern sollte ihn mit der Maschinenpistole erschießen, Fischer eine Eierhandgranate in seinen

Wagen werfen, Ernst Werner Techow den Wagen steuern. An der vorgesehenen Stelle in der Königs-Allee waren Arbeiter auf einem Neubau beschäftigt. Einer von diesen, der Bauarbeiter Krischbin, hat gleich nach der Tat in der »Vossischen Zeitung« den Vorgang sehr anschaulich geschildert: »Gegen 11 Uhr kamen aus der Richtung Hundekehle die Königsallee hinunter zwei Autos. In dem vorderen langsamer fahrenden Wagen, der etwa die Mitte der Straße hielt, saß auf dem Rücksitz ein Herr; man konnte ihn genau erkennen, da der Wagen ganz offen, auch ohne Sommerverdeck war. In dem hinteren, ebenfalls ganz offenen Wagen, einem sechssitzigen, dunkelfeldgrau gestrichenen, starkmotorigen Tourenwagen saßen zwei Herren in langen, nagelneuen Ledermänteln mit ebensolchen Lederkappen, die eben noch das Gesichtsoval frei ließen. Man sah, daß beide völlig bartlos waren. Autobrillen trugen sie nicht. Die Königsallee im Grunewald ist eine sehr stark befahrene Autostraße, so daß man nicht auf jedes Auto achtet, das vorbeikommt. Dieses große Auto haben wir aber doch alle gesehen, weil uns die feinen Ledersachen der Insassen ins Auge stachen. Das große Auto überholte den kleineren Wagen, der langsamer, fast auf den Schienen der Straßenbahn, fuhr, wohl weil er zu der großen S-Kurve ausholen wollte, auf der rechten Straßenseite und drängte ihn stark nach links fast an unsere Straßenseite hin. Als der große Wagen etwa um eine halbe Wagenlänge vorüber war und der einzelne Insasse des anderen Wagens nach rechts herübersah, ob es wohl einen Zusammenstoß geben würde, bückte sich der eine Herr in dem feinen Ledermantel (Kern) nach vorn, ergriff eine lange Pistole, deren Kolben er in die Achselhöhle einzog, und legte auf den Herrn in dem anderen Wagen an. Er brauchte gar nicht zu zielen, so nah war es, ich sah ihm sozusagen direkt ins Auge. Es war ein gesundes, offenes Gesicht, wie man so bei uns sagt: so'n Offiziersgesicht. Ich nahm Deckung, weil die Schüsse auch uns hätten treffen können. Da krachten auch schon die Schüsse ganz schnell, so schnell wie bei einem Maschinengewehr. – Als der eine Mann mit dem Schießen fertig war, stand der andere (Fischer) auf, zog ab, – es war eine Eierhandgranate – und warf sie in den anderen Wagen, neben dem er dicht herfuhr. Vorher war der Herr schon auf seinem Sitz zusammengesunken und lag auf der Seite. Jetzt hielt der Chauffeur an, ganz an der Erdener Straße, wo ein Schutthaufen war, und schrie: »Hilfe, Hilfe!« Der fremde große Wagen sprang plötzlich mit Vollgas an und brauste durch die Wallot-Straße ab. Das Auto mit dem Erschossenen stand inzwischen an der Bordschwelle. In dem gleichen Augenblick gab's einen Krach, und die Eier-Handgranate explodierte. Der Herr im Fond wurde von dem Druck ordentlich hochgehoben, sogar das Auto machte einen kleinen Sprung. Wir liefen gleich alle hin und fanden auf dem Damm dabei neun Patronenhülsen und den Abzug der Eier-Handgranate. Von dem Auto waren Teile des Fournierholzes abgesprungen. Der Chauffeur warf seinen Wagen wieder an, ein junges Mädchen stieg in den Wagen und stützte den bewußtlosen, wohl schon toten Herrn, und in großer Fahrt fuhr der Wagen den Weg, den er gekommen war, auf der Königsallee zurück zur

Polizeiwache, die etwa dreißig Meter weiter am Ende der Königs-Allee nach Hundekehle zu liegt.« (»Vossische Zeitung« von Sonntag, den 25. Juni 1922.) – Das junge Mädchen, das so tapfer in das Auto sprang, war die Krankenschwester Helene Kaiser. Sie sagte im Prozeß aus: »Rathenau, der schwer blutete, war nach dem Attentat noch am Leben und hat mich groß angesehen. Er war aber anscheinend schon bewußtlos.« Der Chauffeur fuhr mit dem Sterbenden von der Polizeiwache direkt nach seinem Hause zurück, wo er in sein Arbeitszimmer getragen und flach auf den Fußboden gelegt wurde. Er schlug, als sein Diener ihn bettete, noch einmal die Augen auf. Aber der sofort nachher erschienene Arzt konnte nur den Tod feststellen. Fünf Schüsse waren in den Körper gegangen, Wirbelsäule und Unterkiefer zerschmettert. Am nächsten Tage, Sonntag den 25. Juni, lag er an derselben Stelle im offenen Sarge, den Kopf etwas nach rechts zurückgebogen, einen sehr friedlichen Ausdruck und doch eine unermeßliche Tragik in dem tief gefurchten, toten, wunden Gesicht, über dessen untere zerschmetterte Hälfte ein feines Taschentuch gebreitet war; nur der graue, kurz gestutzte, zerzauste Schnurrbart sah darüber hinaus.

Draußen marschierte an diesem Sonntag die Arbeiterschaft. Hunderttausende zogen vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag unter schwarz-rot-goldenen und roten Fahnen in vier Kolonnen nebeneinander schweigend in Trauer durch die Straßen des Westens. Der Reichstag versammelte sich um drei Uhr. Bei Helfferichs Erscheinen erschollen Rufe: »Mörder, Mörder. Hinaus mit den Mördern!« Ein ungeheurer Tumult entstand, bis Helfferich verschwunden war. Wirth redete: »Von dem Tage an, wo wir unter den Fahnen der Republik aufrichtig diesem neuen Staatswesen dienen, wird mit Millionengeldern ein fürchterliches Gift in unser Volk geleitet. Es bedroht von Königsberg bis Konstanz eine Mordhetze unser Vaterland, dem wir unter Aufgebot aller unserer Kräfte dienen. Da schreit man es hinaus, daß das, was wir tun, ein Verbrechen am Volke wäre, es wird nach dem Staatsgerichtshof geschrien (lebhaft Rufe links: Helfferich!), und dann wundert man sich, wenn verblendete Buben nachher zur Mordwaffe greifen.«

Rathenaus Beisetzung fand am Dienstag, dem 27. Juni statt. Der Sarg wurde im Sitzungssaal des Reichstages aufgebahrt. Unter einer großen schwarz-rot-goldenen Fahne stand er dort, wo sonst der Präsidentenstuhl steht. Attachés des Auswärtigen Amtes bildeten die Totenwache. In der Kaiserloge saß wachsbleich und wie zu Stein geworden Rathenaus Mutter und blickte immer nur starr hinunter auf den Sarg. Ebert hielt die Totenrede: »Die verruchte Tat traf nicht den Menschen Rathenau allein, sie traf Deutschland in seiner Gesamtheit.« Die Gewerkschaften hatten eine allgemeine Arbeitsruhe im ganzen Reich von Dienstag 12 Uhr bis Mittwoch früh beschlossen. Ungeheure Demonstrationen zogen, wie sie Deutschland noch nicht gesehen hatte, durchzogen geordnet unter republikanischen Fahnen alle deutschen Städte. Über eine Million Menschen in Berlin, hundertfünfzigtausend in München, in Chemnitz,

hunderttausend in Hamburg, Breslau, Elberfeld, Essen. Nie hatte Deutschland einen seiner Bürger so geehrt. Den Widerhall, den Rathenaus Leben und Denken nicht gefunden hatte, fand jetzt sein Tod.

Mit Recht; denn die menschliche Tragödie Rathenau wurde durch ihre Wirkungen zu einer nationalen; im Augenblick, wo Poincaré seinen Stoß ins Herz Deutschlands vorbereitete, fiel das Hindernis, das ihm am meisten zu schaffen machte: das Vertrauen, das Rathenau als Leiter der deutschen Außenpolitik sich und Deutschland erworben hatte. Mit einem Schlage war die Bahn frei für die Wiederbelebung der Stimmung, aus der der Vertrag von Versailles und das Londoner Ultimatum geboren waren. Wenn Poincaré zunächst ohne ernstliche Gegenwirkung in der öffentlichen Meinung Frankreichs und Englands die Ruhr besetzen konnte, so verdankte er das in erster Linie der Beseitigung Rathenaus, der als Symbol der Verständigung gefallen war. Die Kugeln, die Rathenau töteten, trafen das Werk Bismarcks. Nur der ungeheure Lebenswille des deutschen Volkes und die Kühnheit und Kunst eines anderen Staatsmannes, die Deutschland nach furchtbaren Leiden wieder aufrichteten, indem sie langsam das verlorene Vertrauen wiederherstellten, überwand die Folgen des Verbrechens von Rathenaus Mördern.

Das Schlußwort der menschlichen Tragödie aber sprach Rathenaus Mutter. Zunächst war sie ganz Rache, wollte nur noch Helfferich schreiben, er sei der Mörder ihres Sohnes, dann sterben. Nachher aber überwand sie sich, wie ihr Sohn sich überwunden hätte, und schrieb an die Mutter des einen überlebenden Täters, Techow, den folgenden Brief:

»In namenlosem Schmerz reiche ich Ihnen, Sie ärmste aller Frauen, die Hand. Sagen Sie Ihrem Sohn, daß ich im Namen und Geist des Ermordeten ihm verzeihe, wie Gott ihm verzeihen möge, wenn er vor der irdischen Gerechtigkeit ein volles offenes Bekenntnis ablegt und vor der göttlichen bereut. Hätte er meinen Sohn gekannt, den edelsten Menschen, den die Erde trug, so hätte er eher die Mordwaffe auf sich selbst gerichtet, als auf ihn. Mögen diese Worte Ihrer Seele Frieden geben.

Mathilde Rathenau.«

## Nachwort

**B**eim Abschluß meiner Arbeit drängt es mich, die zu nennen, die mir dabei hilfreich zur Seite gestanden sind: in erster Linie die Schwester Rathenaus, Frau Andreae, die mir in freigiebigster Weise ihre Erinnerungen und ihr Archiv zur Verfügung gestellt hat; sodann die Freundin Rathenaus, die mir gestattet hat, seine Briefe zu veröffentlichen; sein Sekretär Herr Hugo Geitner, der mir wichtige Informationen gegeben hat; das Reichsministerium des Innern und das Auswärtige Amt, die mir wertvolle Unterlagen und Mitteilungen haben zukommen lassen; die Rathenau-Stiftung, die mir Rathenaus Tagebuch die Aufzeichnung über das »Reich der Seele« und eine Anzahl von Photographien und Zeichnungen zur Verfügung gestellt, hat; Herr Ernst Gottlieb, dessen erschöpfende Bibliographie für mich ein unentbehrlicher Wegweiser durch eine kaum noch zu übersehende Literatur gewesen ist; Seine Exzellenz der frühere amerikanische Botschafter in Berlin Mr. Houghton und der frühere Reichskanzler Dr. Wirth, der Reichsminister a. D. Dr. Koeth, der Staatssekretär a. D. Dr. Wichard von Moellendorff, Frau von Hindenburg, geb. Gräfin Münster, Geheimrat Professor Dr. Haber, Geheimrat Felix Deutsch, Herr Georg Deutsch, Dr. Rudolf Hilferding, Dr. Martin Buber, Professor Samuel Saenger, Professor Ludwig Stein, Herr Theodor Däubler und Rathenaus langjähriger Diener Herr Hermann Merkel, die mir wertvolles Material zur Verfügung gestellt haben; Herr Stefan Großmann, der für mich eine Abschrift des heute sonst unauffindbaren »De Profundis« Rathenaus aus dem »Tagebuch« anfertigen ließ; Professor Max Liebermann und Herr Edvard Munch, die mir die Erlaubnis zur Reproduktion ihrer Porträts von Emil und Walther Rathenau gegeben haben; Herr Georg Bernhard, Herr Emil Ludwig, der Gesandte Gerhard von Mutius, der Reichskunstwart Dr. Redslob, der Gesandte Dr. Kurt Riezler, Herr Dr. Heinz Simon, der Generalkonsul H. F. Simon, aus deren Aufsätzen ich viele Anregungen geschöpft habe; Herr Fritz Guseck, der mir bei der Beschaffung des Materials, Fräulein Else Blumenthal und Fräulein Adelheid Föge, die mir durch Fertigstellung des Registers und des Manuskripts geholfen haben; auch viele andere Freunde Rathenaus, von denen ich Mitteilungen bekommen habe, die mir bei der Gestaltung seines Charakterbildes von Wert gewesen sind. Allen diesen möchte ich hier meinen wärmsten Dank für ihre Unterstützung aussprechen, ohne die es mir nicht möglich gewesen wäre, das vorliegende Buch zum Abschluß zu bringen.

*Berlin, 1928.*

*Harry Graf Kessler.*



